This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

COUNTWAY LIBRARY
HC 2159 0

BOSTON MEDICAL
NOV 23 1964
LIBRARY
t.6226

Memoirenbibliothek

Dr. med. Ryan

Unter dem roten Halbmond

Ghazi Osman Paſcha.

Geboren 1837, geſtorben 5. April 1900.

Unter dem roten Halbmond

Erlebnisse eines Arztes bei der türkischen Armee im Feldzuge 1877/78

Von

Dr. med. Ryan

Autorisierte Uebersetzung
von
H. von Natzmer

Mit Porträt Osman Pascha's

Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1901.

Ghazi Osman Paicha

Geboren 1837 — Gestorben 5. April 1900

Unter dem roten Halbmond

Erlebnisse eines Arztes bei der türkischen Armee im Feldzuge 1877/78

Von

Dr. med. Ryan

Autorisierte Uebersetzung
von
H. von Natzmer

Mit Porträt Osman Paschas

Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1901.

Nachdruck im einzelnen und
ganzen verboten.

Druck des Pforzheimer Beobachter
Inhaber Max Klemm.

Vorwort.

Die vorliegenden Erinnerungen erschienen im Jahre 1897. Sie schildern die Erlebnisse eines jungen Australiers, der, nachdem er in England seine medizinischen Studien beendet hatte, im Jahre 1877, bei Beginn des russisch-türkischen Krieges, als Arzt in türkische Dienste trat. Nach dem Friedensschluß kehrte er in seine Vaterstadt Melbourne zurück und dort faßte er erst nach Verlauf vieler Jahre den Entschluß, seine Erinnerungen zu veröffentlichen. Dieselben sind von einem Vorwort begleitet, in welchem er sagt:

„Man wird vielleicht fragen, warum ich erst jetzt nach 20 Jahren mit meinen Erlebnissen hervortrete. Der Grund ist einfach der, daß ich als viel beschäftigter Arzt keine Zeit übrig hatte und ich mich überhaupt nicht der Aufgabe gewachsen fühlte ein Buch zu schreiben. Das nunmehr vorliegende würde auch in der That nicht geschrieben worden sein, wenn sich nicht einer meiner Freunde erboten hätte, das in litterarische Form zu bringen, was ich dann und wann bei der Cigarre am Kaminfeuer erzählte und was meine näheren Bekannten die Liebenswürdigkeit hatten interessant zu finden. Und noch ein anderer Punkt bedarf der Erklärung. Er betrifft die Ungebundenheit meiner damaligen Stellung. Diejenigen, welche mit militärischen Verhältnissen vertraut sind, werden nämlich nicht begreifen wie es möglich war, daß ein junger, untergeordneter Militärarzt nicht allein in seiner Berufsthätigkeit ganz nach Belieben auf dem Kampfplatz bei Plewna schalten und walten konnte, sondern daß er sich sogar, ohne jede Beanstandung seitens der Offiziere,

mit dem Säbel in der Faust an dem Kampfe der Truppen gelegentlich beteiligen durfte. Die Erklärung hierfür liegt in den damals in der ottomanischen Armee herrschenden Verhältnissen, welche so strenge Dienstvorschriften, wie sie in anderen europäischen Armeen bestehen, nicht kannten. Dazu kam, daß, wie ich mit Stolz hinzufügen darf, ich mich der hohen Gunst und des Vertrauens Osman Paschas zu erfreuen hatte und auch, trotz meiner Jugend, durch die Freundschaft Tewfik Beys — jenes glänzend begabten, außergewöhnlichen Mannes und hervorragenden Soldaten — ausgezeichnet wurde.

Diese Umstände werden viele in dem Buche geschilderte Vorkommnisse verständlich machen, welche den fest geregelten Dienstbestimmungen anderer Heere gegenüber unglaubwürdig erscheinen könnten. Nicht die geringste Einzelheit des von mir Erzählten ist erdichtet oder übertrieben. Alles beruht auf strengster Wahrheit." —

Mit dieser Erklärung des Verfassers wird der Leser in Begleitung reichhaltiger, kleiner, oft mit glücklichem Humor durchwürzter Episoden vor ein Kriegsbild geführt, dessen schaurig düstere Farben nur gegen die Bewunderung verblassen, die uns der türkische Soldat abringt. Wir lernen diesen kennen in seinem Leben und Treiben, in seiner Genügsamkeit und Nüchternheit, in seiner Todesverachtung und seinem Fatalismus, der ihn selbst unter den qualvollsten Leiden unerschütterlichen Mut und erhabene Ergebung bewahren läßt. Es ist dies ein Bild wie es in ähnlicher Weise noch nicht in die Oeffentlichkeit trat und dessen Kenntnis insofern von erhöhtem Interesse ist, als gerade Deutschland seit den letzten Jahren mit dem Türkenreich mehr wie je in freundschaftlichen Verkehr getreten ist. —

Der Titel ‚Unter dem roten Halbmond' entspricht dem Sinn des roten Kreuzes der Genfer Konvention.

H. v. N.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorwort 5

Erstes Kapitel.

Von Melbourne nach Sofia 9

Zweites Kapitel.

In Nisch, Sofia und Orkhanie 37

Drittes Kapitel.

Widdin 60

Viertes Kapitel.

Von Widdin nach Plewna 88

Fünftes Kapitel.

Das erste Gefecht bei Plewna 111

Sechstes Kapitel.

Zwischen der ersten und zweiten Schlacht 135

Siebentes Kapitel.

Schlacht bei Plewna am 30. Juli 150

Achtes Kapitel.

Die Mißerfolge von Pelischat und Lowtscha 174

Neuntes Kapitel.

Die dritte Schlacht bei Plewna 199

Zehntes Kapitel.

Die Einschließung von Plewna 223

Elftes Kapitel.

Während der Einschließung 248

Zwölftes Kapitel.

Von Konstantinopel nach Erzerum 271

Dreizehntes Kapitel.

In Erzerum 295

Vierzehntes Kapitel.

Die Uebergabe von Erzerum 321

Fünfzehntes Kapitel.

Das Ende des Krieges 345

Sechzehntes Kapitel.

Schluß 368

Erſtes Kapitel.

Von Melbourne nach Sofia.

Man hat mich oft gefragt, wie ich, ein Auſtralier, dazu gekommen wäre, Kriegsdienſte bei der türkiſchen Armee zu nehmen.

Die Sache ging ſehr einfach zu.

Gleich dem Deutſchen, der einer althergebrachten hübſchen Sitte folgend, ſein Ränzel nimmt und hinauszieht, wenn er ausgelernt hat, um erſt ein wenig die Welt zu ſehen, ehe er ſich in das Joch ſeines erwählten Berufes ſpannt, ſo nahm auch ich, nach Beendigung meiner Studien, den Wanderſtab in die Hand.

Und dieſe Wanderzeit war es, welche es mit ſich brachte, daß ich bald Pulver roch und ruſſiſche Bajonette blinken ſah. Ehe ich aber erzähle wie das kam, darf ich mir die Freiheit nehmen, mich vorzuſtellen.

Ich beſuchte drei Jahre die Univerſität Melbourne, und begab mich von dort, zur Vollendung meiner mediziniſchen Studien, nach Edinburg. Hier erlangte ich, in einem Alter von 21 Jahren, die Doktorwürde, und war damit mein eigener Herr. Von meinem Vater mit Mitteln reichlich ausgeſtattet, ſtand es mir frei, zu gehen wohin ich wollte, und

so geschah es, daß ich eine Wanderschaft durch Europa antrat, die mich schließlich, im Juli 1877, als wohlbestallten Truppenarzt nach Plewna führte. Ich will mich nicht lange bei meinen Reisen, die ich bis zu diesem Zeitpunkt unternahm, aufhalten, sondern nur kurz erwähnen, wo ich überall herumkam. — Gleich Odysseus kann ich sagen: „Mannigfach waren die Völker, deren Sitten zu sehen und deren Städte zu schauen, mir vergönnt war."

Nach einer Tour durch Norwegen und Schweden brachte ich einige Monate in Paris zu. Von dort ging ich nach Bonn, wo ich einige Zeit in der Klinik von Professor Busch hospitierte und, im Schatten des Siebengebirges und des Drachenfels, mich romantischen Träumen hingab. Alsdann begab ich mich nach Wien. Hier sah ich Serben in ihrem malerischen Nationalkostüm, und empfing durch sie den ersten Eindruck der stolzen und tapferen Völker der Balkanstaaten. Dies erregte in mir den Wunsch, mir auch Konstantinopel anzusehen. Ich blieb mehrere Monate in Wien, und lernte in dieser Zeit die ‚schöne blaue Donau' auf vielen Ausflügen und öfteren Fahrten bis nach Preßburg und Budapest, gründlich kennen. Mit Ungeduld erwartete ich dabei fortwährend den Tag, der mir Gelegenheit geben würde, auf der großen Wasserstraße nach Rustschuk, und somit auf türkisches Gebiet zu gelangen. Als sich, trotz allen Wartens, hierzu gar keine Aussicht bieten wollte, reiste ich nach Steiermark und Baiern, wandte mich dann südwärts, und endete in Rom.

Dort machte ich bald die Bekanntschaft eines spanischen Chirurgen, Sennor Garcia C . . . Wir fanden Gefallen

aneinander und der Umgang mit ihm trat in engste Beziehung zu meiner Anstellung als türkischer Militärarzt. Er war ein liebenswürdiger Mensch, aber in ewigen Geldverlegenheiten. Ich hoffe, er wird mir verzeihen, wenn ich jetzt nach so vielen Jahren verrate, daß er mich zu seinem Bankier machte, und zwar in einem Umfange, der meine Mittel schließlich gänzlich erschöpfte und mich in eine höchst fatale Lage brachte. Ich glaube, wenn seine wertvolle Uhr nicht gewesen wäre, würde ich nie die Griwiza-Redoute gesehen haben. Wir logierten zusammen in einer der vornehmsten Pensionen Roms, die mir von einem französischen Comte, welchen ich in Paris kennen gelernt hatte, empfohlen worden war. Ich weiß nicht warum, vielleicht meines Namens wegen wurde ich für einen guten römischen Katholiken gehalten, und ohne einen ganz geringfügigen, für mich aber doch sehr unglücklichen kleinen Vorfall, hätte ich, möglicherweise, in eine italienische Fürstenfamilie heiraten können, und würde dann niemals genötigt gewesen sein, Pferdefleisch in einem Feldzug zu essen.

Die Sache verhielt sich so! — Zu den Gästen der Pension gehörte auch eine alte italienische Marchesa, welche ihre beiden Töchter nach Rom gebracht hatte, um sie Seiner Heiligkeit dem Papst vorzustellen. Sie hatte die Güte, sich lebhaft für mich zu interessieren, und man kann nicht wissen, was geschehen wäre — die ältere Tochter war wirklich ein ganz reizendes Mädchen —, wenn nicht das Malheur mit den Hammelrippchen passiert wäre. Dasselbe ereignete sich schon am zweiten Freitag meines Aufenthalts in der Pension. An diesem Unglückstage hatte sich nämlich eine ältliche

schottische Dame, die eine strenge Presbyterianerin war und sich nicht scheute ihre Abneigung gegen alles Papistische offen zur Schau zu tragen, Hammelrippchen zu ihrem Dejeuner um 12 Uhr bestellt. Ich kam um diese Zeit von einem Besuch des Vatikans zurück und war sehr hungrig. Die Rippchen wurden gebracht und dufteten köstlich, die schottische Dame aber kam und kam nicht. Da vergaß ich alle Rücksichten, die man dem Alter und strengen Presbyterianismus schuldet, vergaß, daß ich in dem Ruf eines guten Katholiken stand, vergaß, daß Freitag war — und aß. Am nächsten Tage nahm mich die Marchesa in einer Ecke ins Gebet, und fragte mich, wie ich so gottvergessen hätte sein können, gebratene Koteletts an einem Freitag zu essen; sie warf mir vor, daß ich sie getäuscht hätte, nahm eine Einladung, sie zu besuchen, zurück, und untersagte mir jeden ferneren Verkehr mit ihrer bezaubernden Tochter. So endigte meine erste und letzte Aussicht auf eine fürstliche Schwiegermutter.

Nach einigen Wochen meines Aufenthaltes in Rom begann ich schwer durch finanzielle Verlegenheiten zu leiden. Garcia war ein entzückender Kerl, aber ein Poet, und wie alle Poeten hatte er kostspielige Passionen und war eitel. Er forderte mich einmal zum Duell, weil ich über einige seiner Verse gelacht hatte, doch als ich drohte, ihm einen Fußtritt zu geben, fiel er mir um den Hals und küßte mich. Meine Börse war indessen nicht schwer genug, uns beide zu erhalten, und so saß ich eines Tages sorgenvoll in einem kleinen Café und durchblätterte die ‚Times', als mein Blick auf eine Ankündigung fiel, nach welcher die türkische Regierung zwanzig Militärärzte suchte und zu Bewerbungen aufforderte. Ent-

zückt las ich das Inserat noch einmal, und beschloß sofort mich zu einer Stelle zu melden. Hier bot sich mir eine Gelegenheit, das Leben in einer ganz neuen Richtung kennen zu lernen. Doch meine Freude erstarb schnell. Ich hatte nur noch wenige Lires in der Tasche und wie in aller Welt sollte ich damit die türkische Gesandtschaft in London erreichen? C... war in seinem gewöhnlichen poetischen Zustande der Geldlosigkeit, und ich mochte gar nicht daran denken, wieviel er mir schuldig war. Trotzdem entschloß ich mich, ihn zu mahnen. Nie im Leben durfte ich auf eine auch nur ähnlich günstige Aussicht hoffen, meine lebhaftesten Wünsche verwirklichen zu können. Ich setzte daher jede Generosität beiseite, und rückte ihm ohne Zögern auf den Leib. Er versicherte mir zwar mit Thränen in den Augen, daß er nicht einmal den Preis für eine Flasche Chianti in der Tasche hätte, ich blieb aber unerbittlich. Er besaß eine prachtvolle goldene Uhr, ein wahres Kabinettstück, welches ihm einst als Erbstück von irgend einem stolzen kastilianischen Granden zugefallen war. Auf diese Uhr machte ich ihn aufmerksam, erklärte ihm, daß ein derartig kostbarer Gegenstand ein ganz unpassender Schmuck für einen geldlosen und obendrein noch verschuldeten Menschen wäre, und deutete ihm an, in welcher Weise er ihn in bare Münze verwandeln könnte. Der arme Kerl war über mein Ansinnen sehr erschrocken und es wurde ihm sichtlich furchtbar schwer, sich demselben zu fügen, ich ließ aber nicht locker. Jeder Skrupel hatte für mich ein Ende, und so wanderte das Erbstück des Hidalgo von Altkastilien in ein Leihhaus. Wir erhielten dafür 25 Napoleons — ein Zeichen für den hohen Wert des Versatzstückes. Garcia gab

mir hinreichend, um bis nach Neuchâtel zu kommen, wo ich darauf rechnen konnte, neue Gelder für mich vorzufinden, den Rest ließ ich ihm für seinen Unterhalt. Als ich darauf der Stadt der Cäsaren und meinem Spanier Lebewohl sagte, saß er bei einer Flasche Wein. Ich sah ihn niemals wieder. — Friede seiner Seele!

In Neuchâtel lag das von mir erwartete Geld auf der Post für mich bereit. Ich eilte nun unverzüglich nach London, wo ich Herrn T. E. Francis aus Melbourne aufsuchte. Derselbe war ein alter Freund meines Vaters, und als ich ihn wegen meines Planes, nach Konstantinopel zu gehen, um Rat fragte, lachte er und meinte: „Freilich, freilich, mein Junge, geh und versuche dein Glück, ich werde dich bei deinem Vater schon vertreten.“ So begab ich mich also getrost nach der türkischen Gesandtschaft. Ich hatte vorzügliche Zeugnisse von meinen Professoren in Edinburg und außerdem eine Empfehlung von Dr. Forbes, dem Arzt der türkischen Gesandtschaft. Mit diesen Papieren stellte ich mich vor, und bat um eine Audienz bei Musurus Pascha, dem damaligen Gesandten in London. Dieser war beschäftigt, ich wurde aber von einem seiner Söhne empfangen. Zwei Tage später war ich unterwegs nach Konstantinopel mit 25 Pfund Reise- und Ausrüstungsgeld, und einem Kontrakt, der mich mit einem Jahresgehalt von 200 Pfund — zahlbar monatlich in Gold — als türkischer Militärarzt verpflichtete. Gleichzeitig erhielt ich ein Schreiben für das Seraskierat oder Kriegsministerium und wurde angewiesen, mich sofort nach meinem Eintreffen daselbst zum Dienst zu melden. Unter den neunzehn erwählten Aerzten waren zwei, welche

ich kannte; ein Herr Geoffrey und ein junger Mann, Namens Stephenson, der mit mir zusammen in Edinburg studiert hatte. Natürlich war ich sehr erfreut über meinen Erfolg, und als ich nach Wien kam und dort alle meine alten Kumpane wiedersah, machten wir uns, da gerade die erste Regatta abgehalten wurde, einen sehr vergnügten Tag auf der Donau. Nach kurzem Aufenthalt in Wien reisten wir über Budapest und Belgrad nach Bazias, wo wir zu Schiff gingen und die Donau abwärts nach Rustschuk dampften.

Es war eine herrliche Fahrt! Die romantischen Ufer und die feenhafte Lieblichkeit des Rheins verblaßten vor der düsteren Großartigkeit des Stromes, welcher mich mit jeder Drehung der Schaufelräder weiter weg von dem Leben und Treiben des Abendlandes, in das märchenhafte Reich der Unterthanen des ‚Schatten Gottes' trug. Bald dampften wir auf spiegelglattem Wasser durch lachende Fluren, bald durchschnitten wir rauschende Flußschnellen, in denen das dunkle Wasser an den Backen des Schiffes hoch aufschäumte, und noch dunklere Felsen so dicht an unsern Seiten emporstiegen, als ob sie sich über unsern Köpfen zusammenschließen wollten.

Wir fuhren zwei Tage bis Rustschuk, und niemals werde ich die Aufregung vergessen, die mich überkam, als ich auf einer der Inseln inmitten des Stromes zum erstenmal türkische Truppen erblickte. Unter meinen Mitpassagieren befand sich ein Herr Jeune (jetzt Sir Francis Jeune). Er war als Advokat, in Angelegenheit des Tischborn-Prozesses, in Australien gewesen, und hatte dort meinen Vater kennen gelernt. Als er hörte, daß ich aus Australien wäre, interes-

sierte er sich sogleich für mich, und hörte mir freundlich zu, als ich ihm meine ehrgeizigen Bestrebungen anvertraute. Auch ein Kurier der Königin Viktoria war mit an Bord, ein Kapitän, Sir Randolph Stewart, welcher mit Depeschen nach Konstantinopel ging. Ferner reisten mehrere Kollegen mit; darunter Dr. Simon Eccles, ein wohlbekannter Londoner Arzt, Dr. Butler, ein exzentrischer alter Herr, der schon in der Krim gewesen war, sowie eine Anzahl hübscher Rumäninnen. Wir bildeten einen sehr heiteren Kreis.

Von Rustschuk fuhren wir mit der Eisenbahn nach Varna, dem Seehafen am Schwarzen Meer, unserm Einschiffungsort nach Konstantinopel. Hier gab es nach dem Verlassen des Zuges eine sehr erregte Scene. Der alte Dr. Butler hatte nämlich sein Billet verloren, und der Kurier der Königin mußte seinen ganzen Einfluß aufbieten, um den zornigen, kleinen türkischen Stationsvorsteher abzuhalten, den armen Doktor auf die Polizei schleppen zu lassen. Endlich aber waren wir alle, für die letzte Fahrt von 12 Stunden, glücklich auf einem österreichischen Lloyddampfer angelangt. Auf diesem gewann ich meinen ersten Einblick in die polygame Türkei, durch einen alten Muselmann, der mit seinem Harem an Bord kam, und diesen in einer Art von Leinwandzelt auf Deck unterbrachte. Es war ein unruhiger kleiner Haufen bis an die Augen verschleierter Schönheiten. Leider blieben alle meine Versuche, auch nur einen einzigen Blick zu erhaschen, vergeblich.

Am nächsten Morgen erhob sich Stambul vor uns aus dem Bosporus und meine Träume waren endlich erfüllt. Ich war ganz überwältigt von dem Anblick. Mit Staunen

sah ich auf die märchenhafte Pracht der Moscheen und Minarets, auf die dunkelgrünen Cypressenhaine, die vergoldeten Zinnen des noch fernen Serails und die Türme von glänzendem Marmor dieser Stadt von unbekanntem Alter. Die Sage geht, daß vor mehr als 300 Jahren vor der christlichen Zeitrechnung die Athener, begeistert durch die feurige Beredsamkeit des Demosthenes, sie gegen Philipp von Macedonien verteidigten. In einer dunkeln Nacht, so erzählt uns der glaubwürdige Geschichtsschreiber jener Periode, waren die Macedonier im Begriff die Stadt mit Sturm zu nehmen, als der zunehmende Mond leuchtend aus den Wolken trat, und den heranschleichenden Feind verriet. Die Belagerten wiesen darauf den Angriff mit solcher Kraft zurück, daß die Macedonier die Belagerung aufgaben und abzogen. Dies war der Ursprung jenes Halbmondes, den man auf alten byzantinischen Münzen findet, und als die Osmanlis Konstantinopel eroberten, nahmen sie ihn als Sinnbild ihrer Nationalität. Es ist eine hübsche Geschichte und — si non é vero é ben trovato.

Ich landete in Galata, dem Hafen von Pera, welches von dem eigentlichen Stambul durch das goldene Horn getrennt ist, und begab mich direkt nach Missieries Hotel, welches für Konstantinopel dasselbe ist, wie Shepheards Hotel für Kairo, eines der berühmtesten Gasthäuser der Welt.

Am nächsten Tage meldeten wir uns im Kriegsministerium. Wir wurden in ein Zimmer gewiesen, in welchem vier oder fünf Paschas kreuzbeinig auf Divans saßen, und überreichten durch einen Dolmetscher die uns mitgegebenen Papiere. Am Schluß der Vorstellung erhielt ich die Weisung,

meine Adresse zu hinterlassen und mich zum Dienst im Kriege gegen die Serben bereit zu halten.

Somit war ich nun nicht mehr Zivilist. Ich war jetzt türkischer Militärarzt und hatte damit die Verpflichtung übernommen, mich dem Wohl und Wehe von ungefähr dreihunderttausend Menschen zu widmen, von deren Sprache ich kein Wort verstand, und deren Charakter ich, nach allem, was ich bisher darüber gehört hatte, mißtrauen mußte. Es ist aber nicht mehr wie billig, daß ich gleich hier im Beginn sage, wie mich mein mehr als zweijähriges Zusammenleben mit den Türken erfahren ließ, daß die Beurteilung ihres Charakters, wie ich sie bei den auf höherer Kulturstufe stehenden Nationen fand, eine gänzlich falsche und irreleitende gewesen war. Daß zu jener Zeit im großen ganzen unter dem Beamtentum der Türkei eine große Korruption herrschte, bezweifle ich keineswegs, den eigentlichen Nationalcharakter aber, den man am wahrsten und besten in der Armee, unter den Unteroffizieren und Gemeinen, kennen lernt, fand ich bieder, freundlich, treu und ehrenhaft im Frieden und geradezu erhaben auf dem Schlachtfelde. Tapferere Männer, wie unter Osman Pascha bei Plewna fochten, werden in Europa nicht zu finden sein. Und dazu kommt der gesunde Körper und die kräftige Konstitution des türkischen Soldaten. Ich glaube, daß diese beiden hervorstechenden Vorzüge daher rühren, daß der Türke niemals Alkohol trinkt, und daß die ihm überkommenen Traditionen für sein soziales Leben, sowie die strenge Zucht, welche über das weibliche Geschlecht geübt wird, ihm die Skrofeln, diese Geißel der Bevölkerung anderer europäischer Nationalitäten, fern halten.

Meine Anstellung verlieh mir den Rang eines Colghaßi oder Major. Als solcher stand mir, neben andern Privilegien, das Recht zu, Rationen für vier Mann zu beziehen. Aus diesem Grunde gab ich den Luxus des Hotels Misserie auf, und installierte mich in der Kaserne, dicht bei dem Kriegsministerium. Das schloß aber durchaus nicht meinen Vorsatz aus, Stambul noch so viel als möglich zu genießen, ehe ich an die Grenze beordert würde.

Es giebt wenige Städte in der Welt, wo der Einbruch der Nacht einen solchen Unterschied im Leben und Treiben hervorruft wie in Stambul. Bei Tage bildet die Stadt selbst, sowie ihre Umgebung eine Art irdisches Paradies. Ganz unbeschreiblich schön ist der Blick auf das Panorama, welchen der Turm des Seraskierat gewährt. Da sieht das bewundernde Auge zwei Meere: das Schwarze Meer und das Marmarameer; zwei Meerengen: den Bosporus und die Dardanellen; zwei Golfe: den Golf von Jsmet und den Golf von Nikodema. Man zählt zwanzig Städte, deren Häuser entsprechend dem orientalischen Geschmack, mit lebhaften Farben bemalt, sich an einen Hintergrund von Hügeln schmiegen, die mit dunklen Cypressen und hohen pyramidenförmigen Pinien bekleidet sind. Der Blick erfaßt zwei Erdteile auf einmal. Von dem europäischen Stambul schwebt er über die schmale Straße des Bosporus nach dem asiatischen Skutari. Jch wußte, daß sich dort der Begräbnisplatz befand, auf welchem die Gebeine der Engländer ruhen, die nach dem Krimkriege im Hospital von Skutari gestorben waren, und ich fühlte mich bei dem Gedanken an die Nähe der Tapferen meines eigenen Volkes, gewissermaßen auf heimischer Erde. Dieses frühere

Militärhospital ist jetzt zwar in eine Kaserne verwandelt, aber das Zimmer, welches einst Miß Florence Nightingale bewohnte, so lange sie ihrer Mission der Barmherzigkeit bei den Verwundeten oblag, wird unberührt gehalten, da ihr Name noch in ehrender Erinnerung bei den Söhnen der Vielen fortlebt, denen ihre liebevolle Pflege das Leben erhielt, oder deren letzte Stunden sie durch ihre Samariterdienste erleichterte.

Bei Tag ist in Stambul alles Wärme, Farbe, Licht und Leben, bei Nacht aber bietet es ein geradezu erschreckendes Bild. Die Straßen sind niemals erleuchtet. Es wird angenommen, daß nach 9 Uhr kein Mensch mehr etwas draußen zu suchen hat. Wer es thut, läuft Gefahr, von einem oder mehreren der Tausende von Hunden angefallen zu werden, die ungehindert in den Straßen ihre Streifzüge unternehmen. Jemand, der Paris und Wien kennt und weiß, wie dort der Verkehr auch während der Nacht eigentlich nie ganz aufhört, und Gas- und elektrisches Licht beinahe Tageshelle verbreiten, fühlt sich sonderbar berührt, wenn er hier in finsteren, öden Straßen, nur unter Horden hungernder, nach Nahrung suchender Köter umherwandert. Bei Tage pulsiert das moderne Leben in Konstantinopel, bei Nacht, bevölkert von diesen Hunden, gleicht es einer jener verfallenen Städte längst vergessener Zivilisation, in welchen Briton Riviere uns den Panther und Tiger zeigt, die den Platz der Menschen eingenommen haben.

Während meines Aufenthaltes in Stambul schlenderte ich auch oft durch die Bazars, wo feierlich aussehende alte Türken in bauschigen Hosen mich mit höflichem Anstand zu

begaunern suchten, und wo die ganze Atmosphäre den Hauch von ‚tausend und eine Nacht' an sich trug. Man erwartete beinahe jeden Augenblick Prinz Kamaralzerman, großthuerisch, den rasselnden Säbel hinter sich herschleppend, die Straße herabkommen, oder die dicht verschleierte Amina oder Zobeïde sittsam vorüber schweben zu sehen, nicht aber, ohne einen Blick ihrer dunklen Augen durch die Falten des Yashmack auf den Fremdling aus dem Westen strahlen zu lassen.

Die Bevölkerung von Konstantinopel kennt keine Ueberanstrengung. Für die Geschäfte giebt es eigentlich drei Sonntage in der Woche, nämlich den türkischen Sonntag, welcher auf unsern Freitag fällt, den jüdischen, welcher auf Sonnabend fällt und den christlichen Sonntag. Ich promenierte eines Tages hinaus zu den ‚süßen Wassern', einem Lieblingsvergnügungsort in der Nähe der Spitze des goldenen Horns, wo die türkischen Frauen und Kinder ihren Feiertag unter den Bäumen genießen und die türkischen Zuckerwarenhändler einen einträglichen Handel mit Sherbet und Süßigkeiten treiben. Hierbei fiel mir auf, wie die sonst so ängstlich gehüteten und deshalb nie wechselnden Sitten des Morgenlandes doch einen Anstrich abendländischen Wesens zeigten. Ich sah die Damen des Harems verschiedener reicher und vornehmer Türken am Nachmittag zu den ‚süßen Wassern' genau in denselben Equipagen fahren, wie sie, auf der Höhe der Saison, den Hydepark, oder das Bois de Boulogne beleben. Je zwei Damen nahmen gewöhnlich einen Wagen ein, und der riesenhafte Eunuch auf dem Kutscherſitz, welcher verantwortlich für sie war, so lange

sie sich unter seiner Hut befanden, würde seine echt Londoner Peitsche ohne Zaudern auf die Köpfe und Schultern jedes jungen Türken oder Giaur haben sausen lassen, der es versucht hätte, den streng bewachten Schönheiten bewundernde Blicke zuzuwerfen.

Manche angenehme Stunde brachte ich auch in den langen schmalen Kaiks zu, welche auf dem Wasser des goldenen Horns, wie die Gondeln in Venedig, zum Mieten bereit liegen, aber noch viel blieb mir zu sehen übrig, als nach Ablauf einer Woche mir der Befehl zuging, mich als Regimentsarzt zu dem Regiment Kyrchechir zu begeben. Diesen Namen trug es nach der Stadt in Kleinasien, in welcher es errichtet worden war. Ich packte sogleich meinen Koffer und folgte dem Mann, der mir den Befehl überbracht hatte. Er führte mich nach der Kaserne des Regiments, wo ich alsbald meinem neuen Oberst vorgestellt wurde. Derselbe war äußerst liebenswürdig und lud mich gleich ein, mit ihm zu Abend zu essen. Bei dieser Gelegenheit war es, wo ich mein erstes, echtes türkisches Mahl einnahm. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, kann ich nicht behaupten, daß ich Genuß daran fand, und als mein gütiger Wirt mir, als ein besonderes Zeichen der Wärme seiner Gastfreundschaft, ein Stück junges Huhn, welches er mit den Fingern von seinem eigenen Teller nahm, in den Mund schob, verdarb ich mir beinahe alle Aussichten auf eine ausgezeichnete militärische Karriere, indem ich unmittelbar darauf einen Anfall von Seekrankheit bekam. Die Nacht verbrachte ich fast schlaflos auf einem Divan in der Kaserne, und marschierte bald nach Tagesanbruch mit meinem Regiment nach dem Bahnhof.

Dasſelbe war 800 Mann ſtark und hatte außer dem Oberſt, zwei Majore, acht Hauptleute, ſechszehn Leutnants und einen Zahlmeiſter. Als die Einſchiffung in den Zug beendet war, befand ich mich um 6 Uhr früh nach einem mir gänzlich unbekannten Beſtimmungsort unterwegs, und in engſter Verbindung mit einer Truppe, welche ebenſo wenig engliſch verſtand wie ich türkiſch. Mir war mein Platz mit dem Oberſt, den beiden Majoren und dem Zahlmeiſter, Mehemet Ali, zuſammen angewieſen worden. Mit letzterem teilte ich in der Folge meiſt das Quartier. Dies war in vielfacher Beziehung nicht angenehm, da wir uns nur durch Zeichen verſtändigen konnten, trotzdem aber wurden wir bald die intimſten Freunde. — Die Mannſchaften waren ſehr eng zuſammengepfercht, und der Zug kroch langſam ſeinem Ziele entgegen, jedesmal nach dreiſtündiger Fahrt eine Stunde anhaltend. Wir gebrauchten drei Tage und zwei Nächte bis Tatar-Bazardjik, und während dieſer Zeit hatte ich hinreichend Muße, mir eine Meinung über die Menſchen zu bilden, mit denen mich mein Schickſal zuſammengeführt hatte. Hierbei erriet ich auch allmählich, daß das Regiment ſchon das zweite war, deſſen Aushebung und Zuſammenſtellung in Kyrchechir ſtattgefunden hatte. Der Menſchenſchlag dort mußte ein herrlicher ſein, denn ſämtliche Leute waren prächtige Geſtalten. Ich bemerkte eine Menge darunter, welche als Muſter männlicher Kraft und Schönheit, jedem Künſtler als Modell hätten dienen können. Alle waren gut und praktiſch gekleidet und mit dem Martini-Peabody-Gewehr bewaffnet.

Wir lagerten während der Nacht bei einer Eiſenbahn-

ſtation und ich erinnere mich, wie am Morgen des andern Tages ein alter Paſcha, der in der Nähe mit der Neuformierung eines Truppenkörpers beſchäftigt war, auf uns zu galoppiert kam, um uns zu inſpizieren. Das Regiment wurde in Parade aufgeſtellt, und der Paſcha ritt es ab, indem er jeden einzelnen Mann ſcharf muſterte. Auch mich faßte er ins Auge, und auf den erſten Blick erkennend, daß ich kein Türke war, ſtellte er dem Oberſt eine Frage, welche dieſer offenbar damit beantwortete, daß ich ein angeworbener engliſcher Arzt wäre. Er ritt nunmehr an mich, der ich ſeiner reſpektvollſt harrte, dicht heran, und richtete mehrere abgebrochene Fragen an mich. Natürlich hatte ich keine blaſſe Ahnung von dem, was er eigentlich wollte, und ſo mußte ich mich damit begnügen, ihn möglichſt freundlich anzulächeln. Das ſchien aber dem alten Herrn nicht zu gefallen, denn er wandte ſich plötzlich, wie entrüſtet, kurz ab und ſagte etwas. Was das war, blieb mir nicht lange ein Geheimnis, denn alſobald nahte ſich mir ein Mann mit Raſiermeſſer, Pinſel und Seife. Es ergab ſich, daß ‚Bartkotteletten‘ in der türkiſchen Armee nicht ſtatthaft waren. Die ſchwachen Flaumen, welche meine jugendlichen Wangen zierten, und auf die ich ſo ſtolz war, hatten das Auge des alten Paſchas beleidigt. Unbarmherzig, ohne alle Umſtände wurde ich den Händen des Barbiers überliefert, und nach wenigen Minuten war der anſtößige Schmuck entfernt, und ich nicht mehr von meinen türkiſchen Kollegen zu unterſcheiden.

Endlich erreichten wir Tatar-Bazardjik um 11 Uhr abends, und da bei der Bahnſtation Quartiere nicht vorhanden waren, wurde ein Lager bezogen, in welchem bald die

Feuer lustig loderten. Am nächsten Morgen wurde ich um 5 Uhr geweckt. Der Oberst ließ mir vier Pferde vorführen, und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich mir eins davon, als Chargenpferd, aussuchen sollte. Ich wählte einen kleinen grauen Hengst, ein kraftvolles Tier, welches sehr dauerhaft aussah. Es trug einen schweren türkischen Bocksattel, ein höchst unbequemes Möbel für jemand, der nicht gewöhnt ist darauf zu reiten, doch es blieb mir keine Wahl, ich mußte mich, so gut es ging, mit ihm abfinden. Darauf traten wir den Marsch nach Sofia an, der anfangs höchst unangenehm war.

Es herrschte eine sengende Hitze. Unser Unbehagen zu vermehren, faßte uns, sobald wir das Biwak verlassen hatten, ein fürchterlicher Sturm, der Augen, Ohren und Nase mit dem feinsten Staube füllte. Derselbe drang so tief in den Hals ein, daß man kaum zu atmen vermochte. Wir marschierten den ganzen Tag, und ich erwartete, daß viele matt werden würden, doch schlugen wir, nach zwölfstündigem Marsch, um 5 Uhr das Lager auf, ohne daß meine ärztliche Hilfe in Anspruch genommen worden war.

Den ersten Patienten bekam ich, nachdem die Zelte aufgeschlagen waren. Da wurde ich zu einem Manne geholt, welcher alle Symptome von Krämpfen zeigte. Es galt nun, sogleich festzustellen, ob ein wirklicher Fall von Epilepsie vorlag, oder ob der Mann nur simulierte, um sich dem Dienst zu entziehen. Die Entscheidung fiel mir schwer, denn so echt der Fall aussah, hatte er doch auch etwas an sich, was meinen Verdacht erregte. Ich sagte mir, daß, wenn ich mich gleich im Anfange betrügen ließe, ich endlose Störungen zu

gewärtigen haben würde, und so entschloß ich mich kurz und erklärte Oberst Suleiman, welcher dabei stand, durch Zeichen, daß der Mann simuliere. Das Heilmittel des Obersten für Fälle dieser Art war drastisch, aber wirksam. Er ließ den Patienten auf die Wache bringen, und ihm runde drei Dutzend Stockschläge auf jenen Teil des Körpers applizieren, den die Schulmeister für eine Züchtigung besonders geeignet gefunden haben. Natürlich sprach sich die Sache schnell herum, und ich hatte für die Folge keinen weiteren Fall von Krämpfen zu behandeln.

Ich teilte mit Mehemet Ali, dem Zahlmeister, dasselbe Zelt, und lernte in ihm einen wirklich höchst angenehmen Menschen kennen. Er war ein kleiner Mann mit sehr heiterem Gemüt und funkelnden grauen Augen, dabei aber auch der stärkste, dem ich jemals begegnete. Da ich niemanden zur Bedienung meiner Person und Wartung meines Pferdes hatte, führte mir Mehemet Ali vier Leute zur Auswahl vor. Ich wählte einen Mann, Namens Achmet, einen asiatischen Türken, Ehemann und Vater von fünf Kindern. Er erwies sich als ein vortrefflicher Diener; der arme Mensch sah niemals seine Heimat wieder; seine Gebeine ruhen mit denen vieler anderer seiner Landsleute an dem Donauufer bei Widdin.

Am nächsten Morgen wurde mir zu verstehen gegeben, daß eine Anzahl Patienten auf mich warteten. Ich rüstete mich demgemäß mit ein paar türkischen Redensarten und trat dann meinen Dienstgang an. Meine Diagnose war in jedem Falle bemerkenswert wegen ihrer Einfachheit. Unnötige Fragen stellte ich nicht. Der Reihe nach sagte ich zunächst

zu jedem Mann ohne Unterschied: „Dilli mitchika!“ d. h.: „Strecke deine Zunge heraus!“ — Schien mir der Mann wirklich krank zu sein, dann rief ich gebieterisch: „Hoiti araba!“ „Geh' zum Wagen!“ d. h. ich erlaubte ihm damit, während des Marsches auf dem Krankenwagen zu fahren. Hegte ich Zweifel an der Wirklichkeit des Unwohlseins dann schrie ich barsch: „Hoiti balook!“ was bedeutete: „Fort, zu deiner Kompagnie!“ Alle Leute, die eines Mittels bedurften, ließ ich zwei Schritt hinter die Reihe der anderen treten, verschrieb nach beendeter Untersuchung die nötigen Medikamente, und bereitete diese alsdann selbst aus dem gut ausgestatteten Medizinkasten des Regiments.

Im ganzen gebrauchten wir fünf Tage zum Marsch nach Sofia. Der Oberst, die beiden Majore, der Zahlmeister und ich waren die einzigen berittenen Offiziere. Zuerst führte uns der Weg durch eine bergige und sehr malerische Landschaft, welche herrlich von Pinien, Buchen, Ulmen und Wallnußbäumen bestanden war. Die letzteren schienen in der ganzen Gegend wild zu wachsen, und Nüsse gab es im Ueberfluß.

Eines Abends machten wir bei dem bulgarischen Dorfe Ichtiman Halt und zum erstenmal sah ich Bulgaren in nächster Nähe und schlief in einem bulgarischen Hause. Schmutz schien das nationale Kennzeichen für Bulgarien zu sein; nie sah ich eine ähnlich haarsträubende Mißachtung aller sanitären Regeln, und was Größe und Blutdurst des häuslichen Ungeziefers betrifft, so wird es schwerlich ein Land geben, welches Bulgarien darin den Rang abläuft. Während der kurzen Waffenstillstände, welche mir zwischen den erbitterten Kämpfen dieser schrecklichen Nacht von meinen Plagegeistern

bewilligt wurden, sehnte ich mich schmerzlich nach meinem sauberen, gemütlichen Quartier in dem Zelt des Zahlmeisters. Die bulgarischen Männer sind groß und schön und diejenigen, die ich zu sehen bekam, trugen hohe Mützen von schwarzem Schafsfell, bauschige Kleider von einer Art grobem, gelbem, selbstgewebtem Fries, und statt der Stiefel, Sandalen, welche bis an die Knie, nach spanischer Art, geschnürt waren. Ihre ganze Erscheinung machte einen in hohem Grade schmutzigen, abschreckenden Eindruck. Die meisten Bewohner waren bei unserer Ankunft in die Berge der Umgegend entflohen, und die wenigen, welche geblieben waren, hielten es nicht der Rede wert, uns mit einer feierlichen Ansprache zu bewillkommnen, oder uns zu Ehren einen Triumphbogen zu errichten. Finster und mißtrauisch setzten sie uns als Essen ‚Yuert' vor, ein schrecklich ekelhaftes, klebriges Gericht aus dicker Milch, von welchem ich thörichterweise, zu meinem späteren Leidwesen, genoß.

Endlich erblickten wir Sofia, die Hauptstadt von Bulgarien. Sie lag am Ende einer großen Ebene, die mit ihren da und dort verstreuten Dörfern, dem Fluß, der sie durchschlängelte, und ihren herrlichen Baumpartien, wie ein großer Park aussah. Sie endete an einer dunklen Hügelkette, welche den Hintergrund der Stadt bildete.

Das Regiment zog in langer Marschkolonne den weißen, im Sonnenschein glitzernden Häusern entgegen und jeder Mann schritt munter vorwärts, das Ziel des langen Marsches zu erreichen. Doch Sofia machte sich aus der Ferne besser, als dicht unter den Augen. Zu jener Zeit gab es nur ein Hotel im Ort, ein schmutziges kleines Wirtshaus, von einem

Griechen gehalten, deſſen Anſichten über Unterbringung und Beköſtigung ſeiner Gäſte den beſcheidenſten Anforderungen entſprachen. Schwarzes Brot und Bohnen bildeten die einzige Speiſe, die dieſer ſchuftige Sprößling eines edlen Stammes uns vorſetzte. Jetzt führt die Eiſenbahn direkt von Stambul nach Sofia und noch darüber hinaus, und franzöſiſche Küche hat die Stelle der früheren ſpartaniſchen Verpflegung eingenommen.

Die erſte engliſch ſprechende Perſon, welcher ich in der Stadt begegnete, war Mac Gahan, der Kriegskorreſpondent einer Londoner Zeitung, und von ihm erfuhr ich endlich, was um uns her vorging. Wir aßen zuſammen Mittag und er erzählte mir, daß die Serben auf der ganzen Linie geſchlagen und noch vier andere türkiſche Regimenter, außer dem meinigen am Orte einquartiert wären. Unter den engliſchen Aerzten, welche ſich bei dieſen Truppen befanden, hatte ich die Freude, auch einen alten Freund, Namens Stiven, zu treffen, mit dem ich endlich, nach dem gezwungenen Stillſchweigen der letzten Woche, meiner Zunge wieder einmal nach Herzensluſt freien Lauf laſſen konnte.

Indeſſen, einige Worte türkiſch konnte ich nun auch ſchon ſprechen, denn der Zahlmeiſter gab mir regelmäßigen Unterricht, indem er auf jeden Gegenſtand im Zelte zeigte, und das türkiſche Wort für denſelben ſo oft wiederholte, bis ich es völlig inne hatte. Ich paßte mich natürlich allen türkiſchen Gebräuchen an, und gewöhnte mich ſchnell an meine neuen Verhältniſſe. Was einem Neuling in der Türkei zuerſt am meiſten auffällt, iſt das Fehlen der Stühle. Ich ſah niemals einen Stuhl, und deshalb lernte ich es

bald, bei jedem gemütlichen Zusammensein, gleich meinen Kameraden, mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde zu sitzen. Das türkische Mittagsmahl hatte für mich anfänglich etwas sehr Merkwürdiges. Zuerst brachte mir mein Diener ein Becken mit Wasser, Seife und ein Handtuch, und ich wusch mir die Hände. Hernach kam die Suppe. Mehemet Ali und ich aßen gewöhnlich aus derselben Schüssel, indem wir abwechselnd unsere hölzernen Löffel hineintauchten. Die pièce de resistance war unveränderlich Pilaw, gekochter Reis, vermischt mit kleinen Fleischstücken, manchmal, wenn wir es erlangen konnten, von Huhn oder Pute. Der Pilaw wurde mit den Fingern gegessen, und die Gewandtheit, mit welcher ein geübter Türke die zartesten Stückchen eines Flügels oder einer Keule aus der sie bedeckenden Reismasse hervorzuholen versteht, erinnert lebhaft an einen Goldgräber, der die Goldkörner aus einem Brei angeschwemmter Erde zu Tage fördert.

Sehr erstaunt war ich in Sofia über die humane Art, mit welcher die Türken die Bulgaren behandelten, trotzdem diese sich in jeder Art feindselig benahmen, und niemals eine Gelegenheit versäumten, ihre Feindschaft zu bethätigen, sobald sie dies ohne Gefahr zu thun vermochten. Während der ganzen Zeit, wo ich in Sofia war, habe ich nicht ein einzigesmal gesehen, daß ein Bulgare schlecht behandelt wurde, und ich halte es für meine Pflicht, diesen Punkt mit Nachdruck zu betonen, weil entweder aus Unwissenheit oder aus überlegt böser Absicht einige europäische Staaten ihr Bestes gethan haben, den Türken das Brandmal barbarischer Grausamkeiten in einer Weise aufzudrücken, daß der

Glaube daran kaum mehr zu verwischen, oder auch nur zu mindern ist. Alles, was ich, als ganz vorurteilsfreier Beobachter, sagen kann, ist, daß ich bei reichlicher Gelegenheit, niemals eine Grausamkeit während des Friedens verüben sah, und ebenso wenig bemerkte, daß einem Bulgaren irgend welche Strafe zuerkannt wurde, außer in Fällen, wo eine solche verdient und durchaus gerechtfertigt war.

In Sofia erhielt ich meine erste Patientin, und der Fall ist wert, hier berichtet zu werden, als eine Beleuchtung der Ansprüche, welche in der Türkei an die Diagnostik des Arztes gestellt werden. — Ein alter, reicher Türke der Stadt, welcher einen bedeutenden Harem hatte, wünschte meinen Rat für eine seiner Frauen, und ließ mich bitten, sie zu besuchen. Mit heller Freude ergriff ich die Gelegenheit und folgte meinen Führern, zwei Eunuchen und einem Dolmetscher zu einem eleganten Hause. Hier geleiteten sie mich eine Treppe hinauf bis zu einem von der Decke bis zum Boden reichenden dicken schweren Vorhang, vor welchem wir stehen blieben. Hinter ihm befand sich der Harem, dieses Geheimnis, in welches eindringen zu können, ich schon lange eine brennende wissenschaftliche Neugier empfunden hatte, und die jetzt, wie ich hoffte, endlich befriedigt werden sollte. Ein großer, schwarz gekleideter Eunuch, der am Vorhang stand, flüsterte ein paar türkische Worte durch denselben. Gleich darauf hörte ich das Rascheln eines sich nähernden Gewandes. Nunmehr entspann sich ein leises Zwiegespräch zwischen dem Eunuchen, der zu drohen schien, und meiner interessanten Patientin, aus deren ängstlich klagender Stimme ich eine Bitte heraus zu hören glaubte. Hierauf wurde ein weißer,

schön geformter Arm zaghaft zwischen der Thüreinfassung und dem Vorhang hindurchgesteckt, und der Eunuche forderte mich durch den Dolmetscher auf, die Diagnose der Krankheit zu stellen, an welcher die Schöne litt, und eine Medizin zu verschreiben. — Die Hand war klein und schön geformt und das Gelenk von einem kostbaren-goldenen Armband umspannt. Ich fühlte den Puls, welcher unruhig und flatternd war, dann erfaßte ich die schlanken zitternden Finger und sagte mir, daß jede Verordnung, die ich auf solche geringfügige Erscheinungen hin treffen konnte, eine Charlatanerie in sich schließen und mich vor mir selbst erniedrigen würde. Demgemäß verlangte ich eingelassen zu werden, um die Kranke, die ich mir als eine Cirkassierin oder Georgierin, nicht älter als 21 Jahre und auch sehr hübsch vorstellte, sehen und befragen zu können. Auf diese Forderung meinerseits folgte eine lange Debatte zwischen dem Eunuchen, dem Dolmetscher und mir, aber alle meine Vorstellungen prallten an dem Felsen orientalischer Halsstarrigkeit ab. Die Logik der ganzen britischen Gesellschaft würde nicht imstande gewesen sein, diesen bornierten Großeunuchen zu überreden, mich die Zunge meiner Patientin sehen zu lassen. So gab ich denn schließlich mein Verlangen nach dem Unerreichbaren auf und verlor damit die einzige Gelegenheit, die sich mir — einem Giaur — jemals bot, das Innere eines Harems kennen zu lernen. Wahrscheinlich wird solche Dame vorkommenden Falls von einem Hakim bashi, einem türkischen Physikus und Wundarzt, von welchen viele in ihrer Art sehr tüchtig sind, behandelt, oder von einem Jarra bashi, einem von der Behörde anerkannten Arzt, dem er-

laubt ist, Rezepte zu verschreiben, dessen Können aber nicht weiter reicht, als Zähne zu ziehen und Hühneraugen zu operieren. —

Von Sofia wurde unser Regiment dicht an die serbische Grenze nach Pirot vorgeschoben, woselbst wir mit zwei andern Regimentern zu einer Brigade formiert und durch eine Batterie Artillerie verstärkt wurden. Dieses Detachement hatte die Aufgabe, die Straße nach Serbien im Falle eines Flankenangriffs zu verteidigen. Wir kampierten in den Bergen, und da ich wenig zu thun hatte, brachte ich meistens meine Zeit damit zu, mit dem doppelläufigen Gewehr des Obersten Hasen und Enten zu schießen, von denen besonders die letzteren in großer Menge vorhanden waren. Abends lernte ich das Nargileh rauchen und vermehrte mit Hilfe Mehemet Alis meine Kenntnisse im Türkischen, so gut es mir gelingen wollte.

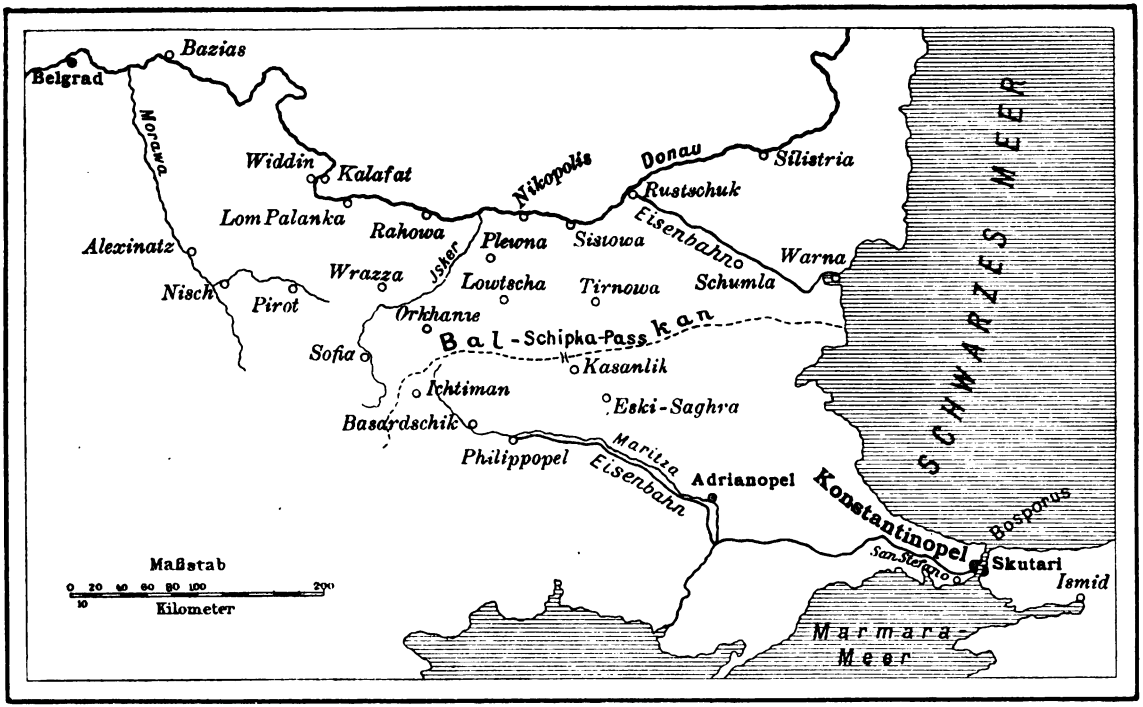
Endlich erhielten wir Marschbefehl und mit Tagesgrauen brachen wir das Lager ab. Das Letzte, was wir von diesem angenehmen Ruheplatz sahen, waren die Flammen unserer brennenden Zweighütten, die wir, vor dem Verlassen des Lagers, in Brand gesteckt hatten.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Ak-Palanka wurden wir nach Nisch, dem Hauptquartier der türkischen Armee, vorgeschoben, und hier fand ich mehrere englische Aerzte, welche von der Gesellschaft des Roten Kreuzes nach dem Kriegsschauplatz geschickt worden waren. Unter ihnen befand sich Armand Leslie, welcher später unter Baker in Aegypten seinen Tod fand, sowie Litton Forbes und Dr. S . . ., mit welch letzterem ich bald gut bekannt wurde. Nisch bildete zu dieser

Zeit die Operationsbasis unserer Armee, und die im Gefecht bei Alexinatz Verwundeten wurden bis zu uns zurückgebracht. Der Anblick dieser armen Menschen, die von Säbeln und Bajonetten zerfetzt, von Granaten zerrissen und von Kugeln durchbohrt waren, brachte mir erst die Wirklichkeit des Kampfes zum Bewußtsein, in welchem zu helfen ich hier war.

Das Leben im Lager war sehr langweilig, ich sehnte mich nach Arbeit und hätte gern in den Lazaretten in Nisch geholfen, wurde aber nicht losgelassen. Der eine unserer Majore, Edhim Effendi, war ein heiterer, gutmütiger Mann, der, bei Gelegenheit, selbst ein Gläschen nicht verschmähte, und mit dem ich sehr gut stand, der andere aber, Izzet Effendi, mein unmittelbarer Vorgesetzter, war ein fanatischer Türke. Er brachte seine meiste Zeit bei seinen Gebeten zu, sah auf mich stets als auf einen Ungläubigen herab und verweigerte mir die Erlaubnis, mich in die Stadt quartieren zu dürfen. Erst als ich beim Oberst gewesen und diesem meinen Wunsch vorgetragen hatte, erhielt ich die Genehmigung, mich in Nisch, bei meinen Kollegen S . . . und Litton Forbes unterzubringen. Dies hatte zur Folge, daß ich bald danach vom Regiment zum Hauptlazarett abkommandiert wurde. Dort fand ich ungefähr zwanzig Aerzte vor. Die Einrichtungen des Lazaretts waren vortrefflich. Ich machte hier meine erste Operation an einem türkischen Infanteristen, der mit andern Verwundeten von Alexinatz gekommen war. Ein Granatsplitter hatte ihm das Knie zerschmettert. Er lehnte es ab, sich chloroformieren zu lassen; ich mußte ihm deshalb das Bein über dem Knie ohne jede Narkose abnehmen. Seine Standhaftigkeit dabei erregte mein ganzes

Staunen; er gab keinen Laut von sich und rauchte ruhig seine Zigarette. Während ich den Hautlappen über dem Stumpf seines Beines zusammennähte, kam der die Listen führende Beamte, um Namen, Alter und Regiment jedes Verwundeten einzutragen. Mein Patient beantwortete alle Fragen desselben mit demselben Gleichmut, mit dem er in gesundem Zustand über die gewöhnlichsten Dinge Auskunft erteilt haben würde. Dies bezeugte eine Willenskraft und Geistesstärke, die ich ebenso bewunderte, wie bald darauf den glänzenden Heldenmut, mit welchem sich die tapferen Männer von Plewna auf die russischen Bajonette stürzten.



Karte des Kriegsschauplatzes.

Zweites Kapitel.

In Nisch, Sofia und Orkhanie.

In Nisch fiel mir bald, in den ersten Tagen, ein junger Mann von sehr vornehmem Aeußern auf, der die Uniform eines gemeinen Kavalleristen trug, und einen prachtvollen, feurigen Rapphengst ritt. Ich erfuhr, daß es der Fürst Czetwertinski sei, und da ich später eng befreundet mit ihm wurde, und die Irrfahrten seines Lebens nicht uninteressant sind, will ich seine Geschichte gleich hier erzählen.

Er gehörte einer der ältesten Familien von Russisch-Polen an und hatte nur noch eine Mutter, die in Lemberg in Galizien lebte. Seine erste Erziehung hatte er in Frankreich genossen. Von dort kam er auf die Militärschule in Prag, weil er später in der österreichischen Armee Dienst nehmen sollte. Als dieser Zeitpunkt nahte, traten aber unerwartete Schwierigkeiten ein. Da er russischer Unterthan war, bedurfte er zum Eintritt in ein fremdes Heer der Genehmigung der russischen Regierung. Trotz seiner guten Beziehungen zum kaiserlichen Hofe in Wien und der besonderen Gunst des Fürsten Metternich, wurde ihm diese Erlaubnis nicht erteilt. Die russische Regierung hielt es nicht für zuträglich, ein Mitglied der dem Staate stets feindlich gesinnt gewesenen Familie

der Czetwertinskis, in einem Nachbarstaat Offizier werden zu lassen. Die Hoffnungen und Wünsche des jungen Fürsten, dessen ganzes Herz an der Militärkarriere hing, waren damit zerschlagen. Mit Freuden begrüßte er daher den serbisch-türkischen Krieg, der ihm die Aussicht bot, unter den obwaltenden Verhältnissen möglicherweise gegen Rußland, welches den Glanz seines Hauses vernichtet hatte, kämpfen zu können. Der Vermittlung von General Klapka, des bekannten ungarischen Heerführers, der mit der türkischen Regierung in Beziehungen stand, gelang es, dem Fürsten den Eintritt in das türkische Heer zu verschaffen. Er wurde bei einem Kavallerieregiment angenommen, aber nur als Gemeiner, als welcher er auch jeden Dienst eines solchen zu verrichten hatte. Der Oberst des Regiments, Mustapha Bey, war selbst ein geborener Pole. Er war als Knabe nach der Türkei entflohen und dann Mohammedaner geworden.

Czetwertinski zeichnete sich bald als vorzüglicher Reiter aus, und die Bezwingung eines sehr schwierigen, bösartigen Hengstes, den niemand bisher hatte besteigen können, war für ihn die beste Empfehlung bei den Türken, die hohen Wert auf eine gute Reitkunst legen.

Bei dem Kampfe um Alexinatz that er sich so hervor, daß er den Rang eines Kapitäns und den Meschidjeorden fünfter Klasse erhielt. In Widdin, wo wir unsere Freundschaft knüpften, fand ich ihn als Kommandeur der achtzig Pferde starken Leibwache Osman Paschas.

Diese Stellung, welche ihn mit dem Hauptquartier eng verband, ließ ihn natürlich mehr hören und erfahren, wie einen gewöhnlichen Truppenoffizier, und dem Umstande hatte

ich es hauptsächlich zu danken, daß auch ich von vielen Dingen Kenntnis erhielt, die der großen Masse gar nicht oder erst später durch den Gang der Ereignisse bekannt wurden, und mich die hohen moralischen und militärischen Eigenschaften, sowie den reinen Patriotismus des größten Feldherrn der Türkei zu jener Epoche kennen und bewundern lehrten.

Auch bei Plewna bewies Czetwertinski in allen Gefechten, die mitzumachen er Gelegenheit hatte, eine hervorragende Tapferkeit. In einem derselben wurde ihm der berüchtigte schwarze Hengst unter dem Leibe erschossen. Infolge seiner Kenntnis der französischen Sprache wurde er als Parlamentär benützt, und später, er nannte sich übrigens Mehemet Bey, nahm ihn Tewfik Pascha zu Unterhandlungen mit ins russische Hauptquartier. Ehe ich Plewna verließ, lag er verwundet in einem der errichteten Lazarette; ich sorgte deshalb noch für seine Ueberführung nach Konstantinopel, gleichzeitig mit einem deutschen Maler, Viktor Lauri, der sich uns beiden eng angeschlossen hatte. Wäre Czetwertinski in Plewna zurückgeblieben, so wäre er unfehlbar von den Russen als Deserteur erschossen worden, wie Skobeleff ihm in späterer Zeit, nach Beendigung des Krieges, versicherte, wo sie bei einer Mittagsgesellschaft zusammentrafen.

Ich sagte Czetwertinski, oder Mehemet Bey, in Konstantinopel Lebewohl und dachte nicht, daß ich ihn jemals wiedersehen würde, aber mehrere Jahre später — im Jahre 1884 — fand ich plötzlich eines Tages, in meinem Hause in Melbourne, eine mit ‚Mehemet Bey‘ gezeichnete Karte

vor, die er während meiner Abwesenheit mit dem Bemerken abgegeben hatte, daß er in einer halben Stunde wiederkommen würde. Ich erwartete ihn mit Spannung und hörte dann von ihm, welch abenteuerliches Leben er seit unserer Trennung geführt hatte.

Er schien noch einige Güter bei Odessa besessen zu haben. Diese waren aber nach Beendigung des Krieges von der russischen Regierung konfisziert worden. Zu seiner Mutter nach Lemberg zurückgekehrt, hatte er es in dem stillen Hause derselben nicht lange ausgehalten. Nach seinem bisher so bewegten Leben war ihm die dort herrschende Eintönigkeit um so unerträglicher erschienen, als das geringe Einkommen, welches der Familie geblieben war, durchaus nicht mehr im Einklang mit ihrem fürstlichen Range stand. Infolgedessen hatte er mit Müh und Not ein Kapital von 3000 Pfund Sterling flüssig gemacht und war mit diesem, als der passionierte Spieler, der er immer gewesen war, nach Monte Carlo gegangen, um dort womöglich die Bank zu sprengen und sein verlorenes Vermögen wieder zu gewinnen. Nach drei Tagen besaß er nur noch 25 Pfund Sterling, und da er wußte, daß ich wieder in Australien war, fuhr er kurz entschlossen nach London, und nahm Passage im Zwischendeck eines Auswandererschiffes nach Brisbane. Seine Mitpassagiere waren so roh und ungebildet, daß er sich ihnen nicht zugesellen mochte. Auf diese Weise lernte er aber auch kein einziges Wort englisch auf der Reise und landete in Brisbane, ohne sich verständigen zu können, mit nur einem Schilling in der Tasche. Während der Nacht trieb er sich hungernd und frierend in den Straßen der Stadt umher.

Endlich am Morgen ging er an einem Manne vorüber, den er zu einem anderen französisch sprechen hörte. Er trat an ihn heran, und fand, daß der Mann wirklich ein Franzose, und zwar der Besitzer eines kleinen Zehntonnenkutters war, der die nördlichen Ansiedler und Pflanzer mit Vorräten versorgte. Aller Mittel entblößt, nahm er zur Fristung seines Lebens bei diesem Mann als Deckarbeiter Dienst, und erfuhr als solcher, daß sein Herr ein aus Neukaledonien entkommener Kommunard, also eigentlich ein Sträfling war. Trotzdem blieb er drei Monate bei ihm, und häufte insofern Kapital an, als er nun englisch lernte. Vom Deck des Kutters gelangte er, durch einen günstigen Zufall, als Hauslehrer in eine Ansiedler-Familie, welche nicht ahnte, daß der stille Mr. Jules, der mit nie erlahmender Geduld seinen kleinen Schülern die unregelmäßigen französischen Verben eintrichterte, der leichtlebige schneidige Kavallerie-Offizier, Fürst Czetwertinski war, welcher vor wenigen Jahren bei Alexinatz seine Feuertaufe empfangen hatte.

Inzwischen forschte seine Mutter von Lemberg aus durch ganz Europa nach ihrem verschollenen Sohne, und vertraute endlich sein Verschwinden den Jesuiten an, bei denen er als Kind erzogen worden war. Die frommen Väter setzten alsbald alle Fäden ihres, den ganzen Erdball umspannenden Netzes in Bewegung, und so entdeckten schließlich Ordensbrüder in Sydney den unsteten Wanderer, und brachten ihn mit seiner Familie wieder in Verbindung, indem sie sich seiner bemächtigten und ihm eine Anstellung als Lehrer in einem Jesuitenkollegium bei Paramatta gaben. Von hier aus hatte er einen freien Tag benutzt, mich in Melbourne zu besuchen.

Seine Mutter hatte ihm einen sehnsuchtsvollen Brief geschrieben, ihm Geld geschickt und ihn beschworen, nach Europa zurückzukehren. Bald nach seinem Besuch bei mir erfüllte er ihren Wunsch. Später teilte er mir mit, daß er seinen Fürstentitel wieder angenommen hätte und in Rom bei seinem Onkel, einem Kardinal, lebte, auch daß er eine besondere Audienz bei Seiner Heiligkeit dem Papst gehabt und bei diesem ein warmes Interesse für seine Person gefunden habe.

Indessen, mit dem verhältnismäßig geringen Einkommen, welches wiederholte Konfiskationen ihm nur noch gelassen hatten, vermochte Czetwertinski seine gesellschaftliche Stellung in Europa nicht zu behaupten. Er kehrte deshalb noch einmal nach Australien zurück und fungierte drei Jahre als Lehrer im St. Xaviers Kollegium bei Melbourne. Ich hörte, daß er sehr guten Unterricht erteile, aber zu streng gegen die Knaben sei. Als er die Anstalt verließ, verschaffte ich ihm einen Posten als Hofmeister bei dem Sohn eines meiner Freunde, wo er ein sehr gutes Gehalt bezog, doch blieb er da nur kurze Zeit. Acht Tage, nachdem er die Stelle angetreten, besuchte er ein Wettrennen, welches in Flemmington stattfand, und mit demselben leichtsinnigen Wagemut wie an den grünen Tischen in Monte Carlo, beteiligte er sich auch hier am Spiel. Obwohl nur mit 7 Pfund Sterling in der Tasche, engagierte er sich bei den stattfindenden üblichen Wetten, hatte diesmal aber Glück und erhöhte seine Barschaft auf 300 Pfund Sterling. Zwei Tage danach erfuhr ich, daß er seine Stellung aufgegeben hätte und nach Sydney gereist sei, um sich dort nach Bagdad oder Havanna einzu-

ſchiffen. Ich vermutete, daß er nach Europa zurückkehren würde, um mit einer reichen amerikaniſchen Erbin eine Konvenienzheirat zu ſchließen, die ſeine Mutter eingefädelt hatte. Die Dame ſollte eine jährliche Rente von 20 000 Pfund Sterling beziehen und mit dem Tage ihrer Verheiratung, wie kontraktlich feſtgeſetzt war, ein Kapital von 500 000 Pfund Sterling ausgezahlt erhalten. Doch Czetwertinski war nicht weiter wie bis Batavia gekommen, hatte dort eine Schule eröffnet, mit dieſem Unternehmen aber einen vollſtändigen Fehlſchlag gethan. Darauf arbeitete er ſich zunächſt bis Cooktown durch und kam von da, beinahe am Verhungern, wieder nach Sydney zurück. Dort begab er ſich in ein Stellenvermittlungsbureau, wo er eine Frau traf, die einen Erzieher ſuchte. Er bot ſich ihr an, ſie wies ihn aber ab, weil er zu abgeriſſen ausſah und nicht einmal einen Halskragen hatte. Auf irgend eine Weiſe war er dann nach Wagga gelangt, wo er wieder eine Schule gründete. Mit dieſer machte er ſo glänzende Geſchäfte, daß er ſchon eine neue Rückkehr nach der Heimat plante, als er ſich erkältete, eine Lungenentzündung bekam und nach wenigen Tagen daran ſtarb. Ein Mann aus Wagga brachte mir die letzten Grüße des armen Fürſten und erzählte mir, daß derſelbe noch bis zu ſeinem Tode meiner gedacht habe. So endete ganz plötzlich das Leben dieſes Mannes, den ich als einen ſo friſchen, ſtolzen und kühnen Soldaten, wie nur je einer das Schwert getragen, kennen gelernt hatte.

Niſch, welches ſich in das Thal der Morawa einſchmiegt, iſt eine blühende Stadt und war um dieſe Zeit durch mehrere

Forts und Erdwerke verstärkt. Sie hatte eine schöne Kirche, mehrere Moscheen, viele außerordentlich hübsche Häuser und eine Anzahl reizender Villen. In einer solchen waren wir einquartiert. Am Abend, wenn wir nach dem Essen bei unsern Zigaretten saßen und die Stille und Ruhe der schönen Landschaft genossen, wurde ich öfter aufgefordert, etwas zu singen und da wählte ich mit Vorliebe das schöne alte Lied: ‚Holdes Thal von Avoca‘ wobei ich aber, den lokalen Verhältnissen Rechnung tragend, ‚Avoca‘ durch ‚Morawa‘ ersetzte.

Die Gewohnheit formt das tägliche Leben im Balkan ebenso, wie in London oder Paris, und noch ehe viele Tage vergangen waren, hatten wir unsere feststehende Zeiteinteilung. Nach dem Frühstück, um 8 Uhr, führte uns ein Spaziergang von einer halben Meile nach dem Hauptlazarett, wo ein paar hundert Verwundete unserer harrten, und nachdem wir unsere Runde gemacht, dem Chefarzt rapportiert und mit demselben über besonders schwere Fälle konferiert hatten, waren wir um 1 Uhr für den Rest des Tages frei. Ein Tag in der Woche war für Operationen festgesetzt, an den andern Tagen ritten wir hinaus in die Berge und in die Dörfer der Umgegend, und veranstalteten dabei häufig eine kleine Hetze auf Hasen, deren es eine Menge gab. Ein Lieblingsritt von uns war nach einer ziemlich weit entfernten, berühmten, heißen Mineralquelle, wo das stark schwefel- und stahlhaltige Wasser direkt aus dem Felsen in einem mehr als fußdicken Strahl mit einer Temperatur von 120 ° Fahrenheit hervorströmt und in ein natür-

liches Becken fällt. Es hat sich hier eine Art Badeort gebildet, der von den Bewohnern der Umgegend rege besucht wird. Wenn die Nachmittage länger werden, kommen die vollbusigen, dunkeläugigen Bulgaren-Frauen und benutzen die heiße Quelle für ihre Hauswäsche. Die Bulgaren, wie ihre Stammverwandten die Serben und Rumänen, ganz besonders die Frauen, lieben lebhafte, leuchtende Farben. Darwin wirft das kalte Licht der Wissenschaft auf den wichtigen Gegenstand des weiblichen Putzes, wenn er darauf hinweist, daß das prächtige Gefieder gewisser Vögel sich aus dem Bestreben entwickelt hat, die Aufmerksamkeit des andern Geschlechts zu erregen. Bei Vögeln und überhaupt Tieren ist es ja bekanntlich beinahe immer das Männchen, welches die glänzendsten Farben trägt und dadurch die Augen aller Weibchen auf sich zieht, beim Menschen jedoch scheint umgekehrt der Wunsch schön zu sein und zu gefallen, in die Natur des Weibchens gelegt zu sein. Jedenfalls haben die Bulgarinnen diesen Trieb in sich. In ihren kurzen, weißen Röcken von selbstgesponnenem Fries, und den weitärmligen scharlachroten Miedern, sahen viele von ihnen ganz entschieden hübsch aus; sie boten ein reizvolles Bild, wenn sie, gebeugt über das dampfende Wasser der Quelle, unter den klagenden Weisen ihrer Volkslieder, ihr Linnen wuschen. Besonders anziehend machte noch diesen Gesang die weiche, slavonische Sprache, die dem Volk verblieben ist aus jener alten Zeit, wo es noch an den Ufern der Wolga lebte, von dort aber durch die wilden Avaren über die Donau bis in ihr jetziges Land gedrängt wurde. Man glaubt in den bul-

garischen Volksliedern, mit ihren halben Tönen und ihren stets in das traurige Moll übergehenden Melodien, die Geschichte des einst so kriegerischen Geschlechtes widerhallen zu hören, welches im sechsten Jahrhundert, unter seinem großen Anführer Zabergan die Donau überschritt und dann im Laufe der Jahrhunderte unter der Knechtschaft des großen byzantinischen Reiches und der späteren Botmäßigkeit der Türken zu schmierigen, schläfrigen Ackerbauern herabsank.

Bei der Heimkehr von dem Badeort arrangierten wir in der Regel ein kleines Wettrennen, querfeldein nach Nisch zurück; mir summten dabei immer noch lange die melancholischen Weisen und tiefen vollen Stimmen der Sängerinnen im Kopfe herum. Welcher Unterschied lag zwischen diesem weichen Kontra-Alt einer bulgarischen Wäscherin und den quiekenden Naselauten eines türkischen Tenors! Der Türke ist in vieler Hinsicht gewiß ein ganz vortrefflicher Kerl, aber über die Anwendung der menschlichen Stimme hat er seine besonderen Ansichten. Eine Gruppe türkischer Soldaten am Lagerfeuer einstimmig durch die Nase singen zu hören, ist ein so fragwürdiger Genuß, daß man nicht begreift, wie Menschen daran Gefallen finden können.

Eine der ersten Sehenswürdigkeiten von Nisch ist ein viereckiger, von Ziegeln erbauter Turm, dessen grauer Mörtelbewurf mit 3000 serbischen Totenköpfen garniert ist. Diese gräßliche Trophäe, welche damals ungefähr 50 Jahre alt war, feierte einen lang vergessenen Sieg, nach welchem die Köpfe, frisch, wie sie von den Schultern der Opfer heruntergehauen waren, zur Errichtung des Monuments benutzt wurden.

Unſerer Geſellſchaft ſchloß ſich ein Sohn des Herzogs von Cambridge, Oberſt Fitz George an, ſowie ein Kapitän James, der mit ihm von Widdin herübergekommen war. Von dieſem Kapitän kaufte ich einen kapitalen, grauen Pony für 8 Pfund Sterling und ich glaube, er hat ſich hinterher eingebildet, daß ich ihn bei dem Handel übervorteilt hätte. Indeſſen caveat emptor iſt ein bewundernswerter Grundſatz im Pferdehandel. Das Geſetz hält vermutlich den Verkäufer ſelbſt für klug genug, ſich vor Schaden zu wahren, da es zu ſeinem Schutz keine beſonderen Beſtimmungen getroffen hat. Jedenfalls leiſtete mir der Pony ſehr gute Dienſte, und bei unſern abendlichen Rennen auf der Heimkehr von der Mineralquelle, oder irgend einem bulgariſchen Dorf, welches wir mit unſerm Beſuch beehrt hatten, gehörte ich gewöhnlich zu den drei vorderſten. Es war natürlich ſtets ein Rennen ohne Hinderniſſe, denn man hätte von einem Ende des Landes bis zum andern reiten können, ohne einer Einzäunung irgend welcher Art zu begegnen.

Abends nach dem Eſſen hatte der ganze britiſch-mediziniſche Stab, verſtärkt durch Fitz George und James, die Gewohnheit angenommen, die orientaliſche Frage nach allen Richtungen hin zu erörtern und zu beleuchten. Wir thaten das aber nicht aus dem Geſichtspunkt des vorurteilsfreien Beobachters, ſondern in dem Sinne von Leuten, welche ſich bewußt ſind, ein ſehr großes perſönliches Intereſſe an der Löſung der Frage zu haben. Es fehlte nicht an Schwarzſehern, welche die kitzliche Anſicht vertraten, daß falls die türkiſchen Waffen unglücklich kämpfen ſollten, die erbitterten Türken ihre Schwerter gegen die Giaurs in ihren eigenen

Reihen wenden und uns, zum Lohn für unsere Mühe, zu allererst die Hälse abschneiden würden. Einer der Hauptschreier, der sich bei diesen Diskussionen stets auf die Seite der Minorität stellte und dessen Hauptvergnügen es war, sich zum Ismael der Debatte zu machen und sich mit jedem, außer vielleicht mit mir, herumzuzanken, war der ehrenwerte Mr. Foley. Dieser arme Mensch fand kurz vor Ausbruch des Krieges mit den Russen ein sehr tragisches Ende. In der Nähe von Sistowa, in einem bulgarischen Hause am Donauufer einquartiert, war er plötzlich eines Morgens verschwunden. Sein Schicksal blieb ein unaufgeklärtes Geheimnis. Man hat nie ergründen können, ob er in der Donau verunglückte, oder vielleicht von einem herumstreifenden Cirkassier ermordet wurde. Ein anderer meiner Kollegen in Nisch war Ralph Leslie, ein Kanadier, welcher ein ziemlich abenteuerliches Leben geführt hatte und später mit Stanley am Kongo reiste. Er war ein liebenswürdiger junger Mann, hatte aber die unglückselige Passion, mir nachts, wenn ich im Bett lag, ‚Gil Blas' französisch vorzulesen, gerade wenn ich meine gespannteste Aufmerksamkeit nötig hatte, die Strategie der bulgarischen Insekten zu überlisten.

Eines Nachmittags hatten wir ein Erlebnis, welches für einige von uns ein recht schlimmes Ende hätte nehmen können und einen Beleg bildet für die Gefahren, denen sich reisende Engländer oft durch ihr rücksichtsloses Benehmen und brutales Auftreten aussetzen. S... und ich, mit noch drei oder vier andern vom medizinischen Stabe, gingen nach dem zweiten Frühstück in Zivil die Hauptstraße entlang, mit deren Reinigung sechs türkische Soldaten beschäftigt

waren. Dieſelben warfen den dickflüſſigen Brei mittelſt großer Schaufeln in einen Wagen, der dicht am Bürgerſteig ſtand und dabei ſpritzte bei jedem Wurf ein Teil des Kotes auf das Trottoir. Als wir näher kamen rief S... den Leuten auf engliſch zu, die Arbeit ſo lange einzuſtellen, bis wir vorüber wären. Entweder verſtanden ſie das aber nicht, oder wollten es nicht verſtehen, kurz, ehe wir noch drei Schritte weiter gegangen waren, bekam der feine, neue Sommeranzug meines Gefährten von der Schaufel des einen der Soldaten, eines trotzig ausſehenden, häßlichen alten Türken, eine gründliche Taufe des ſchwarzen Schmutzes. S..., hierüber ergrimmt, verlor die Ruhe, ſprang auf den Mann zu und verſetzte ihm auf der Stelle einen ſo wuchtigen Boxerſtoß unter die Kinnlade, daß er ſofort bis auf die Mitte der Straße flog und auf den Rücken fiel. Dies brachte die ganze Rotte in Wut. Mit furchtbarem Geheul und mit erhobenen Schaufeln ſtürmte ſie auf uns ein. Wir hatten zu unſerer Verteidigung nichts als unſere Fäuſte. Die Geſchichte begann ſchon ſehr kritiſch für uns zu werden, als zum Glück ein türkiſcher Leutnant, der uns kannte, herbeiſtürzte und ſich mit gezogenem Säbel zwiſchen uns und unſere Angreifer ſtellte, worauf ſich dieſe unter einer ganzen Salve kräftiger Flüche zurückzogen. Trotzdem war der Vorfall für uns alle eine ſehr unangenehme, häßliche Sache, und ohne Augenzudrücken an gewiſſer Stelle hätte meine mit ſo vielen Hoffnungen eingeſchlagene abenteuerliche Karriere plötzlich einen ſehr ruhmloſen Abſchluß infolge eines Kampfes mit wütenden Straßenkehrern finden können.

Dieſer nämliche S..., ſonſt ein tüchtiger Mann in

seinem Fach und auch ein gutherziger Mensch, besaß ein ganz eigenes Geschick sich in die größten Ungelegenheiten zu verwickeln und Skandale herbeizuführen. Schließlich wurde ein solcher auch die indirekte Veranlassung zu seinem Tode. Ich erinnere mich der näheren Umstände dieser Affaire noch sehr deutlich. Die Sache war die: Während meines Aufenthaltes in Nisch war einer meiner englischen Kollegen, Namens Howard Keen, in einem feinen bulgarischen Hause einquartiert, gleichzeitig mit einem türkischen Major, dessen Namen zu nennen nicht nötig ist. S... und ich besuchten diese Herren eines Tages, um den Abend bei ihnen zuzubringen. Wir saßen in dem Zimmer des Majors und tranken Raki. Gegen Mitternacht brach ich mit Keen zusammen auf. S... blieb mit dem Major noch bei dem Raki sitzen. Da es eine bitterkalte Nacht war und viel Schnee lag, schlug mir Keen vor, bei ihm zu übernachten. Ich nahm das mit Dank an und ging mit ihm auf sein Zimmer, welches sich in einem anderen Flügel des Hauses befand. Hier wickelte ich mich bald in meinen schweren mit Wolfsfell gefütterten Militärmantel und legte mich zum Schlafen auf die Diele vor dem Kaminfeuer nieder, während Keen in sein Feldbett stieg.

Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich plötzlich durch ein Geräusch geweckt wurde und nicht wenig erschrak, im Schein des erlöschenden Feuers, den bulgarischen Hauswirt vor mir zu sehen. Er war in einem Zustand heftigster Erregung, gestikulierte wild und wiederholte beständig Worte, deren Bedeutung ich mir aber nicht zu erklären vermochte. Erst als ich in seiner Hand den mir bekannten Revolver von S... sah, fing ich an Unheil zu

ahnen, und in der Sorge, daß S... zu viel getrunken und im Rausch die Frau des Bulgaren beleidigt haben könnte, weckte ich Keen. Dieser stürmte sofort, nur mit Hemd und Hosen bekleidet, nach der andern Seite des Hauses und ich folgte ihm auf dem Fuße, als er mir zurief, nach dem Zimmer des Majors zu kommen. Dieser befand sich bei unserm Eintritt in äußerster Aufregung und kaute nervös an seinem langen schwarzen Schnurrbart, während er im Begriffe war, sich hastig seinen Säbel umzuschnallen. Da ich aus diesem Verhalten um so sicherer schloß, daß S... sich wieder eine böse Suppe eingebrockt haben mußte, ich aber nicht wußte, wo er steckte, schrie ich so laut ich konnte, er möchte das Haus verlassen, doch in demselben Augenblick trat er, bleich wie ein Gespenst, ins Zimmer und unmittelbar darauf krachte ein Schuß. Der Major hatte auf ihn geschossen und wollte seinen Revolver, da er glücklicherweise gefehlt hatte, gerade zum zweitenmal abdrücken, als Keen und ich ihm in den Arm fielen. Etwa zwei Minuten lang war nun dieses bulgarische Zimmer wohl der heißeste Kampfplatz, auf dem ich jemals gewesen bin. Der Türke war ein großer, kraftvoller Mann und fast wahnsinnig vom Raki. Keen und ich waren auch ein paar große, starke Burschen. Wir lagen bald alle drei am Boden und rollten über und unter einander. Der Türke bemühte sich dabei uns zu erdrosseln, wir aber hingen an ihm wie ein paar Bullenbeißer und ließen nicht los, bis er völlig ermattet dalag. Diesen Moment benutzten wir, den Revolver in Sicherheit zu bringen, dann bliesen wir das Licht aus, nahmen S... mit uns, verschlossen die Thür und eilten davon, Keen und

ich wieder auf unſer Zimmer, S... aber in taumelndem Zuſtande in ſein Quartier. Am andern Morgen fand man ihn im Schnee vor ſeiner Hausthür liegend. Aus der Erkältung, die er ſich dadurch zugezogen, entſtand eine Lungenentzündung, an welcher er ſtarb. Wir bemühten uns vergeblich zu erfahren was vorgefallen war, denn weder S..., noch der Major, noch der Bulgare brachen das Schweigen, was ſie ſich wohl gegenſeitig gelobt hatten.

Eines Tages machte ich die Bekanntſchaft eines türkiſchen Offiziers mit Namen Achmet Bey, von dem mir erzählt wurde, daß er bei einer Attacke im Gefecht von Alexinatz ſieben Serben zuſammengehauen hatte. Er war ein Gemälde von einem Mann, auffallend ſchön, ſowohl von Geſicht, wie von Geſtalt, und von einer erſtaunlichen Körperkraft. Einige Tage, ehe ich ihn kennen lernte, war er der Held einer That geweſen, über die alle Truppen in Niſch ſprachen. Abdul Kerim Paſcha, der Höchſtkommandierende, hatte bei Gelegenheit einer Inſpizierung geäußert, es würde ihm ganz erwünſcht ſein, einmal einen gefangenen Serben vorgeführt zu erhalten. Achmet Bey, der dieſe Bemerkung gehört hatte, erbot ſich ſofort, den Wunſch des Kommandierenden zu erfüllen und bat um die Erlaubnis, ſogleich abreiten zu dürfen. Abdul Kerim Paſcha erteilte verwundert dieſe Erlaubnis, und ohne ein weiteres Wort warf der tollkühne Offizier ſein Pferd herum und ſprengte in vollem Galopp direkt in der Richtung der ſerbiſchen Vorpoſtenlinie davon. Als er ſich den äußerſten Poſten auf Schußweite näherte, eröffneten dieſe ihr Feuer auf ihn, trafen ihn aber nicht und Achmet Bey jagte unbeirrt weiter, immer in

gerader Richtung auf den einen Mann der Posten zu, den er sich inzwischen für seinen Zweck auserkoren hatte. Ganz verdutzt schoß dieser wohl noch einmal auf den kühnen Reiter, wandte sich dann aber zur Flucht. Doch Achmet fuhr auf ihn nieder wie der Finkenfalk auf einen Wiesenläufer, packte seine Beute mit eisernem Griff und warf sie vor sich über den Sattel. Einen Moment darauf flog er schon wieder von Kugeln verfolgt, zurück, gelangte aber unversehrt aus dem Bereich derselben, und lieferte unter dem Jubelgeschrei der Truppen seinen entsetzten Gefangenen an Abdul Kerim Pascha ab.

Der Held dieses tolldreisten Soldatenstückchens wurde später dem Stabe von Mehemet Ali Pascha, dem Kommandierenden am Lom, zugewiesen. Bei diesem Armeekorps befand sich auch Baker Pascha, der berühmte, kühne Reiterführer. Sein Urteil in militärischen Dingen hat gewiß Gewicht; er bezeichnete Achmet Bey als das Ideal eines Soldaten und schrieb über ihn, daß er nirgends einen Offizier getroffen habe, dessen militärisches Wissen mit einem so glücklichen Instinkt verbunden gewesen wäre, wie bei diesem türkischen Offizier, der geradezu eine Witterung für die taktischen und strategischen Bewegungen und Maßnahmen des Feindes besessen und dieselben auch auszunutzen verstanden hätte.

Die häufigen Niederlagen der Serben schienen auf ein baldiges Ende des Krieges hinzudeuten. Derselbe hätte sich überhaupt nicht so lange hingezogen, wenn nicht Tausende russischer Freiwilliger die serbische Armee verstärkt hätten, und die Leitung des Feldzugs dem russischen General Tchernaieff

anvertraut gewesen wäre. Als endlich die Serben an die Vermittlung der Mächte appellierten und auf Drängen Rußlands ein Waffenstillstand zustande kam, wurde ein großer Teil der türkischen Truppen vom Kriegsschauplatz zurückgezogen. Unter diesen war auch mein Regiment Kyrchehir. Dasselbe erhielt Befehl nach Sofia zurückzugehen. Ich mußte es begleiten, und wurde deshalb von meinem Kommando bei dem Hauptlazarett in Nisch entbunden.

Wir hatten Dezember. Der Himmel war bleifarben und der Schnee lag schwer auf den Pinien. Das Regiment brach frühzeitig auf, ich aber folgte ihm erst mehrere Stunden später. Als ich auf meinem grauen Pony über den gefrorenen Boden galoppierte, traf mich gleich anfangs das Mißgeschick, daß mein wackeres kleines Tier ein Hufeisen verlor. Ich mußte deshalb in einem bulgarischen Dorfe anhalten, um es beschlagen zu lassen. Nach vielem Suchen fand ich endlich einen Hufschmied, einen mürrischen, schwarzbärtigen Kerl, der seinen Haß gegen die türkischen Truppen ganz unverhohlen zu erkennen gab, und mir kurzweg seine Hilfe verweigerte. Ich hatte schon gelernt, wie man in solchen Fällen verfahren mußte. Raus mit dem Revolver, das war das probate Mittel. Ich zeigte mit demselben zuerst auf den Fuß des Pferdes, dann hielt ich ihn dem Hufschmied vor den Kopf. Nun verstand er sogleich, besann sich nicht weiter und ging an die Arbeit. Durch das ganze türkische Reich benutzt man an Stelle der offenen Hufeisen, wie solche seit der Römerzeit in fast allen zivilisierten Ländern gebräuchlich sind, geschlossene Flacheisen, welche die ganze Sohle des Hufs bedecken, und nur ein kleines rundes Loch in der

Mitte haben. Ich verstand von der Sache nicht viel und ließ den Kerl machen, ohne ihm auf die Finger zu sehen. Diese Unbedachtsamkeit rächte sich bitter. Bald, nachdem ich den Grauen bestiegen hatte, merkte ich, daß er stocklahm war. Der Schurke von Schmied hatte, wie ich später entdeckte, meinem armen Tier einen langen Nagel grade in den Strahl des Hufs getrieben. Um meinen Kummer voll zu machen, stahl mir dann noch ein spitzbübischer Cirkassier, während ich schlief, meine englischen Steigbügel. Zu Fuß, meinen lahmen Pony am Zügel führend, zog ich in Sofia ein.

Dort traf ich wieder eine ganze Menge englischer Aerzte, mit welchen ich ein sehr vergnügtes Leben führte. Wir beschlossen einstimmig, Weihnachten nach echt englischer Weise, durch ein splendides Mittagsmahl zu feiern. Es wurde ein besonderes Komitee erwählt, welches ein der Würde des Festes entsprechendes Arrangement für den heiligen Abend treffen sollte. Den ewigen Pilaw, mit dem harten Zwieback und heißen, schwarzen Kaffee, sollte es natürlich nicht geben. Nein, eine wirkliche gebratene Hammelkeule, Puthahn, Gans, Pflaumenpudding und Wein die Fülle, — das sollte es geben, das war die Parole. Als ich am Abend vor diesem aussichtsvollen Tage schlafen ging, war meine Seele ganz erfüllt von schönen Weihnachtsträumen, von Friede auf Erden, von Wohlgefallen an den schmutzigen Bulgaren, von Putenbraten und Sellerieſauce. Freudig erwachte ich am andern Morgen, da aber — wer beschreibt meinen Schrecken — war das erste, was mir mitgeteilt wurde, daß das Regiment Marschbefehl erhalten hatte und sofort nach dem kalten, abscheulichen Paß von Orkhanie im Balkan

aufbrechen ſollte. Ach, das war ein harter Schlag! Alle meine Freude war dahin! Ich ſchloß mich dem Abmarſch nicht ſogleich an, weil ich dachte, die Truppe leicht einholen zu können, doch als die Vormittagsſtunden immer weiter vorrückten, überlegte ich, daß ich doch klüger gethan haben würde, das Regiment zu begleiten, da ich, mutterſeelenallein, Gefahr lief, mich zu verirren. So ſetzte ich mich zwar noch beizeiten auf, verirrte mich aber trotzdem gründlich. Nachdem ich bis 10 Uhr abends geritten war, erreichte ich ein, wie gewöhnlich, ſchmutziges bulgariſches Dorf und beſchloß für die Nacht dort zu bleiben. Das Haus, welches mir den vorteilhafteſten Eindruck machte, und welches ich deshalb zu meinem Quartier wählte, war ungefähr ſo ſauber wie ein engliſcher Ferkelſtall, doch entdeckte ich eine Art Boden, der zur Aufbewahrung von Maiskolben diente, und dort verbrachte ich die Nacht. Ich lag auf dieſen Kolben wie auf Pflaſterſteinen und hielt mein Mahl an einem von ihnen. Das war mein Weihnachtsſchmaus, auf den ich mich ſo gefreut hatte. Ich wußte nicht, ob ich weinen oder lachen ſollte über die Ironie des Schickſals, und über das ‚fröhliche Weihnachten‘, welches meine Freunde in England und Auſtralien mir jedenfalls wünſchten. Am nächſten Tage holte ich das Regiment ein, und bezog mit ihm auf fünf Wochen Quartier in Orkhanie. Ich hatte dort viel zu thun, denn die Leute litten ſehr an Diſſenterie, und da nicht alle im Dorfe untergebracht werden konnten, mußten viele in Leinwandzelten kampieren, was bei der Kälte für die armen Teufel ſehr hart war. Nach einiger Zeit ging der Vorrat von Medikamenten zu Ende und ich mußte nach dem dreißig (engliſche)

Meilen entfernten Sofia reiten, um den Medizinkasten des Regiments zu komplettieren.

Von all den Leiden und Erfahrungen, die mir der Feldzug brachte, erinnere ich mich dieses Rittes nach Sofia, als des schrecklichsten, was ich durchmachte. Bald nach meinem Aufbruch wurde mein Grauer lahm, es herrschte eine eisige Kälte, und nach einer halben Stunde kam ein Schneesturm, der mich nicht mehr drei Schritte weit sehen ließ. Den ganzen Tag lang humpelte mein armer Pony auf drei Beinen, ich durfte aber nicht wagen abzusteigen, aus Furcht auf dem Felde zu erfrieren. Als ich endlich um 10 Uhr abends Sofia erreichte, mußte ich vom Pferde gehoben und ins Bett getragen werden. Am andern Morgen lag mein gutes, treues Tier tot im Stalle; es war den furchtbaren Anstrengungen des Rittes zum Opfer gefallen. Ein italienischer Doktor, welcher am nämlichen Abend wie ich zu Wagen ankam, wurde als Leiche in demselben vorgefunden. Vielleicht wäre er nicht erfroren, wenn er geritten wäre.

Nach einer Ruhe von zwei Tagen mußte ich daran denken, mit meinen Medikamenten die Rückreise anzutreten. Die Aussicht war keine angenehme, doch mit einem frischen Pferde unter dem Leibe hat man immer neuen Mut. Ich trabte munter darauf los, merkte aber kaum halbwegs, zu meinem Schrecken, daß ich mich auf falschem Wege befand. Ich nahm infolgedessen die Richtung querfeldein, wobei ich an einen zugefrorenen Fluß kam, den zu überschreiten ich mich scheute, weil ich fürchtete, das Eis könnte am Ende nicht halten, und Roß und Reiter unter sich verschwinden lassen. Mir blieb nichts anderes übrig, als am Ufer entlang

zu reiten. Dies führte mich an eine Stelle, wo ich an der Farbe des Eises zu erkennen glaubte, daß das Wasser seicht sein müsse. Hier machte ich den Versuch hinüber zu gelangen. Als ich ungefähr in der Mitte war, krachte es unter mir wie ein Pistolenschuß und mein Pferd stand bis zu den Schultern, ich bis zu den Knieen in dem eisigen Wasser. Wie der Blitz war ich aus dem Sattel auf der Eiskruste. Meinem armen Gaul aber glückte es nicht, trotz allen Schlagens und Springens, sich aus dem kalten Element zu befreien. Schließlich stand er schaudernd still. Es war mir klar, daß das Eis uns beide nicht tragen würde, selbst wenn es mir gelungen wäre, das Pferd wieder auf die Oberfläche zu bringen. Ich kam deshalb auf den Gedanken, uns aus dem Eise herauszuhauen. Zu dem Zweck nahm ich meine beiden schweren Steigbügeleisen, verband sie fest miteinander und improvisierte auf diese Weise eine Art Hammer, mit dem ich das Eis vor uns stückweise losschlug. Dieses ingenieuse Verfahren brachte uns endlich ans Ufer. Als ich demnächst, nach einem qualvollen Ritt, in Orkhanie eintraf, war ich in meinen fest angefrorenen Kleidern so steif wie in einem Gipsverbande. Drei Wochen vergingen, ehe meine Hände wieder richtiges Gefühl hatten.

Das Regiment wurde nach Widdin beordert, bevor ich mich von diesem letzten Ritt noch ganz erholt hatte, und am Vorabend unseres Abmarsches bekam ich einen ernsten Anfall von Dissenterie, welcher mich furchtbar schwächte. Man mußte mich auf mein Pferd heben. Unser Tagesmarsch führte uns nach Wrazza, einer der malerischsten Städte von Bulgarien. Hier fand ich das Regiment vor, dem mein Freund

Stieven angehörte und zu meiner großen Freude war er unter den erſten Menſchen, welchen ich begegnete. Er wohnte im Hauſe eines polniſchen Apothekers, und lud mich gleich zum Mittageſſen, welche Einladung ich, ſo ſchwach und elend ich mich auch fühlte, doch mit Freuden annahm. Stieven verordnete mir eine nahrhafte Diät mit viel blutmachendem Wein. Doch dieſe Verordnung hätte nicht viel geholfen, wenn er nicht auch gleichzeitig dafür geſorgt hätte, daß ich wirklich die richtige Medizin bekam. Was ich bei dieſem erſten chriſtlichen Mahl, welches mir ſeit langer Zeit wieder einmal vorgeſetzt wurde, leiſtete, war ſo erſtaunlich, daß der uns bedienende Türke, bei jeder neuen Ladung, die ich verſtaute, ſeine Augen immer weiter aufriß. Ich mag gar nicht daran denken, wie viele Flaſchen Wein Stieven und ich leerten, das aber weiß ich, daß, als ich endlich die Moſchee, in der das Regiment einquartiert war, taumelnd erreicht und mich dort auf mein Lager geworfen hatte, ich den tiefen Schlaf des Gerechten ſchlief, d. h. den Schlaf deſſen, der nach langer Zeit wieder einmal zu ſeinem Rechte gekommen iſt. Die Verordnung von Stieven war wirklich eine ganz ausgezeichnete geweſen; am nächſten Tage war ich wieder kerngeſund.

Drittes Kapitel.

Widdin.

Wir hatten nur vier kurze Märsche bis Widdin, die wir mit Bequemlichkeit zurücklegten. Die Verpflegung unterwegs war immer gut vorbereitet, obwohl es Etappen-Magazine nicht gab. Sie wurde, auf eine bezügliche Benachrichtigung, durch die Saptiehs oder berittenen Landgendarmen derjenigen Distrikte bewirkt, welche wir passierten. Diese requirierten die notwendigen Lebensmittel bei den Landwirten, und gaben dafür von der Regierung ausgestellte Bons. Wir schickten immer Arabas mit einer Anzahl Leuten voraus, unter denen sich einige Köche befanden, und dann war, wenn das Regiment eintraf, alles für die Unterkunft geordnet und ein warmes Essen bereit. Gewöhnlich nächtigten wir in den Häusern eines Dorfes und nahmen, wenn die nicht ausreichten, eine Moschee zu Hilfe. Oftmals habe ich auf den Fliesen einer solchen geschlafen, so recht eigentlich in den Armen des Islam, und kann sagen, daß ich dort nicht weniger gut schlummerte, als im Bereich der christlichen Kirchenglocken.

Widdin ist gleichzeitig Handelsstadt und Festung. Seine Lage an der Donau, in dem schmalen Nordzipfel zwischen Serbien und Rumänien, macht es gewissermaßen zu einem

Schlüssel von Bulgarien, indem es mit seinen schweren, weittragenden Festungsgeschützen den Verkehr auf der großen Wasserstraße an dieser Stelle völlig abzuschließen vermag. Damals hatte es ungefähr 14 000 Einwohner, wovon vielleicht die Hälfte Bulgaren, ein Drittel Türken und die übrigen Levantiner, Griechen, Italiener, spanische Juden und Zigeuner waren. Im türkischen Reich giebt es eine große Anzahl Juden und sie werden von den Türken sehr gut behandelt. Es ist kaum nötig zu sagen, daß beinahe alle Bankiers ihrer Rasse angehören.

Widdin besteht aus zwei Teilen, nämlich der Stadt innerhalb der Befestigungen, und der Stadt außerhalb derselben. Die eigentliche Festung lehnt sich an die Donau. Rings um die Stadt läuft eine 20 Fuß hohe mit Türmen versehene Mauer. Zur Beherrschung des Flusses dienten damals mehrere sehr starke, vortrefflich angelegte Batteriestellungen, die mit wenigstens 50 Kruppschen Festungsgeschützen neuester Konstruktion armiert waren. Man hielt die Festung von dieser Seite aus für uneinnehmbar. Auf der entgegengesetzten Seite befand sich vor der Mauer ein breiter, tiefer Festungsgraben. Ueber denselben führte eine Zugbrücke, welche jeden Abend um 6 Uhr aufgezogen wurde, sodaß von dieser Stunde bis zum Morgen der Zugang zur befestigten Stadt verschlossen war. In ihr lagen die wichtigsten öffentlichen Gebäude, wie der ‚Konak', das Rathaus, der Sitz des Gouverneurs des Wilajets, sowie Kasernen für 4000 Mann, eine große Regierungskornmühle und mehrere Magazine, in denen ganz bedeutende Massen von Getreide und Proviant lagerten.

Der größere Teil der Einwohner lebte in den verschiedenen Vorstädten. Erst hinter diesen erhob sich die äußerste Befestigungslinie, eine starke, etwa 20 Fuß hohe Erdumwallung, durchbrochen von Schanzen und Redouten, die sich einander bei einem Angriff zu unterstützen vermochten. Jenseits dieser Umwallung war das Land tiefliegend und sumpfig und darauf eingerichtet, von der Donau inundiert werden zu können. Infolge dieses ringsum befindlichen Wassers ist Widdin eine der ungesundesten Städte der ganzen Türkei. Das feuchte Klima erzeugt viel Malaria; einmal hatten wir nicht weniger als 400 Mann an dieser Krankheit in den Lazaretten liegen.

Ein bedeutender Ausfuhrartikel ist der Kaviar, der in enormen Mengen aus dem Rogen des Hausen gewonnen, in Fässer verpackt, und in flachen Segelbooten stromaufwärts verschickt wird. Ich habe in der Donau einen Hausen von reichlich 12 Fuß Länge fangen sehen. Drei Leute schleppten ihn an einem Tau durch die Straßen. Anderweitig ist die Stadt auch berühmt durch ihre selten schöne Filigranarbeit in Gold und Silber.

Im Februar 1877, als unser Regiment in Widdin einrückte, standen dort ungefähr 30 000 Mann türkischer Truppen, meist Infanterie, aber auch einige Feldbatterien und etwa 1000 Mann Kavallerie. Das Kyrchehirregiment wurde in eine der Kasernen in der Festung gelegt, für die Hauptmasse des Armeekorps war aber ein Lager, einige Kilometer von der Stadt, errichtet worden. Osman Pascha, zu jener Zeit noch ein verhältnismäßig unbekannter Mann, war damals Oberbefehlshaber sämtlicher Truppen um Widdin

und Adil Pascha Kommandant des Lagers. Osman Pascha hatte sich zwar durch seinen glänzenden Sieg über die Serben, bei Zaitchar, schon großen Ruf erworben, seine europäische Berühmtheit verdankte er aber erst seinen Erfolgen den russischen Waffen gegenüber. Nach diesen wurde er mit Glückwünschen und Ehrungen geradezu überschüttet. Ich war damals dazu ausersehen worden, die Briefe, die aus England kamen, zu öffnen und zu sichten. Die meisten davon waren von Damen. Unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken ihrer Bewunderung erbaten sie sich von ihm, als eine besondere Gunstbezeigung, ein Autograph.

Der Pascha bewohnte in Widdin ein großes Haus in der Festung, in welches auch ich einquartiert wurde und wo ich ganz nach türkischer Art lebte, mit gekreuzten Beinen auf der Erde saß und meine Mahlzeiten mit den Fingern verzehrte.

Nachdem die Einstellung der Feindseligkeiten mit den Serben erfolgt und ein Waffenstillstand geschlossen war, begannen die Großmächte bei den Friedenspräliminarien Ansinnen an die Türkei zu stellen, welche diese mit Entrüstung zurückwies. Während der Unterhandlungen, infolge deren schließlich Rußland der Türkei den Krieg erklärte, war es für uns sehr interessant, bei unsern Nachbarn, den Rumänen, die nominell doch unsere Vasallen waren, zu sehen, wie sie sich auf den in Aussicht stehenden Krieg vorbereiteten, d. h. zu beobachten, mit welcher Emsigkeit sie sich gegen einen Angriff von unserer Seite zu schützen suchten. Tag und Nacht arbeitete die Besatzung des uns am andern Donauufer direkt gegenüber liegenden Kalafat, an starken Festungswerken,

um sie jeden Augenblick mit Geschützen besetzen zu können. Und mit ganz eigenen Gefühlen mochte speziell Osman Pascha diesen Arbeiten zusehen, wo er selbst schon einmal, während des Krimkrieges, in Kalafat kommandiert und 20 000 Russen, die es zu nehmen versuchten, mit blutigen Köpfen heimgeschickt hatte.

Die Zeit des Wartens in Widdin verging ganz ruhig; trotzdem fühlte jeder, daß diese Ruhe nur die Stille vor dem Sturm war, und der Krieg in der Luft lag. Ich hatte sehr viel zu thun, denn Dissenterie, Lungenleiden und Malaria suchten die Truppen stark heim. Wir waren ungefähr 30 Aerzte in der Stadt, darunter aber außer mir nur ein britischer Unterthan, den ich ‚Mr. Black' nennen will, da es mir widerstrebt über ihn unter seinem wahren Namen zu berichten.

Er war ein böser Geselle, ein Mann, der sich und seinem Lande zur Unehre lebte, und da sein Verhalten auch auf mich, als seinen Landsmann, ein schlechtes Licht warf, so war er mir bald ein Dorn im Auge. Nur wenige Leute in Widdin hatten jemals einen Engländer gesehen, und Doktor Blacks Manieren und Sitten waren nicht dazu angethan, moralische Eroberungen zu machen. Glücklicherweise lebte noch ein anderer Brite, eigentlich Schotte, am Ort, der einen guten Ruf genoß und allgemein unter dem Namen ‚Jack' bekannt war. Ich habe wenigstens seinen Familiennamen niemals gehört. Dieser ‚Jack' war ein geschickter Maschinentechniker und speziell von Glasgow berufen worden, die große Kornmühle unter seine Aufsicht zu nehmen. Er wohnte in derselben mit seiner Frau, einer allerliebsten kleinen Schot-

tin, und beide sprachen türkisch wie Eingeborene. Ich hatte mit ‚Jack‘ öfters Rücksprache betreffs unseres gemeinsamen ‚bête noire‘ Dr. Black, wir vermochten aber nichts gegen ihn auszurichten. Erst das Rad der Zeit brachte uns Genugthuung.

Ich hatte den unangenehmen Gesellen schon früher in Sofia getroffen und war sehr wenig erbaut, ihm in Widdin wieder zu begegnen. Er war ein Mann von mittleren Jahren, der vielleicht anfangs in seinem Beruf etwas geleistet, sich dann allmählich aber durch Trunksucht vollständig heruntergebracht hatte. Ich sah ihn niemals in nüchternem Zustande. Er trug gewöhnlich einen langen, fleckigen Ueberzieher, in dessen einer Tasche stets eine Flasche des gewöhnlichsten Branntweins, und in der andern ein geladener Revolver steckte, mit dem er rücksichtslos auf jeden schoß, der seinen Unwillen erregte. Einst wurde ich Zuschauer einer Scene, wo er in einen Schusterladen taumelte und den Besitzer auf englisch anschrie: „Gieb mir ein Paar Stiefel, du...!“ Natürlich verstand ihn der Bulgare nicht, und Black darüber aufgebracht, zog auf der Stelle seinen Revolver, und feuerte mehrere Kugeln in den Warenvorrat, ehe der vor Schreck zitternde Händler ihn daran hindern konnte. Er war für die unglücklichen Bulgaren, die ihn ins Quartier nehmen mußten, schon zur reinen Landplage geworden, und seine Excesse erforderten seine fortwährende Verlegung. Endlich gab er einmal wieder solches Aergernis, daß mich der alte Hassib Bey rufen ließ, um mich zu fragen, was in aller Welt er mit meinem Landsmann anfangen solle. Dieser feine, vornehme Türke war zu rücksichtsvoll für ein schroffes

Vorgehen. Ich schlug ihm vor, ihn in das große Militärlazarett zu quartieren, wo er nicht Gelegenheit haben würde, Skandale zu verüben, und dieser Ratschlag, welcher bereitwillig angenommen wurde, brachte die Dinge endlich zur Krisis.

Eines Abends, als Black sich, wie gewöhnlich betrunken, auf sein Zimmer zurückgezogen hatte, machten sich mutwillige Jarra Baschis, Apotheker- und Chirurgengehilfen, den Spaß, unter Gejohle und beschimpfenden Zurufen, an die Thüre des Betrunkenen zu pochen. Black brüllte ihnen auf englisch zu, wenn sie nicht die Mäuler hielten und sich augenblicklich fortscherten, würde er mit dem Revolver kommen. Die übermütigen Burschen konnten sich aber von ihrem Vergnügen nicht losreißen und pfiffen und miauten weiter, bis plötzlich die Thür aufgerissen wurde und Black im Nachthemd, mit dem Revolver bewaffnet, in derselben erschien. Dies rief eine wilde Flucht hervor. Hals über Kopf stürmte die ganze Schar den finsteren Gang hinunter, während Black ins Blaue hinein hinter ihr her feuerte. Ein durchdringender Schrei verriet, daß wenigstens eine Kugel getroffen hatte, und bald darauf war das gesamte Lazarettpersonal auf den Beinen, denn ein kleiner italienischer Hilfschirurg schrie jämmerlich, daß er ermordet sei. Eine sofortige Untersuchung ergab indessen, daß die Kugel in einen Teil der Anatomie Eingang gefunden hatte, wo sie wenig Schaden thun konnte, nämlich in die fleischigen Gewebe, welche der Basis des Rückgrats nahe liegen, und es wurde daher kein Versuch gemacht, sie herauszuziehen. Wahrscheinlich trägt

sie der kleine Italiener noch heute, als Andenken an die Tage in Widdin, mit sich herum.

Als Dr. Black am nächsten Morgen den Kopf aus der Thür steckte, fand er dieselbe durch ein paar Soldaten besetzt; nichts Gutes ahnend, zog er sich deshalb eilig wieder ins Zimmer zurück und überlegte, wie er entkommen könnte. Sein Fenster lag etwa 14 Fuß über der ziemlich dicken Schneedecke des Hofes und er beschloß diesen günstigen Umstand zu benützen und sich aus dem Fenster herabzulassen. Als er das mit Hilfe seines zusammengeknoteten Bettzeugs that, glitt er gerade in die Arme des unter dem Fenster postierten Soldaten. Er wurde nunmehr vor den alten Hassib Bey gebracht, welcher mich holen ließ, und ich schickte zu ‚Jack', dem Mühleningenieur, mit der Bitte, in der Sache als Dolmetscher zu dienen. Hassib Bey hielt es für zwecklos, Black erst noch in Arrest zu schicken, sondern entschied sich zu meiner großen Befriedigung gleich dahin, ihn ganz außer Landes zu weisen. Diesen Entscheid brachte der alte Herr in der edelmütigsten Weise zur Ausführung, indem er den einer Schonung unwürdigen Menschen an Bord eines der wöchentlich von Widdin nach Belgrad gehenden Flußdampfer bringen, und ihm obendrein zur Weiterreise noch 10 Pfund Sterling auszahlen ließ. Ich dankte Hassib Bey für seine Milde und Nachsicht und sah Dr. Black glücklicherweise niemals wieder.

Bei der Verlegung meines Regiments ins Feldlager wurde ich zum Lazarettdienst in der Stadt zurückbehalten und nahm mein Quartier in einem kleinen Gasthaus am Ufer der Donau. Mein hauptsächlichster Zeitvertreib bestand jetzt da-

rin, an Bord der großen Passagierdampfer zu gehen, Nachrichten aus der Welt einzuholen und zu hören, was man in England über uns Türken sagte. Hierbei traf ich einmal einen sehr liebenswürdigen Franzosen, Kapitän Bouchon, der nach Rustschuk reiste. Da er mir sehr zusagte, überredete ich ihn, eine Woche bei mir zu bleiben, und seine Gesellschaft bereitete mir das größte Vergnügen.

Der erste Kriegskorrespondent, den ich in Widdin kennen lernte, war ein früherer britischer Offizier, ein Mann von feinen, einnehmenden Manieren, Namens Fitzgerald, der für den Londoner ‚Standard' reiste. Er kam im April als einer der ersten Sturmvögel an, die das heraufziehende Gewitter verkündeten. Eines Tages besuchte er mich, um mir die Bitte auszusprechen, seine Vertretung zu übernehmen und alle des Telegraphierens werte Nachrichten dem ‚Standard' zukommen zu lassen, da er einige Tage flußaufwärts gehen wollte. Ich versprach, ihm seinen Wunsch zu erfüllen. Darauf begab er sich alsbald aufs Schiff, und kam nicht wieder. Was ihm passiert sein mag, weiß ich nicht, ich habe nie mehr etwas von ihm erfahren. Indessen, da ich das doch nicht voraussehen konnte, versah ich sein Amt mit größtem Eifer, scheute keine Kosten, und telegraphierte während der folgenden Ereignisse immer frischweg, alles, was mir von Belang erschien, an den ‚Standard'. Dies verschlang mit der Zeit eine ganz ansehnliche Summe. Ich sah nicht ein, weshalb ich meine Gefälligkeit so teuer bezahlen sollte und wandte mich später in Konstantinopel an einen dort sehr in Ansehen stehenden Landsmann, Mr.

Frank Ives Scudamore, der mir meine Auslagen dann auch bereitwillig ersetzte.

Fast um dieselbe Zeit, wo ich die Bekanntschaft des Berichterstatters vom ‚Standard‘ machte, trafen zwei Bataillone ägyptischer Truppen unter Prinz Hassan, dem zweiten Sohn des Khedive, zu unserer Verstärkung ein. Die Ankunft dieser Truppen machte natürlich großes Aufsehen, und sie wurden mit sehr kritischen Augen angesehen. Was physische Körperbeschaffenheit und soldatische Vorzüge betrifft, so fiel der Vergleich sehr zu Gunsten der Türken aus, indessen soll dieses Urteil den Aegyptern an ihrem Wert nichts nehmen. Ihre Offiziere waren höchst intelligent und militärisch erzogen, und die Ausrüstung der Mannschaft war neu und gut, bei weitem besser, als die der türkischen Soldaten. Außerdem, was uns besonders gefiel, brachten die Aegypter eine vortreffliche Musik von Blech- und Saiteninstrumenten mit. Dies war für uns etwas ganz Neues, da wir keine einzige Kapelle besaßen und nur auf den Klang der Signalhörner angewiesen waren. Später lernten wir unsere neuen Freunde auch in der Aktion hochschätzen. Sie wirkten bei der Verteidigung von Widdin unter Izzet Pascha mit, und halfen die wiederholten Angriffe der Serben und Rumänen erfolgreich abschlagen.

Unter den vielen interessanten Leuten, die ich in Widdin in dieser Zeit gespannter Erwartung kennen lernte, befand sich der im Ort angesessene Präsident der Handelskammer, Zara Dilber Effendi, ein eigentümlich anziehender, hochbegabter Armenier. Er war in Deutschland erzogen und sprach fast jede europäische Sprache in gleichem Maße

fließend. Ich wurde sehr intim mit ihm und ein häufiger Besucher seines Hauses, denn bei seiner vertrauten Freundschaft mit Osman Pascha, war er stets über den Stand der Dinge sehr gut informiert. Zara Dilber Effendi und Osman Effendi, ein türkischer Arzt, welcher seine Erziehung in Paris genossen hatte, und der beste Chirurg war, mit dem ich während des ganzen Feldzugs in Berührung kam, waren in Widdin eigentlich meine beständigen Gefährten. Mit meinen Kollegen verkehrte ich, außer im Dienst, nur wenig, da unsere Interessen und Geschmacksrichtungen auseinander liefen. Als die umgänglichsten von ihnen fand ich Dr. Kronberg und Dr. Busch. Beide hatten ihre Frauen mit, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich diese beiden Damen als die Urheberinnen eines glänzenden Gedankens ansehe, den Osman Pascha unmittelbar nach der Einstellung der Feindseligkeiten mit Serbien zur Ausführung brachte.

Die Gesellschaft der Stadt, Civil und Militär, wurde nämlich eines Tages ganz aus ihrem Gleichgewicht gebracht durch das Gerücht, Osman Pascha beabsichtige den Waffenstillstand mit Serbien durch einen großen Ball zum Besten eines Fonds für die Militärlazarette zu feiern. Dieses Gerücht erwies sich als Thatsache, und die Aufregung, besonders unter den Damen, stieg mit der Kunde, daß der in allen Schichten der vornehmsten Gesellschaft verkehrende Zara Dilber Effendi die Arrangements übernommen hätte. Er wurde infolgedessen eine doppelt umworbene Persönlichkeit, denn es war mit Sicherheit anzunehmen, daß Osman Pascha nur nach seinen Vorschlägen die Einladungen ergehen lassen würde. Man hörte auch bald, daß niemand

unter dem Range eines Stabsoffiziers eine ſolche erhalten ſollte. Nachdem hierüber Klarheit beſtand, waren es die Vorbereitungen für den Ball ſelbſt, welche die Gemüter der Beteiligten aufs lebhafteſte beſchäftigten. Die verſchiedenſten Gerüchte ſpannten die Neugier. Sicher bekannt wurde nur, daß ein großes Haus mit ſchönem Saal für den Tag des Feſtes gemietet worden war, im übrigen blieb man im Dunkeln, denn Zara Dilber Effendi, welcher nähere Auskunft hätte geben können, ließ ſich eine volle Woche nicht blicken. Es hieß, er wäre viel in Rumänien drüben und brächte bei ſeiner Rückkehr jedesmal eine kleine Armee von Leuten mit vielverſprechenden Kiſten und Kaſten mit. Es ging das Gerede, daß man auf Stühlen ſitzen, und mit Meſſer und Gabeln eſſen würde. Man flüſterte von einem regelrechten, chriſtlichen Souper mit den Beinen unterm Tiſch, einem auserleſenen Menu und Champagner, nichts aber erfuhr man genau, denn dieſer Zara Dilber Effendi war ein ſchrecklicher Menſch, er hüllte ſich und ſeine Wege in den undurchdringlichen Schleier orientaliſchen Geheimniſſes. Was meine Perſon betraf, ſo ließ ich mir ſofort nach Empfang der Einladung eine nagelneue Uniform bauen und war im höchſten Grade neugierig, woher die Damen kommen, und was die Türken zu einem Ball ſagen würden, der ganz den Zuſchnitt und Charakter des Abendlandes tragen ſollte.

Als endlich der mit ſo großer Spannung erwartete Abend kam und ich den Ballſaal betrat, war ich in der That überraſcht. Feſtons und geſchmackvolle Arrangements von Fahnen, Trophäen und Waffen aller Art gaben ihm ein äußerſt feſtliches Anſehen. Auf einem kleinen Podium ſtand Osman

Paſcha in voller Gala, und ihm zu Seiten, in glänzender Toilette, Frau Kronberg und Frau Buſch. Er empfing alle Gäſte mit höfiſcher Artigkeit und reichte jedem die Hand. Während ich die lange Reihe goldgeſtickter, reich mit Orden dekorierter Uniformen, und ſchöner, mit ausgeſuchteſtem Geſchmack gekleideter Damen, an ihm vorüberziehen ſah, war mir ganz ſo, als ob ich mich auf einem großen Staatsball in London oder Paris befände, nicht aber auf einem Feſt einer kleinen bulgariſchen Grenzfeſtung, deren Kanonen nur darauf lauerten, mit denen der ausgeſprochen feindlich geſinnten Nachbarſtadt zu einem ganz anderen Tanze aufzuſpielen, als dem, in welchem wir uns jetzt drehen wollten.

Ein breiter Divan lief rings um den Saal, und auf ihm ſaßen, nach landesüblicher Art, mit untergeſchlagenen Beinen, die türkiſchen Offiziere, den Vorgang mit regſtem Intereſſe beobachtend. Der Türke kennt den Tanz recht wohl, denn zu ſeiner Unterhaltung, für ſein Geld, läßt er ſich gern etwas vortanzen, ſelbſt zu tanzen wird ihm aber nie in den Sinn kommen. Ich bemerkte einen alten würdigen türkiſchen Oberſt, der ſich ſichtlich alle Mühe gab, dem Ausdruck ſeines Geſichts den anerzogenen orientaliſchen Gleichmut zu bewahren, doch, wenn hin und wieder ein frecher junger Giaur, ſo wie ich, an ihm vorüberſchwebte, mit einem Engel von Schönheit, ganz Seide, Spitzen, Blumen und Perlen, feſt im Arm, da ſah ich, wie er unwillkürlich die Augen immer weiter und weiter aufriß.

Zara Dilber Effendi hatte ſeine Sache wirklich vortrefflich gemacht, denn es war ihm gelungen, ungefähr 60 der feingebildetſten und ſchönſten Frauen, die ich jemals einen

Ballsaal zieren sah, zusammen zu bringen. Bulgarische Damen waren nur einige vertreten, und zwar nur solche von hohem Range; die Majorität bildeten spanische Jüdinnen, zwischen 17 und 20 Jahren, mit dem prächtigen Kolorit, dem dunklen Haar und den funkelnden Augen ihrer Rasse; der Rest setzte sich zusammen aus: Rumäninnen von wahrhaft junonischer Gestalt, Levantinerinnen, Italienerinnen, Griechinnen und vielleicht zwei oder drei Serbinnen. Wenn hiernach auch der Typus ein grundverschiedener war, eine Eigenschaft hatten doch alle gemein, sie waren alle schön. Zara Dilber Effendi hatte in dieser Auswahl in der That ein wahres Meisterstück geliefert. Mir, der ich bisher in der Stadt nur einige verschleierte Türkinnen gesehen hatte, erschien dieser reizende Damenflor wie ein Traumgebilde.

Das ganze Fest hatte überhaupt, nicht allein durch die Vertretung der verschiedenen Völkerstämme und seiner halbbarbarischen Pracht, sondern auch durch die Zeitverhältnisse, in denen es stattfand, etwas ganz Eigenartiges. Jedermann wußte, daß der Beginn eines verheerenden, blutigen Krieges nur noch eine Frage von Wochen oder vielleicht sogar Tagen sein konnte, und doch schwelgten wir im Glück des Augenblicks ebenso freudig, wie die Gäste auf jenem berühmten Ball der Herzogin von Richmond in Brüssel, am Vorabend von Waterloo. In der That, der Vergleich zwischen Osman Paschas Ball und jenem historischen in Brüssel drängte sich mir unwillkürlich auf. In beiden Fällen hing die Existenz eines Reiches von dem bevorstehenden Kampfe ab; in beiden Fällen sollten viele der Tapferen, die bei Musik und Kerzenschein auf dem Parkett versammelt waren, bald auf blut-

getränktem Schlachtfeld als Opfer der Kriegsfurie, kalt und verlassen liegen. Nie werde ich das Bild des alten türkischen Oberst vergessen, der da im Ballsaal, kreuzbeinig auf dem Divan sitzend, mich so scharf beim Tanzen beobachtete. Als ich ihn wiedersah, war es auf dem Kampfplatz bei Radischewo. Da saß er auch wie damals im Ballsaal, sein Kopf lag aber fast auf seinen Knieen, er war tot. Ein Granatsplitter hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Der Schatten des drohenden Krieges diente jedoch nur dazu, den Glanz des Balles zu erhöhen, und ich gab mich der Lust mit aller Glut meiner 22 Jahre hin. Wir waren nur ungefähr ein Dutzend tanzender Herren, meistens Mitglieder des ärztlichen Stabes, und hatten deshalb viel zu thun. Ich engagierte während jedes Tanzes wenigstens drei Damen, und da meine Kollegen meinem Beispiel folgten, kam es nicht oft vor, daß eine Dame einmal ganz sitzen blieb. Ein großes Ambulanzzelt war im Garten aufgeschlagen und als Speisesaal prächtig hergerichtet. Ein wohlbesetztes, reichhaltiges Buffet bot, was das Herz begehren konnte. Alles, was man davon entnahm, mußte man bezahlen, und dies Geld kam in den Fond, der durch den Ball gebildet werden sollte. Ich führte die Damen, mit denen ich engagiert gewesen war, nach jedem Tanz hinaus, und die Champagnerpfropfen flogen beinahe so dicht wie späterhin die Kugeln. Ich erinnere mich, daß ich während des Abends 9 Pfund Sterling für Speisen und Getränke ausgab. Indessen, der Mensch hat keine Neigung sparsam zu sein, wenn er weiß, daß er vielleicht bald keinen Mund mehr hat, um Champagner zu schlürfen, und keinen Kopf mehr, um davon

taumlich zu werden. Zara Dilber Effendi hatte alle Genüsse des Buffets aus Crajowa in Rumänien kommen lassen, und ebendaher auch die Ueberraschungen für den Kotillon, welcher sich mit allen Finessen unter der Leitung der erfahrenen Damen Kronberg und Busch vollzog.

Unter meinen Tänzerinnen befanden sich drei reizende Schwestern, welche zwar in Rumänien geboren waren, deren Vater jedoch Grieche war. Sie sprachen sehr gut deutsch, und infolgedessen tanzte ich öfter mit ihnen, wie mit andern Damen, mit denen mir die Unterhaltung mehr Schwierigkeiten machte. Die Schwestern waren so liebenswürdig, an mir Gefallen zu finden, luden mich ein, sie in der folgenden Woche zu besuchen, und ließen dieser mündlichen Einladung am nächsten Tage noch eine zweite mittelst eines Billets folgen. Am Schlusse dieses duftenden Papiers mit zierlicher Handschrift stand ein höchst bemerkenswertes Postskriptum, in welchem mir die liebliche Schreiberin mitteilte, daß ihr Großvater eine eingewurzelte Abneigung gegen alle Engländer, und ganz speziell gegen mich hegte, und daß er mich sicher erschießen würde, wenn er mich bei seinen Enkeltöchtern fände. In Kriegszeiten läßt man sich aber durch solche Kleinigkeiten nicht einschüchtern und so suchte ich sehr bald nach dem Ball die drei reizenden Schwestern auf. Sie bewirteten mich mit Kaffee und dann wurde musiziert. Währenddem ließen sich plötzlich Schritte auf der Treppe hören, und die älteste Schwester flüsterte mir angstvoll zu, das wäre ihr Großvater, ich müßte auf der Stelle fliehen. Infolge dieser freundlichen Mahnung sprang ich sofort aus dem Fenster auf die Straße und eilte davon. Der alte reiz-

bare Grieche hatte mich aber doch bemerkt und feuerte hinter mir her. Glücklicherweise machte wohl der Zorn seine Hand unsicher, denn ich entkam unverletzt.

Im April 1877 hatten sich die politischen Verhältnisse so zugespizt, daß an dem baldigen Ausbruch des Krieges nicht mehr zu zweifeln war. Die türkischen Kommandeure gingen deshalb eifrig ans Werk, ihre Truppen für einen ernsten und grimmigen Kampf vorzubereiten, und jeden Tag beinahe brachten die kleinen, flachen, einmastigen Boote, welche die Donau auf und ab fuhren, Ladungen von Mehl und Mais zur Verproviantierung der Stadt, oder auch Truppen zur Verstärkung des Korps, die so eng an Bord verpackt waren, wie Heringe in einer Tonne. Der größte Teil dieser Verstärkungen wurde in das große Lager gelegt, etwas über 3 Kilometer nach der serbischen Seite hin. Nachdem die Komplettierung beendet war, zählten wir 35 Bataillone Infanterie, eine stattliche Zahl von Batterien und einige Schwadronen, sodaß unser Armeekorps eine achtunggebietende Macht vorstellte. Als das Lager immer mehr anwuchs, machte sich ein Mangel an Aerzten fühlbar. Ich wurde deshalb ins Lager kommandiert, und zum Feldlazarettarzt ernannt. Hierdurch traf ich wieder mit meinem Regiment Kyrschehir zusammen. Das Lager war auf einem großen grünen Abhang errichtet, lange Reihen weißer Zelte ließen seine bedeutende Ausdehnung erkennen. In einem dieser Zelte fand ich meinen alten Freund, den Zahlmeister, und wurde wieder sein Genosse.

Ungefähr eine halbe englische Meile vom Lager lag ein großer Sumpf, wo große weiße Sumpflilien, Jonquillen,

Narziſſen, verſchiedene Arten der Iris und Millionen der winzigen weißen Schneeflocken wuchſen. Dicht bei meinem Zelt hatte ich einen Graben ausheben laſſen, und einmal in der Woche gingen mein und des Zahlmeiſters Burſche und holten eine ganze Trage dieſer Sumpfgewächſe, welche ich in meinen Graben verpflanzte. An demſelben machten mir die Burſchen auch eine ſchöne Raſenbank, und jeden Morgen von 6 bis ½10 Uhr ſaß ich hier unter meinen Blumen und übte meine Kunſt an den vielfachen Leiden der Leute, die mir zugeführt wurden. Bitterſalz bildete das Univerſalmittel für die meiſten der unbedeutenden Krankheiten. Ich pflegte es ſofort zu verabreichen und hatte dabei meine beſondere Methode. Dieſelbe war ſehr einfach. Auf meinem Raſenthron ſitzend, hatte ich einen ganzen Sack von dieſem Medikament neben mir, und außerdem einen Eimer voll Waſſer und ein Töpfchen. Schien mir nun ein Patient des Mittels bedürftig, ſo gab ich ihm eine Handvoll zu ſchlucken und reichte ihm dann das Töpfchen zum Nachſpülen. Keiner verzog auch nur das Geſicht. Jeder verſchluckte das Zeug mit ſtoiſcher Ruhe.

In der Regel haben die Türken vortreffliche Zähne, doch unter der großen Maſſe gab es natürlich auch Ausnahmen, und ich hatte ſo manchen Zahn zu ziehen. Einzelne dieſer muſelmänniſchen Backenzähne waren aber ganz rabiate Burſchen und widerſtanden jeder Anſtrengung des Giaur mit fanatiſcher Entſchloſſenheit. Ein Mann mit einem rieſigen, furchtbar ſchmerzhaften Backenzahn in der oberen Kinnlade kam drei Morgen hintereinander zu mir, denn mit den einfachen Inſtrumenten, über die ich verfügte, war ich nicht

imſtande, die Arbeit in einer Sitzung zuwege zu bringen. Schließlich ließ ich den Aermſten ſich vor mich auf die Erde ſetzen, faßte die Zange mit der Rechten, ſtemmte meine Füße, von der Raſenbank aus, gegen ſeine Herzgrube, ſetzte an und bot alle meine Kraft auf. Da endlich, ein Knirſchen, ein Krachen, ein Ton, wie beim Entkorken einer recht feſt gepfropften Flaſche, und im ſelben Augenblick lag ich, wie eine Padde auf dem Rücken, im Graben, unter meinen Sumpflilien, endlich den Zahn an der Zange in meiner Hand. Was den Türken betrifft, ſo ſpie er ruhig das Blut aus, murmelte fromm, daß Allah ſehr gut wäre, und ging zu ſeiner Kompagnie zurück.

Befanden ſich unter den mir Vorgeführten Schwerkranke oder ſolche, die Symptome von Malaria oder Diſſenterie zeigten, welche Krankheiten am häufigſten vorkamen, ſo ſchickte ich ſie in Arabas nach dem Lazarett in Widdin. Sobald dieſer Morgendienſt, der gewöhnlich bis 9 oder ½10 Uhr dauerte, beendet war, gehörte der Reſt des Tages mir. Ich brachte ihn damit zu, türkiſch zu lernen, und in Geſellſchaft einiger Offiziere eine große Menge Kaffee und Zigaretten zu konſumieren.

Täglich herrſchte im Lager große Thätigkeit. Exerzierübungen und Beſichtigungen nahmen kein Ende. Jeder Kommandeur ließ es ſich im höchſten Maße angelegen ſein, ſeine Truppen für die bevorſtehenden Ereigniſſe gut vorzubereiten. Die Disciplin im Lager war bewundernswert, und alle Leute befanden ſich in vortrefflicher Stimmung.

Beinahe jeden Tag ritt ich nach Widdin, um zu hören, was es Neues gab. Vor Sonnenuntergang kehrte ich in der

Regel zurück. Nur in einem türkischen Lager lernt man ganz erkennen, wie verwachsen der Türke mit seiner Religion ist, welche Macht sie auf ihn ausübt, und wie gewissenhaft er seinen religiösen Pflichten nachkommt. Nicht der verbissenste alte Covenanter, mit einem Psalmvers auf den Lippen, warf sich jemals todesmutiger den Piken des Graham von Claverhouse entgegen, wie diese Türken, wenige Monate später, unter dem Rufe: ‚Allah‘ und mit der Gewißheit des Paradieses in ihren heroischen Herzen, auf die russischen Linien. Es scheint nichts zu geben, was den Soldaten begeisterter in den Tod gehen läßt, wie religiöser Fanatismus.

In unserm Feldlager traten die Truppen stets, kurz vor Sonnenuntergang, in langen zweigliedrigen Reihen an, und sobald die Sonne am Horizont versank, erhob sich plötzlich an dem einen Ende der Ruf: „Lailaha illallah Mohammed Rasul Allah.“ Dieser Ruf pflanzte sich fort von Mann zu Mann, in der Ferne diminuendo ersterbend, und crescendo wieder an den Ausgangspunkt zurückkommend, wo er in einem mächtigen Schrei frommer Inbrunst austönte. Die Gleichmäßigkeit und Präcision dieses religiösen Ritus, die nur durch eine tägliche Uebung zu erreichen ist, kann ich, in ihrer Wirkung auf mich, nur mit dem Kleingewehrfeuer einer langen Truppenlinie vergleichen, welches, in Folge sorgsamer Schulung, exakt von einem Flügel der Aufstellung zum andern rollt, und plötzlich mit einer runden Salve abschließt.

Wenn die Leute nach diesem Abendsegen entlassen waren, sprangen sie davon wie Schulknaben, und amüsierten sich an

allerlei Spielen, mit der ungetrübten Lebensluſt und dem kindlichen Vergnügen, wie man es bei den Alkoholtrinkern anderer Nationen ſelten findet. Ringen war ein Lieblingszeitvertreib der Leute, und es war nichts Ungewöhnliches, 5000 Zuſchauer in einem einzigen ungeheuren Kreiſe diejenigen umſtehen zu ſehen, die, bis zum Gürtel entblößt, ſich im Ringkampf miteinander maßen. Haſſan Labri Paſcha, einer der erſten Offiziere des Lagers, war ein enthuſiaſtiſcher Liebhaber dieſes Sports, und arrangierte oft große Turniere, in welchem die Leute, um Preiſe von Tabak und andern kleinen Luxusartikeln, ihre Kraft aneinander erprobten.

Nach drei Wochen dieſes Lagerlebens wurde ich von neuem nach Widdin zurückberufen, und nahm wieder in dem kleinen bulgariſchen Gaſthaus am Donauufer Quartier, wo ich früher gewohnt hatte. Die Lage ſah um dieſe Zeit ſehr ernſt aus, und obgleich der Krieg von Rußland bis zum 24. April 1877 noch nicht erklärt war, ſo trat Rumänien doch ſchon lange vor dieſem Zeitpunkt ganz offen auf ruſſiſche Seite, und als die ruſſiſche Armee, welche am Pruth lag, rumäniſches Gebiet betrat, teilte die hohe Pforte der rumäniſchen Regierung mit, daß ſie die Aufnahme ruſſiſcher Truppen, als einen Akt der Feindſeligkeiten betrachten müſſe.

Ungefähr eine Woche vor der Kriegserklärung kamen zwei rumäniſche Offiziere von Kalafat herüber, und landeten an meinem Gaſthaus, woſelbſt ſie blieben und ſagten, daß ſie nicht weiter fahren dürften. Der eine war ein Kapitän Giorgione, mit dem ich Bekanntſchaft machte und den ich aufforderte bei mir Mittag zu eſſen. Er nahm meine Ein-

ladung an, und nach einer langen und angenehmen Unterhaltung über die allgemeine Lage und die Kriegsaussichten, lud er mich sehr herzlich ein, ihn auch in Kalafat zu besuchen. Da die Feindseligkeiten jeden Augenblick ausbrechen konnten, war es keinem von uns erlaubt Stadt oder Lager zu verlassen. Urlaub zu erteilen hatte sich Osman Pascha persönlich vorbehalten. Bei ihm um die paar Stunden für einen Besuch in Kalafat einzukommen, erschien mir aber zu umständlich, zumal bei der Aussicht, wahrscheinlich doch eine abschlägige Antwort zu erhalten. Ich zog es deshalb vor, den kleinen Ausflug auf eigene Gefahr zu unternehmen. Das war eine recht große Unbesonnenheit, doch Unbesonnenheiten sind oft das Genußreichste im Leben. Mein englischer Paß verschaffte mir, so lange der Krieg noch nicht erklärt war, überall freien Durchlaß, und mit diesem kostbaren Dokument in der Tasche, mietete ich mir, nachdem ein Kollege meine Vertretung übernommen hatte, ein Boot zur Ueberfahrt über den Fluß, der hier beinahe zwei Kilometer breit und außerordentlich reißend ist. Ich legte Civilkleidung an hatte aber keinen Hut, und mag wohl etwas wunderlich ausgesehen haben in meinem englischen Sommeranzug mit dem Fez. Die rumänischen Zollbeamten betrachteten mich zwar ziemlich mißtrauisch, ließen mich aber, auf meinen Paß hin, frei passieren. Ich ging nun nach Kalafat hinein, während meine Bootsleute am Ufer blieben, um mich am Abend wieder zurück zu bringen.

Zuerst wanderte ich etwas in Kalafat umher. Es hatte damals nur 3000 Einwohner, bot also nicht viel, und ich

trat deshalb bald in ein Café. Hier berührte es mich auf das angenehmste, plötzlich wieder in die Welt des Westens versetzt zu sein. Vor einem regelrecht mit Messer und Gabel gedeckten Tisch und auf einem Stuhl zu sitzen, Männer mit gewöhnlichen Röcken, Hosen und Hüten zu sehen, hatte für mich den Reiz des Neuen.

Beinahe die erste Person, der ich nach Beendigung meines Frühstücks begegnete, war mein Freund, Kapitän Giorgione, welcher entzückt war mich zu sehen und mich sogleich in seine Behausung führte. Es wimmelte hier von Soldaten, denn die Häuser steckten alle voll Militär, da die meisten Einwohner, aus Furcht vor dem Bombardement der Widdiner Batterien, die Stadt verlassen hatten.

Das zweite Frühstück nahm ich mit Kapitän Giorgione und seinen Kameraden ein. Viele von diesen sprachen deutsch und es amüsierte mich höchlichst, die vorsichtige, versteckte Art zu bemerken, mit welcher sie mich an allen Ecken und Enden auszuhorchen suchten. Indessen waren sie außerordentlich höflich und führten mich am Nachmittag auf die Promenade, wo ich die Musik einer vortrefflichen Militärkapelle hörte.

Als es Abend wurde, fing mir mein Gewissen an zu schlagen und ich begann eine Unruhe zu empfinden, wie ein Junge, der hinter die Schule gegangen ist. Es packte mich die Angst, was Osman Pascha sagen würde, wenn er erführe, daß ich mich ohne Urlaub zu den Rumänen begeben hätte. Meine neuen Freunde mochten aber nichts davon hören, daß ich schon nach Hause wollte, sie ließen mich

nicht los, ich mußte zum Mittageſſen bleiben. Bei dieſem wurde mir der Ehrenplatz neben dem General angewieſen. — Was für ein vortreffliches Mahl war das! Vielleicht ſchmeckte es mir um ſo beſſer in dem Gedanken an den unbedeutenden Umſtand, daß Osman Paſcha mich am Ende bei meiner Heimkehr gleich erſchießen laſſen würde. — Die Kapelle ſpielte mir zu Ehren engliſche Weiſen, und die Offiziere füllten mein Glas immer aufs neue mit Pomery. Als wir beim Deſſert angelangt waren entdeckte ich mein erſtaunliches Talent, zu lügen, denn je mehr Fragen meine freundlichen Gaſtgeber an mich richteten, umſomehr erging ich mich in meinem Jägerlatein. Natürlich verſuchten ſie, mich über die Stärke und Stellung der türkiſchen Truppen auszuholen, ich aber, indem ich mir den Anſchein eines argloſen jungen Blutes gab, log ebenſo natürlich das Blaue vom Himmel herunter. Nachdem ich die um und in Widdin ſtehenden Truppen auf hunderttauſend Mann, und die Artillerie auf 400 Kanonen gebracht hatte, war *ich* faſt ebenſo erſtaunt über die Beſcheidenheit meiner Angaben, wie *ſie* über die ungeheure Macht, die ihnen unmittelbar gegenüber ſtand. Einer der rumäniſchen Aerzte, welcher an dem Diner teilnahm, wurde ganz gelb vor Neid als er erfuhr, daß ich in der türkiſchen Armee den Rang eines Majors einnahm, während er nur den eines Leutnants beſaß. Wir verlebten einen ſehr vergnügten Tag, und ich will hoffen, daß all das, was ich an ihm zuſammenlog, mein Konto für die Ewigkeit nicht zu ſchwer belaſtet hat. Bei Tagesanbruch machte ich mich endlich auf den Weg, fand mein Boot bereit, und war um 6 Uhr wieder in meinem

Gasthof, ohne daß irgend ein Mensch etwas von meiner Abwesenheit erfahren hatte.

Kurz vor Beginn des Krieges lernte ich noch einige interessante Leute in Widdin kennen, vor allem einen prächtigen jungen Mann Namens Power. Er war ein Ire, hatte in der österreichischen Armee gedient und war als Kriegskorrespondent für den Londoner Daily Telegraph nach Widdin gekommen. Wir wohnten zusammen und ich fand in ihm einen entzückenden Gefährten voller Romantik und Sucht nach Abenteuern, und begabt mit all der Lebhaftigkeit dem Feuer und dem Witz eines echten, richtigen Iren. Er war ein vorzüglicher Reiter und ein Sportsmann in jeder Beziehung, hatte viel, wenn auch vielleicht nicht gründlich, gelesen, und verband mit dem Quecksilbertemperament des Abenteurers ein gut Teil der Natur eines Künstlers. Sein Talent, reizende Skizzen in Radierung oder Wasserfarben herzustellen, war groß, und die von ihm gefertigten Zeichnungen aus dem malerischen bulgarischen Bauern- und türkischen Soldaten-Leben, sowie von einzelnen Stellen der mit Iris übersäten Landschaft, zeigten in Auffassung und Entwurf ein Genie, wie man es bei einem Laien nicht oft trifft.

Dem armen Power brach beinahe das Herz, als sein Blatt, der Daily Telegraph, ihn plötzlich als Kriegskorrespondent entließ, und seine Stelle, von Konstantinopel aus, durch einen andern Mann, mit Namen Nikolaus Leader, besetzte. Er kehrte zunächst nach Wien zurück, ging von da aber bald nach Dublin, wo er seine frühere journalistische Thätigkeit für einige Zeit wieder aufnahm. Doch ein Mann

wie Power, konnte ſolch ſitzende Lebensart nicht lange ertragen, und als die Unruhen im Sudan ausbrachen, wußte er bald dorthin und nach Chartum zu gelangen, wo General Gordon ihn zum britiſchen Konſul ernannte. Kurz vor dem Fall von Chartum ſandte Gordon ihn mit Oberſt Stewart und einer Begleitmannſchaft von Arabern auf einem Dampfer den Nil hinab, um Depeſchen an die Truppen zu überbringen, welche zum Entſatz von Chartum heranzogen. Jedoch, noch bevor der Dampfer weit gekommen war, brach das ſchwelende Feuer der Unzufriedenheit unter den Eingeborenen an Bord in hellen Flammen aus, und es gelang ihnen das Schiff auf den Strand laufen zu laſſen. Durch Freundſchaftszeichen von Arabern am Ufer verlockt, begaben ſich Oberſt Stewart und Frank Power mit ihrer Eskorte ans Land, um dort abzuwarten, bis es der Schiffsmannſchaft gelungen ſein würde, den Dampfer wieder flott zu machen. Von dem, was dann geſchah, werden die Einzelheiten kaum jemals bekannt werden, ſicher aber iſt, daß die Träger der Depeſchen ihren Beſtimmungsort nie erreichten, dagegen bei den Erſatztruppen Gerüchte von der Niedermetzelung zweier Engländer und ihrer Begleitung eintrafen. Diejenigen, denen die Kampfesweiſe der Derwiſche bekannt iſt, mögen ſich ſelber ausmalen, wie dieſe blutdürſtigen Fanatiker über die kleine Schaar hergefallen ſein mögen, und welchen Verzweiflungskampf, Mann gegen Mann, Oberſt Stewart und mein beherzter Freund zu beſtehen hatten, bis ſie von den Lanzen der Feinde durchbohrt, auf die ſchreckliche Wüſte hinſanken, welche, längs der Ufer des Nils, ſich von Wady Halfa nach Chartum zieht.

Nikolaus Leader, welcher an die Stelle von Frank Power trat, hatte schon ein sehr abenteuerliches Leben geführt, und in mancher Herren Länder Pulver gerochen. Nachdem er bei dem britischen Heer in Kanada gedient, nahm er, infolge der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland 1870, seinen Abschied und Dienst in der französischen Armee. Er wurde dem unglücklichen Korps von Bourbaki zugeteilt und mit andern Kriegsgefangenen in der Schweiz interniert. Später, als der Aufstand der Karlisten in Spanien ausbrach, schloß er sich der Fahne von Don Carlos an, und nahm Teil an dem Guerilla-Kriege, den die Karlisten gegen die spanische Regierung führten.

Unter den Kriegskorrespondenten jener Zeit in Spanien müssen sich nach Leaders Beschreibung wahre Teufelskerle befunden haben. So erzählte er mir z. B., unter welch komischen Umständen er mit dem einen, Namens Edmund O'Donovan, einem heiteren, sorglosen Irländer, zusammenkam: — Während die Insurrection auf ihrem Höhepunkt stand, befehligte Leader ein kleines Fort im Norden Spaniens. Eines Tages bemerkten die Posten auf den Wällen eine sonderbare Gestalt in einem langen, zerlumpten Ueberzieher auf die Feste zukommen. Die Schildwachen riefen den verdächtigen Menschen wiederholt an, und als dieser absolut keine Notiz davon nahm, schossen sie, daß die Kugeln den Staub rings um ihn aufwarfen. Dies bewirkte aber nur, daß der Mann seine Gangart beschleunigte und schließlich in vollem Lauf gegen das verschlossene Thor der Umwallung anstürmte. Von hier aus schrie er in dem schlichten Dialect des südlichen Cork hinauf: „Hol Euch der Teufel

ihr Dummköpfe, hört mit dem Geschieße auf, ihr könnt damit noch das größte Unglück anrichten. Ich bin Edmund O'Donovan, habt keine Angst, ich thu euch nichts, macht das Thor auf." Natürlich verstanden die Posten kein Wort von dem Kauderwelsch und ließen Leader holen, sich den sonderbaren Kauz anzusehen. Dieser befahl das Thor zu öffnen, und so drang ein Kriegsberichterstatter der Regierungstruppen mutterseelenallein in eine feindliche Festung ein.

Nikolaus Leader beschloß sein abenteuerliches Leben auf türkischem Boden. Nach einem Aufenthalt von wenigen Wochen in Widdin, begab er sich zur Armee von Suleiman Pascha nach dem Schipka Paß und starb dort am Fieber.

Viertes Kapitel.

Von Widdin nach Plewna.

Obgleich wir den Krieg fortwährend erwarteten, traf uns doch die Kriegserklärung, als sie wirklich kam, mit der Plötzlichkeit einer Bombe. Als ich am 25. April meine Geschäfte im Lazarett erledigt hatte und die Straße hinab ging, fiel mir eine große Unruhe auf. Ueberall standen Menschengruppen, die lebhaft und aufgeregt sprachen, und Ordonnanzen sprengten in größter Eile nach allen Richtungen. Bald erblickte ich auch Tallat Bey, einen Neffen von Osman Pascha, welcher in kurzem Galopp die Straße herabkam. Ich hielt ihn an, um zu erfahren, was all die Aufregung bedeute, und erfuhr, daß Rußland den Krieg erklärt habe.

Den ganzen Tag ging es wie ein Summen durch die Straßen der Stadt. Auf Schritt und Tritt hörte man die unheilvolle Nachricht wiederholen, und von dem Existenzkampf sprechen, den die Türkei aufs neue zu bestehen haben würde.

Ich war natürlich auch sehr aufgeregt und hatte keinen brennenderen Wunsch als den, den ersten ins Feld rückenden Truppen beigegeben zu werden. Durch gütige Vermittlung des alten Hassib Bey, den ich um seine Fürsprache gebeten hatte, wurde mir dieser Wunsch in der Folge auch erfüllt.

Sonderbarerweise vergingen, trotz der Kriegserklärung und trotzdem wir die rumänischen Soldaten wie Ameisen an der Verstärkung ihrer Befestigungen arbeiten sahen, noch mehrere Tage, ehe von uns, oder von Kalafat, das Feuer eröffnet wurde.

Endlich fiel der erste Schuß, und nie werde ich diesen Moment vergessen, der mich nunmehr wirklich in den Krieg einführte. Ich saß mit Oberst Stracey, dem späteren Kommandeur der schottischen Garden, in meinem Gasthaus am Ufer des Stromes. Er war eben von Kischeneff gekommen, wo er sich die russische Armee angesehen hatte. Seine Ankunft erfreute mich sehr, denn außer den Kriegskorrespondenten, sowie dem berüchtigten Dr. Black und Jack, dem Großherrlichen Mühleningenieur, war ich noch keinem andern Engländer in der Stadt begegnet. Wir befanden uns gerade beim ‚Lunch', als ein lautes ‚Bum', scheinbar ganz in der Nähe ertönte, dem beinahe unmittelbar das ferne Dröhnen schweren Geschützes folgte. Noch ehe wir ganz begriffen hatten was vorging, fuhr eine Granate mit furchtbarem Krach ins Haus, durchschlug zwei Stockwerke, und hüllte uns unter Gepraſſel von Kalk- und Ziegelstücken in eine Staubwolke. Das Bombardement seitens Kalafat hatte also endlich begonnen, und zwar hervorgerufen durch eines unserer Kanonenboote, welches im Vorüberfahren dem Feinde den ersten Kugelgruß sandte. Nach wenigen Minuten war die Kanonade vollständig im Gange, und die Luft erfüllt von dem summenden Pfeifen und schrecklichen Getöse der explodierenden Granaten. Frauen kreischten und kriegs-

entflammte alte Türken stürzten aus ihren Häusern, bewaffnet mit veralteten rostigen Gewehren, oder irgend einem, einer Waffe ähnlichen Gegenstand. Da unser Gasthaus ganz abgesondert von den andern Häusern, frei am Flußufer stand, bot es dem Feinde ein vortreffliches Zielobjekt. Bald wurde Stracey und mir die Ecke zu heiß. Wir hatten beide noch nie im Leben unter Feuer gestanden und konzentrierten uns deshalb rückwärts nach der Stadt, wo ich mir, in weiser Voraussicht des Kommenden, schon eine Wohnung gesichert hatte. Das Feuern dauerte ungefähr drei Stunden, während welcher die Frauen der Stadt in schrecklicher Angst schreiend und weinend umher liefen, um irgendwo Schutz zu suchen. Interessant war es hierbei, das Benehmen der verschiedenen Nationalitäten zu beobachten. Die meisten spanischen Frauen drängten sich dicht an den Festungswall, an welchen sie Matratzen dachförmig anlehnten. Sie waren auf diese Weise gegen die rumänischen Geschosse geborgen, da diese entweder die äußere Seite des Walles trafen, oder darüber hinweg flogen. Türkische Frauen sah ich sich noch sicherer verstecken, nämlich in den großen Nischen eines hochgewölbten Thorganges der Festung. Dieselben waren in das dicke Mauerwerk so tief hinein gearbeitet, daß sie eine gewisse Aehnlichkeit mit Burgverließen hatten, und eine absolute Sicherheit gegen jedes Geschoß boten.

Als das Feuern verstummte, ging ich ins Lazarett, wo ich vier oder fünf Verwundete fand. Von Unglücksfällen unter der Civilbevölkerung hörte ich nur, daß einem Knaben ein Arm zerschmettert, und eine Türkin in ihrem Zimmer von einer einschlagenden Granate getötet worden war. Stracey

und mich traf das Bombardement insofern sehr unangenehm, als wir den ganzen Abend nichts zu essen erhielten, denn die Fleischer und Bäcker steckten in ihren Kellern, und ließen sich durch keine ihnen gebotene Geldsumme verlocken, zum Vorschein zu kommen. Am nächsten Tage krochen sie zwar aus ihrem Bau hervor, aber so vorsichtig wie Kaninchen aus ihren Löchern, und kehrten für die Nacht wieder in ihre Schlupfwinkel zurück.

Als ich an diesem Abend eben am Einschlummern war, begann plötzlich wieder ein so schrecklicher Kanonendonner, daß jedes Fenster im Hause zersprang, und da die Batterien von Kalafat das Feuer sogleich erwiderten, warf ich mich eiligst in meine Kleider und stürzte hinaus, um die Ursache des erneuten Zornesausbruchs zu erfahren. Sie war sehr einfach. Ein rumänisches Truppentransportschiff fuhr, Widdin gegenüber, den Fluß hinab. Als es auf der jenseitigen Seite der langen Insel, die zwischen den beiden Städten liegt, vorbeidampfte, verriet es sich in der Finsternis durch Funken aus seinem Schornstein, welche über der Insel aufstiegen. Diese Entdeckung hatte den erderschütternden Donner von vierzig unserer schweren Festungsgeschütze wachgerufen. Um die Wette zischten und sausten die in der Luft krepierenden Granaten nach dem phantastischen Ziel der glühenden Funken, bis dieselben endlich in nicht mehr erreichbarer Ferne verschwanden. Trotzdem hielt das gegenseitige Feuern nun noch mehrere Stunden an, so daß die Nacht eine sehr gestörte war. Uebrigens blieb das Kriegsglück dem rumänischen Schiff, nachdem es dem Eisenhagel der Landbatterien entgangen war, doch nicht günstig, denn weiter unten

im Fluße wurde es von einem türkiſchen Monitor in die Luft geſprengt und jede Seele an Bord kam um.

Am 1. Mai wurde ich in das Hauptlazarett abkommandiert. Unglücklicherweiſe für die Verwundeten, lag dasſelbe nur wenige hundert Meter von einer unſerer Batterien und infolgedeſſen in ſtarker Gefährdung durch die feindlichen Geſchoſſe. Eines Tages ſaß ich in meinem Dienſtzimmer, als eine Granate unter furchtbarem Krachen mitten in einen Saal ſchlug, der mit Verwundeten und Kranken vollſtändig beſetzt war. Sofort hineinſtürzend konnte ich vor Rauch und Staub nichts ſehen, nur ſchreckliches Jammergeſchrei ſchallte mir entgegen. Vier von den im Saale befindlichen Leuten waren tot und ſieben andere verwundet. Einem Mann, der im Delirium der Malaria lag, war die Seite von der Hüfte bis zur Schulter aufgeriſſen. Er lebte noch, raſte aber in wildem Delirium. Einem andern war der Arm vollſtändig zerſchmettert, und ich nahm ihn ſofort an der Schulter ab. Die einzigen Wärter, über die ich verfügte, waren Leute, welche die verſchiedenen Regimenter zum Krankendienſt ſtellten. Einer von dieſen, ein Mann meines Regiments Kyrchehir, war unter den vier Toten.

Außerhalb der Türkei wurde ein großes Geſchrei erhoben, daß die Rumänier die Genfer Konvention nicht achteten und gegen alle Grundſätze der Humanität auf Lazarette feuerten. Ich bin aber in dem vorliegenden Fall der Meinung, daß ſie bei der Lage des Gebäudes zu der betreffenden Batterie, es gar nicht vermeiden konnten dasſelbe zu treffen. Da, wo das Lazarett ſtand, hätte es überhaupt niemals angelegt werden dürfen.

Einige ſonderbare Vorkommniſſe während der Beſchießung ſtellten nach türkiſcher Anſchauung die Lehre vom Fatalismus in helles Licht. Als der Geſchützkampf am heftigſten tobte und die ſchweren Geſchoſſe der rumäniſchen Poſitionsgeſchütze ununterbrochen in die Feſtung ſchlugen, riß ein ſolches ein ſo großes Loch in die Erde, daß ein Pferd darin Platz gehabt hätte. Eine türkiſche Frau, die mit ihren drei Kindern bis dahin im Schutz der Mauer gekauert hatte, wählte ſofort das friſch entſtandene Loch als beſſeren Zufluchtsort, im feſten Glauben, daß dies die Stelle wäre, die am unwahrſcheinlichſten noch einmal getroffen werden würde. Kaum war ſie indeſſen mit den Kindern hineingeſtiegen, als ein neues Geſchoß heran ſauſte, und genau auf dieſelbe Stelle ſchlagend, Mutter und Kinder in Atome zermalmte. Ein andermal fuhr eine Granate in die Ecke eines Hauſes, riß die beiden Seitenmauern nieder und verwandelte die Hälfte eines Zimmers in einen Schutthaufen. Auf der andern Hälfte dieſes Zimmers befand ſich eine Türkin mit zwei Kindern, alle drei aber blieben unverſehrt.

Bald nachdem der Krieg all ſeine Schrecken entfeſſelt hatte, und Blut fließen zu ſehen, den Truppen etwas Alltägliches geworden war, brach bei den Cirkaſſiern jener wilde Mut und jener Hang zu Raub und Plünderung hervor, der in der Natur dieſer Söhne der Berge liegt. So groß ihre Tapferkeit, ebenſo unbezähmbar iſt ihre Raubgier. Höchſtens die Uniform ſchützte vor ihren Anfällen. Raubzüge in größerem Stile bereiten ſie ſorgfältig vor, und erſtaunlich iſt dabei ihre Gabe, Hilfsmittel zu erſinnen, welche der

Ausführung der Unternehmung förderlich sind. Kurze Zeit nach Beginn der Feindseligkeiten trat eine Bande von etwa fünfzig dieser verwegenen Burschen für einen geheimen Streifzug nach Rumänien zusammen. In einer dunklen Nacht als nur das Aufblitzen der Kanonenschüsse die Finsternis durchleuchtete, kreuzten sie in Booten die Donau, indem sie ihre Pferde an Stricken hinter sich herleiteten. Um denselben das Schwimmen in der starken Strömung zu erleichtern, hatten sie ihnen in sinnreicher Weise aufgeblasene Häute, wie solche in der Gegend als Weinbehälter benutzt werden, untergebunden. Glücklich am andern Ufer angekommen, wurden die Tiere von ihren Schwimmgürteln befreit, sofort bestiegen, und die im Wege befindlichen rumänischen Posten niedergemacht. Danach verschwand der ganze Reiterpulk, seinem angeborenen Instinkte folgend, in der Finsternis, und brachte in verhältnismäßig kurzer Zeit eine beträchtliche Herde des kleinen schwarzen rumänischen Rindviehs an die Stelle zurück, wo die Boote warteten.

Eine Zahl von ungefähr 400 Rindern schwimmend über einen stark strömenden, fast zwei Kilometer breiten Fluß zu treiben, wird selbst bei Tageslicht und ruhigen Verhältnissen eine schwierige Aufgabe sein. Und wenn dies hier in pechfinsterer Nacht, ganz unbemerkt, dicht unter der Nase und den Kanonen des Feindes ausgeführt wurde, so ist das ein Stückchen, wie es eben nur so geübte Viehdiebe, als die Cirkassier, fertig zu bringen vermögen. Allerdings sind diese schwarzen Rinder an den Ufern der Donau halbe Amphibien und gehen ins Wasser wie die Hunde, sobald sich die vordersten Stücke hineingestürzt haben, trotzdem aber

bleibt die Leistung im vorliegenden Fall eine um so erstaunlichere, wenn man bedenkt, daß das Zusammenhalten der Herde und Nachschleppen der Pferde bei Dunkelheit und Regen und in fortwährendem Kampf mit der Strömung, völlig lautlos erfolgen mußte.

Den ganzen Mai über wurde die gegenseitige Beschießung in unregelmäßigen Zwischenräumen fortgesetzt. Manchmal schwieg das Feuer mehrere Tage hintereinander vollständig, und — so unbegreiflich es klingen mag, aber es ist wahr — die Zeit wurde einem dann furchtbar lang. Während solcher gewissermaßen stillschweigend vereinbarter Waffenruhe, arbeiteten die Rumänen stets emsig an neuen Batterien, und dem unthätig zusehen zu müssen, war für unsere Truppen eine so starke Zumutung, daß sie vor innerem Grimm schäumten.

Infolge dieser Art und Weise der Beschießung und Dank der starken Befestigung von Widdin waren die türkischen Verluste auffallend gering; am 27. Juni hatten wir noch nicht mehr als 12 Tote und 20 Verwundete.

Der rumänischen Artillerie schien es schwer zu werden die genauen Schußweiten auf einzeln sich bietende Ziele zu finden. Am 26. Juni saß ich mit noch einigen andern auf der Veranda des österreichisch-ungarischen Konsulats, als alle rumänischen Batterien, sechs an der Zahl, das Feuer eröffneten, und zwar allem Anschein nach auf das Konsulat, obschon es später hieß, das Ziel wäre ein türkischer Monitor gewesen, der weiter unten auf dem Fluß lag. Die ersten beiden Kugeln flogen über das Konsulat weg, die dritte explodierte im Nebenhause, und die vierte fiel etwa

20 Meter von uns ins Waſſer. Nach dieſem Mißerfolg gaben es meine freundlichen Gaſtgeber, bei denen ich damals ſo gut diniert hatte, auf, das Konſulat zu treffen, und wandten ihre Bemühungen der Feſtung zu, doch ebenfalls ohne irgend welchen ernſtlichen Schaden zuzufügen. Am folgenden Morgen begannen ſie ihre Thätigkeit um ſieben Uhr, und von dieſer Stunde bis drei Uhr nachmittags hörte das Donnern und Krachen keinen Augenblick auf. Jedenfalls war dies der ſchlimmſte Tag, den wir bis jetzt gehabt hatten. Osman Paſcha nahm das lebhafteſte Intereſſe an dem Schießen und blieb den größten Teil des Tages in einer der Batterien. Hierbei befahl er einem von der Bedienungsmannſchaft, welcher das Viſieren zu beſorgen hatte, ſein Geſchütz auf eine beſtimmte Batterie zu richten. Als es dem Kanonier dreimal hintereinander gelungen war, das ihm angewieſene Ziel ſo genau zu nehmen, daß es jedesmal getroffen wurde, umarmte Osman Paſcha den Mann vor Entzücken, und ernannte ihn auf der Stelle zum Sergeanten.

Trotz des betäubenden Getöſes der Geſchoſſe, von welchen viele ſechzig Pfund ſchwer waren, gewöhnte man ſich doch bald an die Kanonade und häufig ſaß ich während derſelben, mit herunter baumelnden Beinen, auf der Mauer, um das Schauſpiel recht mit Muße zu genießen.

Am wenigſten, glaube ich, langweilten ſich noch unſere Freunde, die Cirkaſſier. Wenn ihnen die Zeit lang wurde, wußten ſie ſich dieſelbe immer mit einer kleinen Exkurſion über den Fluß zu vertreiben, und machten damit den rumäniſchen Vorpoſten das Leben oft recht ſauer. Osman Paſcha giebt ſelbſt zu, daß der Disciplin der Cirkaſſier nie

zu trauen war. In seiner Abhandlung über den Feldzug faßt er sein Urteil über sie in dem Satz zusammen: „En résumé, leurs concours fut plus invisible qu'utile." Gleichzeitig weist er darauf hin, daß die wilden Exceſſe der Cirkaſſier ſowohl durch die Schandthaten der Koſaken wie durch die der Bulgaren — welche ſich niemals eine Gelegenheit zu Räubereien und Metzeleien entgehen ließen — wenn nicht übertroffen, ſo doch ausgeglichen wurden. Während er die groben Ausſchreitungen der Cirkaſſier alſo durchaus nicht beſchönigt, hebt er anderweitig aber auch hervor, daß die regulären ottomaniſchen Truppen von ihren Offizieren ſtets in vollkommener Disciplin erhalten wurden. „Wir können behaupten," erklärt er, „daß die regulären türkiſchen Truppen ſich niemals Thaten zu ſchulden kommen ließen, die dem unter den Verteidigern von Lowtſcha angerichteten Blutbade, oder der unmenſchlichen Behandlung zu vergleichen wäre, welche die türkiſchen Gefangenen nach dem Fall von Plewna zu erdulden hatten."

Es iſt vielleicht hier an der Stelle, eine kurze Skizze des Feldzugsplanes zu geben, welchen Osman Paſcha dem Ober-Kommandierenden der Hauptarmee (Oſt), Abdul Kerim Paſcha, gegen Ende Juni zur Begutachtung vorlegte, und der, wenn er angenommen worden wäre, wahrſcheinlich den Gang des Krieges weſentlich geändert haben würde. Aus den offiziellen Berichten, die ſeitdem unter der perſönlichen Aufſicht des Muſchirs zuſammengeſtellt wurden, erhellt, daß Osman Paſcha — unter Zurücklaſſung von 12 Bataillonen zur Verteidigung von Widdin — mit 19 Bataillonen und den Spezialwaffen ſeines Korps (Weſt) zur Vereinigung mit der

Ostarmee abrücken wollte. Seinem Marsche sollten sich unterwegs außer einigen Bataillonen der Besatzung von Rahowa, in Plewna die ganze Division Hassan Hairi Paschas anschließen, welche zu dem Zweck von Nikopolis zurückgezogen werden sollte, ehe sie sich dort mit dem Feinde engagiert hätte. Alsdann war seine Absicht, mit dieser gesamten Truppenmasse an Lowtscha vorüber nach Tirnowa zu marschieren und von hier aus — in Verbindung mit der Ostarmee — von Schumla gegen Sistowa vorzurücken. Falls diese Vereinigung durch die Bewegungen der Russen verhindert würde, wollte er sich in der Position von Lowtscha festsetzen, welche er zur Sicherung der Balkanpässe besser als Plewna geeignet hielt.

Dieser Plan fand indessen keine Billigung und selbst die Vorbereitungen, die Osman Pascha inzwischen dazu traf, mußten auf höheren Befehl eingestellt werden. Sein Vorschlag war natürlich dem Gedanken entsprungen: die Offensive zu ergreifen, die Russen auf die Wallachei zu werfen bevor sie ihre sämtlichen Truppen heran hatten, und damit die reine Defensive zu vermeiden, die — wie es später geschah — den Türken die Verteidigungsstellung bei Plewna aufzwang.

Später, am 10. Juli, gab zwar der Sultan Osman Pascha freie Hand, da aber war es zu spät. Die Unentschlossenheit des Kriegsministers Redif Pascha im entscheidenden Moment, die Unfähigkeit desselben in der Leitung der Geschäfte und seine unverantwortlichen Versäumnisse in der Organisation, Ausrüstung und Verpflegung der Armee, dies

alles wirkte zusammen, die glänzenden Feldherrneigenschaften Osman Paschas und den Heldenmut der Männer, die unter ihm kämpften, zu neutralisieren.

Am Abend des 12. Juli, gerade acht Tage vor dem ersten Gefecht bei Plewna, traf endlich die lang ersehnte Marschordre ein und jedes Herz atmete freier auf, bei der Aussicht, aus der Eintönigkeit des Festungsdienstes und der lähmenden Unthätigkeit herauszukommen.

Unter den Truppen, welche bestimmt waren in Widdin zurückzubleiben, befand sich auch mein Regiment Kyrchehir, und ich ritt sofort ins Lager, um mich von demselben zu verabschieden, da ich, wie schon erwähnt, auf Verwendung von Hassib Bey der Feldtruppe zugeteilt worden war. Meine Beziehungen zu den Offizieren wie Mannschaften des Regiments waren seit meinem Eintritt bei demselben in Konstantinopel, stets die allerherzlichsten geblieben. Man sah mich ungern scheiden und ich kann wohl sagen, daß auch mir die Trennung recht schwer wurde. Mein Abschied von meinem kleinen Mehemet Ali, dem Zahlmeister, dessen treuer Zeltgenosse ich so oft gewesen war, und dessen Mühe ich den größten Teil der erlernten türkischen Brocken zu verdanken hatte, gestaltete sich besonders rührend. Als ich am Abend nach Widdin zurück ritt, that ich das mit dem Gefühl, von den guten Wünschen all dieser mir lieb gewordenen treuen Menschen begleitet zu sein.

Am andern Morgen, den 13. Juli, um 5 Uhr verließen wir unter Osman Paschas Führung Widdin. Wie ich unterwegs hörte, sollten wir nach Nikopolis. Unsere Marschkolonne bestand aus 19 Bataillonen Infanterie, einem

Regiment Kavallerie und 58 Geschützen. Der Rest des Korps verblieb unter Izzet Pascha in der Festung. Ich war dem Regiment Schumla überwiesen worden, einem Regiment, welches den Ruf genoß, eines der besten der ottomanischen Armee zu sein. Dasselbe befand sich bei der Vorhut und außer mir begleiteten es noch zwei österreichische Aerzte, Weinberger und Kustler. Mit unseren Kollegen in Widdin hatten wir natürlich noch einen festen Abschiedstrunk genommen, wobei es an ernsten und launigen Reden nicht fehlte.

Alle Truppen waren von Kriegsmut beseelt. Jeder Mann hatte nur den einen Wunsch, bald an den Feind zu kommen. Nach Beendigung des serbischen Krieges hatten die Mannschaften reichliche und gute Verpflegung und auch neue Kleidung erhalten; die Pferde schienen in bestem Zustande. Es herrschte Fröhlichkeit auf dem Marsch. Jeder Mann trug seine 70 Patronen und das auf ein möglichst geringes Gewicht herabgesetzte Gepäck. An Train folgten nur die Munitionswagen; Verpflegungswagen gab es nicht. Für den augenblicklichen Bedarf waren nur die tellergroßen Armeezwiebacks vorhanden, von denen jeder Mann einen Vorrat mit sich führte. Um Wassermangel vorzubeugen, falls Flüsse oder Brunnen unterwegs fehlen sollten, fuhr bei jedem Truppenteil ein Wasserbehälter mit.

Die Hitze am Tage des Abmarsches war entsetzlich. Wir zogen an der Donau entlang, wenn auch ein Stück davon ab. Diese Vorsicht war Kalafat gegenüber geboten. Trotzdem dauerte es nicht lange bis die Rumänen uns bemerkten. Sie beschossen uns zuerst mit Feldgeschützen, als

sie aber erkannten, daß diese uns kaum erreichten und infolgedessen zu gröberem Geschütz griffen, bogen wir von der Landstraße ab und gelangten ohne irgend welchen Verlust aus ihrem Schußbereich.

Um 5 Uhr nachmittags schlugen wir unser Nachtlager in der Nähe des Dorfes Artzar auf. Ich ritt in das Dorf um zu sehen, ob ich nicht die Zwiebacks, die man mit einem Beil zerschlagen und dann erst noch lange in Wasser weichen mußte, durch irgend etwas ersetzen könnte. Es gelang mir einige ‚Kabobs' aufzutreiben, kleine Stücke getrockneten Fleisches, die auf Speile gesteckt sind. Weinberger, Kustler und ich kochten dieses Fleisch und verzehrten es mit größtem Appetit. Darauf richteten wir uns in einem etwa einen Kilometer entfernten Wallnußhain für die Nacht ein. Wir banden dort unsere Pferde an einen starken Baum und freuten uns an dem Anblick des vor uns liegenden Lagers. Dasselbe war am Ufer eines Flusses zwischen bewaldeten Hügeln aufgeschlagen; die Flammen von tausend Feuern tanzten auf dem stillen Wasser, und die sanfte Abendbrise trug uns das Gesumm und Lachen von 13 000 Menschen zu. Allmählich erlosch ein Feuer nach dem andern, die Leute, von dem langen Marsch ermüdet, wickelten sich in ihre Mäntel und das Lager versank in Schlummer. Gegen 9 Uhr begann es sehr kalt zu werden, und Weinberger, Kustler und ich hielten es für klüger ins Lager zurückzukehren und uns dort an einem der glimmenden Feuer zu wärmen. Vorsichtig unsern Weg unter den schlafenden Gestalten suchend, welche dicht aneinander gedrängt auf der blanken Erde lagen, kamen wir an einen Wasser-

karren, an den wir unsere Pferde banden. Dann legten wir uns zum Schlafen nieder. Mitten in der Nacht entstand ein fürchterlicher Lärm. Ich fuhr in die Höhe und glaubte nicht anders, als daß die Russen über uns gekommen wären. Das war es aber zum Glück nicht. Unsere Pferde hatten den Wasserwagen umgeworfen und sich losgerissen. Jetzt rasten sie wie toll unter den Schläfern umher und brachten unter dem Geschrei und Fluchen der so jäh aufgeschreckten Leute das ganze Lager in Aufruhr. Als der Spektakel gar zu groß wurde, erschien Osman Pascha um zu sehen, was es gäbe; da legte sich der Lärm fast ebenso plötzlich wie er begonnen hatte. Unter den ausgesuchtesten Segnungen der Leute, als deren Zielpunkt wir uns wohl betrachten konnten, schlichen wir still davon, um in einer andern Gegend noch etwas Schlaf zu finden, denn wir wußten, daß der nächste Tag all unsere Kräfte in Anspruch nehmen würde; das that er auch.

Die Hitze war erstickend und machte die Leute gleich von Anfang an matt. Soviel ich mich entsinne, brachen sechs Mann am Sonnenstich zusammen, uns blieb aber nichts übrig, als sie an der Seite des Weges liegen zu lassen, mit der Hoffnung, daß die in der Nachhut folgenden Arabas sie aufnehmen würden. Oefter kamen wir an kleine Gewässer, die durchwatet werden mußten; besonders die Artillerie hatte in dem unwegsamen Gelände mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es gab Stellen, die so steil waren, daß die Pferde ausgespannt und die Kanonen an Seilen auf die Höhen gezogen werden mußten.

Um vier Uhr nachmittags erreichten wir Krivodol. Hier

empfing Osman Pascha eine Depesche von dem Geheimsekretär des Sultans, nach welcher der Marsch unter Aufbietung aller Kräfte beschleunigt werden sollte, da nur noch die höchste Eile den Staat vor einer Katastrophe retten könne.

Um die verzweifelte Kriegslage ganz zu verstehen, in welche sich die türkische Heeresleitung gebracht hatte, indem sie Osman Pascha gerade zu einer Zeit bei Widdin festhielt, die sie für operative Bewegungen hätte ausnutzen müssen, ist es notwendig, vorgreifend einen Blick aus der Vogelschau auf die Stellung der Russen zu werfen, welche dieselben bis zu unserem Eintreffen in Plewna gewonnen hatten.

Der deutsch-französische Krieg begann mit einem Wettlauf nach dem Rhein, der russisch-türkische mit einem Wettlauf nach dem Balkan, und der Russe kam zuerst dort an.

Am 5. Juli, als wir uns noch in Widdin befanden, hatten drei russische Armeekorps, eine Kavalleriedivision und mehrere Kosakenregimenter die Donau bei Sistowa überschritten. Im unmittelbaren Anschluß hieran war General Gurko mit einer starken Vorhut, bestehend aus Infanterie, Kavallerie, Artillerie und berittenen Pionieren nach dem Balkan aufgebrochen. Während der folgenden Tage hatte er unter kolossalen Schwierigkeiten den Uebergang über denselben auf dem Saumpfade von Hain-Bogan bewerkstelligt. Am 14. Juli brach er bei dem am Südfluß des Gebirges gelegenen Dorfe Hainkioi heraus, nachdem seine Dragoner in leichtem Kampf eine Abteilung von 300 anatolischen Nizams zurückgeworfen hatten, obgleich ein ein-

ziges gut geführtes Regiment den Paß tagelang hätte halten können. Darauf besetzte er am 19. Juli den Schipkapaß ganz ohne Kampf, da sein Erscheinen im Rücken des Passes genügte, die türkische Besatzung zu veranlassen, sich auf Seitenpfaden zu zerstreuen. In Konstantinopel rief das unerwartete Ereignis eine völlige Panik hervor.

Während sich dies im Balkan vollzog, verließ General Krüdener mit dem 9. russischen Korps am 12. Juli Sistowa, erstürmte am 15. Juli die vor Nikopolis liegenden Befestigungen und erzwang am folgenden Tage die Kapitulation der Festung. Hierbei fielen den Russen 113 Kanonen und große Mengen von Vorräten aller Art in die Hände. Unter den Kriegsgefangenen befanden sich Achmet Pascha und Hassan Pascha.

Wären Osman Paschas Vorschläge bezüglich eines früheren Abmarsches von Widdin beachtet worden, so würde Nikopolis, auf welches er jetzt erst im Marsche war, wahrscheinlich nicht gefallen und der ganze Feldzug anders verlaufen sein. Es war die Nachricht von dem bevorstehenden Angriff auf Nikopolis, welche Osman Pascha im Biwak bei Krivodol erhielt und ihn veranlaßte, das Lager nach wenigen Stunden der Ruhe abzubrechen und jene furchtbaren Eilmärsche auf Plewna anzutreten.

Wir hatten Krivodol, wie schon erwähnt, am 14. Juli gegen 4 Uhr nachmittags erreicht und biwakierten nahe beim Dorf. Es war ein sehr malerisch gelegener kleiner Ort, mitten in einem verborgenen Thal, welches ein murmelndes Flüßchen durchschlängelte. Mir fielen verschiedene sonderbare Erdhügel auf, die da und dort verstreut lagen,

und auf meine Frage hörte ich, daß es Grabstätten von Griechen wären, die noch aus der byzantinischen Zeit stammten. Nach einer erfolgreichen Fouragierung im Dorf beschloß ich, auf einem dieser Gräber, welche oben kleine muldenartige Vertiefungen zeigten und einen müden Wanderer zur Ruhe einzuladen schienen, mein Nachtlager zu nehmen; doch während ich mich in meinen Mantel wickelte erfaßte mich der Trieb antiquarischer Forschung; ich mußte das Innere meiner Lagerstatt untersuchen. Für wenige Piaster erkaufte ich mir die Hülfe von zwölf Mann meines Regiments, welche mit Spitzhacken und Schaufeln das Grab öffneten. Wir stießen auf einen Steinsarg, der Gebein, zwei hübsche griechische Vasen und einige byzantinische Münzen enthielt. Das Gebein ließ ich an jener Stelle, die Münzen und Vasen aber eignete ich mir an. Die letzteren, welche ich in ein Schaffell hüllte und beim Weitermarsch an meinen Sattel band, zerbrachen leider schon in der folgenden Nacht, und die Münzen schenkte ich später weg.

Vor Mitternacht wurde der Marsch wieder angetreten und mit geringen Unterbrechungen die ganze Nacht und den folgenden Tag über fortgesetzt, bis wir endlich, spät am Nachmittag bei dem Dorf Veltchiderma endeten. Weinberger und ich waren in den Ort voraus geritten. Ich begab mich dort sogleich in das Khan oder Wirtshaus, meine Ermüdung war aber so groß, daß ich nach Versorgung meines Pferdes in der Gaststube auf der Stelle fest einschlief. Als ich erwachte, bemerkte ich zu meinem Schrecken Osman Pascha mit seinem Stabe in eifrigem Gespräch im Zimmer. Ich sprang wie von einer Sprungfeder

geschnellt, in die Höhe und bat meiner Anwesenheit wegen um Entschuldigung, der Pascha aber sagte nur freundlich: „Ein Soldat, mein junger Freund, schläft jetzt, sowie er er kann, denn er weiß niemals, wenn er die nächste Gelegenheit dazu findet."

So einladend das auch klang, zog ich es doch vor zu verschwinden; ging an den Fluß und erfrischte mich durch ein Bad. Während desselben sah ich, wie erst jetzt die letzten Truppen der mehrere Kilometer langen Marschkolonne im Lager anlangten.

Als alles mit den Vorbereitungen für die Nachtruhe beschäftigt war, nahm ich plötzlich eine große Unruhe unter den Mannschaften meines Regiments wahr. Der Grund davon lag in dem eben eingegangenen Befehl, daß dasselbe nach kurzer Rast mit der Vorhut wieder aufbrechen und in Eilmärschen auf Plewna marschieren solle. Osman Pascha hatte nämlich inzwischen die telegraphische Nachricht der Einnahme von Nikopolis erhalten. Von Veltchiderma bis Plewna betrug die Entfernung ungefähr 111 Kilometer.

Welch entsetzliche Nacht war das! Jeder war totmüde als wir aufbrachen. Die armen Kerle stolperten wie betrunken vorwärts. Der etwa in der Nähe herumstreifenden feindlichen Patrouillen wegen durfte weder gesungen noch gesprochen werden. Lautlos, mit wunden Füßen, knurrendem Magen und am Gaumen klebender Zunge, schlich der lange Zug Menschen durch die Nacht. Unser Kommandeur war Emin Bey; wir hatten etwa 50 Reiter zum Patrouillendienst, aber keine Kanonen. Ich ritt hinter Weinberger;

um 2 Uhr morgens stürzte sein Pferd, mit dem Kopf voran, in ein tiefes Loch im Wege und ich auf ihn drauf. Nach einem fürchterlichen Gewälze gelang es uns endlich, mit den Pferden wieder an die Oberfläche zu kommen, glücklicherweise ohne eine andere Beschädigung, als einige Quetschungen; aber meine archäologischen Schätze! Mit Wehmut entledigte ich mich der Atome meiner schönen griechischen Vasen; mein ganzes grabschändendes Unternehmen war umsonst gewesen.

Am nächsten Abend mußten wir infolge völliger Erschöpfung der Leute einige Stunden auf freiem Felde liegen bleiben; sie konnten einfach nicht weiter ohne geruht zu haben. Mein Pferd hatte den ganzen Tag fast nichts zu fressen bekommen; ich ritt deshalb etwa hundert Meter seitwärts an eine Stelle, wo ich Gras sah und ließ es dort weiden; ich selbst legte mich auf die Erde. Als ich erwachte war alles unheimlich still um mich her, die Truppen fort, mein Pferd fort! Es war keine angenehme Lage und umso bedenklicher, als ich wußte, daß die ganze Gegend von Kosaken wimmelte. Zum Glück jedoch hatte sich das Tier, ein schöner, kleiner arabischer aber ruhiger Hengst, nicht allzuweit entfernt und es gelang mir, ihn bald zu fangen. Auch meine Truppen fand ich, mit mehr Glück als Verstand, nach einigen Kilometern wieder.

Am nächsten Tage verloren wir einige Leute am Sonnenstich. Ich konnte nichts thun sie zu retten; sie brachen plötzlich zusammen, wurden an die Seite geschafft und ihrem Schicksal überlassen. Wir hatten fast gar kein Wasser, die Mannschaften litten furchtbar unter dem Durst und dazu

kam, daß die Fußsohlen vieler nur noch das rohe Fleisch zeigten. Ich verband dieselben so gut ich konnte mit Leinwand und alten Lumpen, aber was wollte das sagen. Uebrigens litten die Leute, welche Sandalen trugen, viel weniger wie die mit Stiefeln. Wenn Zahlen sprechen, wird es zur Beurteilung der Anstrengungen des Marsches genügen, wenn ich bemerke, daß die Vorhut, welche mit 1700 Mann aufbrach, nur mit 1300 in Plewna ankam. Diejenigen, die am Wege niedergesunken und am Leben geblieben waren, wurden von den Arabas des uns folgenden Gros aufgenommen.

Am Nachmittag des 16. durchwateten wir die Jsker. Den Leuten ging dabei das Wasser bis an die Schultern. Da ein paar Stunden bei einem bulgarischen Dorfe geruht werden sollte, ritten Weinberger und ich dorthin voraus um zu sehen, ob wir etwas für unsern Magen auftreiben könnten. Seit unserem Abmarsch von Veltchiderma hatten wir nichts anderes gegessen, als harten Zwieback und etwas vom Felde gepflückten Mais.

Das erste, was mein Interesse im Dorfe erregte, war eine Herde Gänse und ich erinnere mich noch, wie ich zu Weinberger sagte: „Sehen Sie hier! ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, ich aber will zu Mittag ein Gansessen.“ Wir bemerkten einen Bulgaren, der offenbar der Besitzer der Gänse war, und Weinberger, der fließend bulgarisch sprach, machte sich an ihn, um den Handel über den Gegenstand unserer Wünsche abzuschließen. Er bot ihm für zwei Exemplare zwei Medjidie. Der Bulgare war aber verstockt und wollte von einem Verkauf nichts wissen. Wir

versuchten es nun mit Höflichkeit, machten unser Anrecht auf Gastfreundschaft geltend, redeten ein langes und breites über den hohen Preis, den zu zahlen wir bereit waren, aber alles umsonst, der Kerl blieb hartnäckig. Das erboßte uns. Es mußten andere Saiten aufgezogen werden. Um keinen Preis mochte ich den herrlichen Braten fahren lassen, den ich schon so gut wie in Händen hatte. Ich rief also Weinberger zu, den Halunken mit dem Revolver festzuhalten, bis ich genommen hätte was er nicht gutwillig geben wollte, und machte mich unverzüglich an die Jagd. Die Mündung des Revolvers vor seinem Kopf, hatte nun der Bulgare das Vergnügen, ingrimmig zuzusehen, wie ich mit gezogenem Schwert unter seine Gänse stürzte. Die Klinge war scharf wie ein Rasiermesser, und mit ein paar sausenden Hieben schlug ich zweien der Kapitolsvögel die Köpfe ab. — Wir rupften sie, reinigten sie, brieten sie. Weinberger verzehrte den einen, ich den anderen Vogel.

Als wir unser vortreffliches Mahl beendet hatten entdeckten wir, daß unsere Truppe weiter marschiert war. Wir folgten ihr und blieben die ganze Nacht im Marsch, bis wir am nächsten Morgen, den 18. Juli, die Brücke über den Wid erreichten; hier aber — nur noch etwa 6 Kilometer von unserem Bestimmungsort und angesichts der Minarets von Plewna — zwang uns die Erschöpfung noch einmal zu halten.

Es war der sechste Tag seit unserem Ausmarsch von Widdin. Wir hatten in dieser Zeit beinahe 200 Kilometer zurückgelegt und zwar die letzten 113 in zwei Tagen und einer Nacht — eine Marschleistung, die sich den berühm-

testen Gewaltmärschen der Geschichte zur Seite stellen kann. Die Mannschaften lebten dabei täglich nur von zwei Zwiebacks und einer sehr geringen Wasserration; jeder Mann trug seine 70 Patronen und sein volles Gepäck. Den meisten war seit 12 Monaten kein Pfennig Sold gezahlt worden, und trotz alledem ertrugen die braven Leute alle Strapazen ohne Murren, erfüllten treu ihre Pflichten und gingen mutvoll und begeistert dem bevorstehenden Kampf entgegen.

Plewna war zur Zeit nur mit drei Bataillonen unter Alouf Pascha besetzt, und dieser Umstand hatte Osman Pascha veranlaßt uns so eilig voraus zu schicken. Es war ihm alles daran gelegen, der Stadt bis zu seinem Eintreffen mit dem Korps einen stärkeren Halt zu geben.

Als ich um 11 Uhr vormittags in Plewna angekommen war, begab ich mich sofort in ein Gasthaus, frühstückte, nahm ein türkisches Bad und ging alsdann wie neugeboren, mir den Ort anzusehen, der in der Folge eine so hohe historische Bedeutung erlangen sollte.

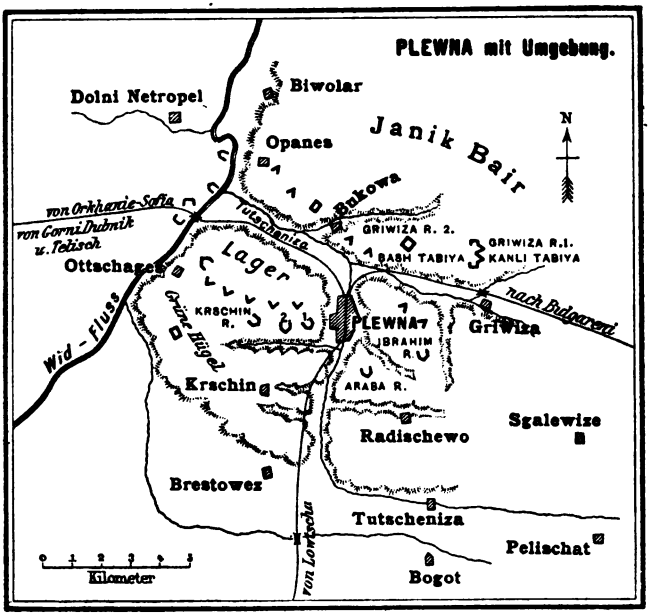
Fünftes Kapitel.

Das erste Gefecht bei Plewna.

Plewna liegt in dem Thal der Tutschenizа, eines kleinen Zuflusses des Wid, 5 Kilometer oberhalb der Stelle, wo diese beiden Gewässer sich treffen, und direkt südlich von dem Zusammenfluß der ersteren mit dem Griwizabach, welcher der berühmten Griwizaredoute ihren Namen gab.

Vor dem Kriege zählte Plewna ungefähr 17 000 Einwohner, acht Moscheen und zwei christliche Kirchen. Rings um den Winkel, den der Griwizabach mit der Tutschenizа an seiner Einmündung bildet, zieht sich ein Höhengelände hin, von zum Teil plateauartiger Gestaltung, welches seine größte Erhebung im Norden, bei den Dörfern Opanes, Bukowa und Griwiza erreicht. Nach Osten zu erblickt man eine Anzahl vereinzelter Anhöhen, die wie riesige Maulwurfshaufen aussehen; im Süden liegt das Hügelland wie eine ungeheure natürliche Schanze vor der Stadt, und auf dem linken Ufer der Tutschenizа erhebt sich eine Reihe scharf abgesonderter Kuppen, welche die Russen mit dem Namen ‚die grünen Hügel' bezeichneten.

Als wir am Morgen des 18. Juli bei Plewna anlangten, stand der ungeschnittene Mais noch auf den Abhängen und stellenweise so hoch, daß sich ein Reiter darin hätte ver-



bergen können. Die ‚grünen Hügel' waren mit Weingärten bedeckt und da und dort ſtanden Buſchparzellen, meiſtens Eichen und Buchen, welche aber im Laufe der Belagerung nach und nach verſchwanden, bis die Höhen endlich ganz kahl ausſahen. Befeſtigungen waren noch nicht vorhanden, nur zwiſchen dem Wid und der Tutſcheniza, auf dem Wege nach Sofia, ſtand ein Blockhaus, nach Art derer wie man ſie an der ganzen ſerbiſchen und albaniſchen Grenze findet. Das Gelände ringsum war indeſſen zur Verteidigung außerordentlich geeignet. Die die Stadt auf drei Seiten einſchließenden Höhen boten ebenſo durch ihre

Ueberhöhung des Vorgeländes vortreffliche Stellungen, als sie auch, durch ihren Abfall nach der Stadt hin, die verdeckte Aufstellung größerer Reservemassen begünstigten und ein überraschendes Vorbrechen an irgend einem bedrohten Punkt gestatteten. Die verschiedenen tief eingeschnittenen Schluchten, welche die Höhen unterbrechen und größtenteils nach Plewna hin auslaufen, erschweren dem Angreifer die seitliche Verbindung und machen den taktischen Verband eines von zwei Punkten ausgehenden kombinierten Angriffs fast unmöglich. Hiergegen aber bereitete die Bodengestaltung auch den Truppen der Verteidigung, besonders der Kavallerie und Artillerie, manches Hindernis für die freie Bewegung, und selbst die Infanterie hatte stellenweise durch die Maisfelder, die Weingärten und das Buschwerk ein recht beschwerliches Fortkommen.

In einer kurzen, aber höchst gedankenreichen Skizze, betitelt: ‚Le petit Village' beschreibt Zola ein kleines Städtchen, welches, fern von der geschäftigen Welt, sich in ein Thal schmiegt und durch einen Vorhang dicht gepflanzter Pappeln, vor den Blicken neugieriger Fremden geschützt ist. Es wird durchzogen von einem plätschernden Bach, an dessen Ufer die kleinen Häuser stehen. Heute ist seine Existenz kaum den nächsten Nachbarorten bekannt, morgen aber schon ist der Vorhang der Pappeln durch Kugeln und Granaten zerrissen und das Wasser des Flüßchens rot von Blut — der Name ‚Wörth' hat sich mit ehernen Buchstaben in die Blätter der Geschichte gegraben. —

Ebenso ist es mit Plewna gewesen. Niemals hat man vor dem Feldzug 1877/78 von der kleinen Stadt etwas

gehört, sie wird nicht einmal in Moltkes Schriften über die Türkei genannt; jetzt aber ist ihr Name jedem Schulknaben bekannt, und wo immer heroischer Soldatenmut, Selbstverleugnung und treueste Pflichterfüllung anerkannt und geehrt werden, wird Plewna einen hohen Platz einnehmen.

Ich schlenderte durch die engen Straßen der Stadt. Die meisten reichen Bewohner hatten dieselbe schon verlassen. Hin und wieder begegnete ich einem Türken in dem üblichen langen Kaftan und den weiten Hosen in den hohen Stiefeln; alle Bulgaren, die ich traf, trugen, wie in Sofia und Widdin, den groben gelben Friesanzug und die hohe Schafsfellmütze. Die Straßen waren mit Feldsteinen gepflastert und die Hauptstraße bildete den größten Bazar des Orts. Verschiedene übelriechende Gassen zweigten sich rechts und links ab. Diese waren von mürrischen Bulgaren bewohnt, welche mich so scheel ansahen, als würden sie mir mit Vergnügen den Hals abschneiden. Die Tutscheniza floß an der Hauptstraße entlang und hier wuschen und spülten die Frauen ihre Wäsche und schwatzten so fröhlich, daß man erkennen konnte, sie hatten nicht die leiseste Ahnung von den schweren Prüfungen, die so bald über sie kommen sollten.

Am unteren Ende der langen Hauptstraße jedoch war es anders. Hier wohnten in schmutzigen kleinen Hütten Zigeuner. Sie heulten, rangen die Hände und machten Gesten der tiefsten Bekümmernis als die Truppen einmarschierten. Dieses Gesindel schien zu erraten, was ihm bevorstand.

Angewidert von dem Anblick wanderte ich weiter und traf zu meiner freudigen Ueberraschung auf ein Schild mit dem deutschen Namen ‚Dr. Robert.‘ Ich machte diesem Kollegen natürlich sofort meinen Besuch und fand in ihm einen höchst originellen Menschen. In Neuchâtel in der Schweiz geboren, hatte er nach Beendigung seines medizinischen Studiums die Pfade der Civilisation verlassen und sich endlich in Plewna angesiedelt, wo er jetzt schon seit zehn Jahren lebte. Sein Aussehen war gut, er mochte ungefähr dreiunddreißig Jahre zählen und trug einen blonden Schnurr- und Backenbart. Unter den Bulgaren schien er ein gesuchter Arzt zu sein. Jedenfalls mußte er eine gute Praxis haben, denn er bewohnte das schönste Haus der Stadt, und besaß ein Gespann von vier schwarzen Hengsten, wie ich mit einem ähnlichen nie wieder im Leben gefahren bin. Sein Garten, der mit einem Drahtgitter eingezäunt war, enthielt eine regelrechte Menagerie. Es gab da Störche, Reiher, ein zahmes Tier, welches ich für einen Schakal hielt und mehrere Hirsche, die wir aber später verspeisten. Ein großer Kenner und Liebhaber der Landschaftsgärtnerei, hatte er zur Bewässerung seiner Anlagen das Wasser der Tutschenitza durch dieselben geleitet.

Nach diesem Besuch hielt ich es für nützlich, auch dem ‚Kaimakan‘ oder Bürgermeister meine Ehrerbietung zu bezeigen. Derselbe wohnte im Konak, dem Rathause, einem schönen Gebäude, erbaut aus den Steinen einer altrömischen Ruine, die einst an dieser Stelle gestanden hatte. Später nahmen wir das Haus als Hospital in Beschlag.

Der Kaimakan war sehr liebenswürdig und gab mir

einen Schreiber mit, der mir Quartier in einem kleinen einzeln liegenden Bulgarenhause im äußersten Norden der Stadt verschaffte.

Ich fand mein Unterkommen ganz erträglich und nachdem ich mich darin eingerichtet hatte, suchte ich Weinberger auf, um mit ihm zusammen einer Einladung zum Mittagessen bei Dr. Robert zu folgen. Da dieser seit zehn Jahren kein anderes westeuropäisches Gesicht als das seiner Haushälterin gesehen hatte, so schien er sichtlich erfreut, nun einmal Gäste zu haben, die ihm von den Stätten seiner Jugend erzählen konnten. Die Haushälterin war eine Wienerin von sehr wenig einnehmendem Aeußern, aber eine ganz vortreffliche Köchin, und Weinberger und ich, die wir nach jenen beiden Gänsen in Veltchiderma unsern Appetit völlig wieder erlangt hatten, erwiesen dem Essen alle Ehre. Das Haus des Doktors zeigte sich ganz abendländisch ausgestattet. Es gab Messer, Gabeln, Stühle und sogar ein Pianino. Da es das erste nicht türkische Mahl war, welches ich nach Monaten genoß, abgerechnet das bei den Rumäniern in Kalafat, so brauche ich kaum zu sagen, wie wohl ich mich dabei befand. Wir vertilgten sehr viele Flaschen bulgarischen Wein, und jemehr Dr. Robert trank, desto aufgeräumter und gesprächiger wurde er. In dieser Stimmung erzählte er mit köstlichem Humor viele Streiche aus seinem Studentenleben, bei denen eine Anzahl von Eroberungen, die er in Deutschland gemacht haben wollte, die Hauptrolle spielten. Zuletzt setzte er sich an das Pianino, paukte wie besessen auf die Tasten und brüllte lustige Lieder, deutsch, französisch und bulgarisch, daß die Fenster klirrten und alles im Zim-

mer zitterte. Sogar der Haushälterin, welche nach Beendigung ihrer Pflichten auf der Scene erschien, gelang es nicht, ihn zu beruhigen. Dr. Robert pries noch immer ‚Wein, Weib und Gesang,‘ als ich nach meinem neuen Quartier wankte, wo ich sofort in einen so tiefen, traumlosen Schlummer versank, daß ihn selbst die verruchten Blutsauger Bulgariens nicht zu stören vermochten.

Am nächsten Morgen ritt ich hinaus zu meinem Regiment, welches unter den Höhen kampiert hatte, und bat den Oberst, mir einen Diener zuzuweisen. Er ließ mir sechs Leute vorstellen und ich wählte davon einen besonders schlau aussehenden jungen Cirkassier, der mir späterhin viel Anhänglichkeit bewies und seine Pflichten als Pferdepfleger und Koch sehr befriedigend erfüllte. Dann sprengte ich nach der Widbrücke, um dort das eintreffende Korps zu empfangen. Natürlich sahen Menschen und Pferde infolge der Ueberanstrengung und des Mangels an Nahrung und Schlaf sehr matt aus, doch, daß keine Zeit zu verlieren gewesen war, bewies die Meldung, daß die Russen von Nikopolis aus im Anmarsch wären. Osman Pascha ritt sofort mit seinem Stabe auf die Höhen, um passende Verteidigungsstellungen auszusuchen. Demzufolge entsandte er alsdann eine starke Truppenabteilung nach dem nördlich von Plewna gelegenen Janik Bair, ein anderes Detachement auf die Höhe östlich nach dem Dorfe Griwiza und ein drittes, als vorgeschobenen linken Flügel, Opanes gegenüber.

Nachdem ich die Truppen hatte anmarschieren sehen, begab ich mich zum Frühstück wieder zu Dr. Robert, da er den Wunsch hegte, mich zu begleiten, falls sich ein Kampf

entspinnen sollte. Wir waren noch im besten Schmausen, als wirklich gegen 1 Uhr das dumpfe Dröhnen eines Kanonenschusses erklang, dem unmittelbar der Donner unserer Geschütze antwortete. Bald darauf saßen Dr. Robert und ich im Sattel und sahen im Fortreiten wie alle Bulgaren in ihren Kellern, oder sonst an einem geschützten Ort, Zuflucht suchten. Wir ritten auf dem Wege nach Nikopolis bis zum Janik Bair, auf dem unsere Batterien aufgefahren waren und hielten uns hier, zum Schutz gegen die feindlichen Geschosse, immer möglichst dicht am Abhange. Als wir an eine Stelle kamen wo Truppen in Deckung standen, stieg ich ab, band mein Pferd an einen Baum und erklomm die Höhe. Von ihr aus sah ich zu meiner Linken die Dörfer Bukowa und Opanes, während ich geradeaus — in einer Entfernung von etwa zwei Kilometern — manchmal das Blinken russischer Bajonette erkannte. Die feindliche Artillerie befand sich auf einer bewaldeten Anhöhe. Die Stellung ihrer Geschütze markierte sich aber nur durch dicke Rauchwolken, Blitz und Donner.

Wir hatten achtzehn Kanonen in der Feuerlinie. Dieselben standen hinter einer in der Eile aufgeworfenen Brustwehr und gaben Schuß auf Schuß ab. Die Bespannung der Geschütze war etwas unter die Höhe zurückgezogen worden und die dabei befindlichen Leute lagen so ruhig bei ihren Pferden, als handelte es sich nur um eine gewöhnliche Schießübung.

Um das beiderseitige Feuer besser beobachten zu können, begab ich mich auf den äußersten linken Flügel der Geschützaufstellung. Auf dem Wege dahin sah ich drei tote

Artilleristen liegen. Der eine war in den Unterleib getroffen und bot einen schrecklichen Anblick mit den herausgequollenen Gedärmen; den beiden andern waren die Beine abgerissen. Als ich die fernste Batterie erreichte fand ich dort einen, durch einen Granatsplitter an der rechten Hand verwundeten Kanonier. Ich nahm mich sofort des Mannes an und leistete damit meinen ersten ärztlichen Beistand im Feuer. Ich wusch die Wunde mit dem von mir mitgeführten Wasser, vernähte und verband dieselbe, und schickte dann den Mann in das Lazarett nach Plewna.

Der Platz, den ich mir nunmehr aussuchte, war ungefähr fünfundzwanzig Meter von dem Linkenflügelgeschütz entfernt. Hier legte ich mich im Vollgefühl meiner Wichtigkeit — Instrumente und Verbandtasche zur Seite — glatt auf den Bauch, um jeder Zeit zur Hilfe bereit zu sein.

Zum erstenmal auf einem Kampfplatz, beobachtete ich alle Vorgänge mit dem lebhaftesten Interesse. Auf beiden Seiten wurde heftig gefeuert und zwar lediglich mit Granaten. Das Ganze erschien mir aber mehr wie eine gegenseitige Begrüßung, da bei der großen Entfernung die Hoffnung auf Zufügung ernstlichen Schadens wohl nur gering sein konnte. Auf russischer Seite zählte ich ungefähr 40 Kanonen. Meist gingen die Geschosse zu kurz, bohrten sich in den Abhang vor uns und warfen beim Explodieren große Staubwolken auf; andere summten wie die Hornissen über uns weg und fielen ins Thal; nur wenige richteten Schaden an. Mitunter gaben die Russen Lagenfeuer. Ich beobachtete wie auf einmal sechs Rauchwölkchen gleichzeitig aus dem Walde hervorbrachen und dies war der

Moment, wo ich zum erstenmal sah wie ein Mann von einer Granate getötet wurde. Das Projektil erschlug einen Kanonier des mir zunächst stehenden Geschützes gerade als er dasselbe einrichtete. Das Aufblitzen der feindlichen Salve war das letzte was er auf Erden sah. Eine der Kugeln riß ihm den Kopf glatt ab. Das Blut schoß in einem Strahl aus dem Halse, der kopflose Körper drehte sich rund um, und die Beine zuckten krampfhaft, wie bei einem Huhn, dem man die Gurgel durchgeschnitten hat. Ich befand mich dem Mann so nahe, daß mir nichts von dem ganzen Vorfall entging. Der Anblick erschütterte meine Nerven derart, daß mir eiskalt und ganz schlecht wurde. Einige Monate später hatte die häufige Wiederholung ähnlicher Scenen meine Empfindlichkeit dafür so abgestumpft, daß ich die allerschrecklichsten Vorkommnisse betrachten konnte ohne auch nur die geringste physische Unbehaglichkeit zu verspüren.

Ungefähr gegen 6 Uhr hörte die Kanonade auf, bis zu welcher Zeit wir nur neun Tote und drei Verwundete hatten. Ich vernahm später, daß die Verluste der Russen auch nur gering gewesen wären. Die ganze Sache verdiente kaum den Namen eines Gefechts. Vielleicht wollte General Schilder Schuldner, welcher auf russischer Seite kommandierte, seinen Truppen nur den Appetit für den nächsten Tag reizen. Jedenfalls war bei uns nach dem Schweigen des Feuers alle Welt überzeugt, daß morgen nicht nur Kanonen sprechen, sondern ernste Kämpfe stattfinden würden.

Hassib Bey, unser Chefarzt, und Reïf Bey, im Range der zweite nach ihm, waren sehr thätig, alle Vorbereitungen

für die Aufnahme Verwundeter zu treffen. Mehrere der größten Häuser wurden ohne Umstände auf Befehl des Oberkommandos mit Beschlag belegt. Es wurde den Besitzern einfach angekündigt, daß das Haus für Sanitätszwecke gebraucht würde.

Weinberger und ich verlebten den Abend wieder bei Dr. Robert und hielten eine schwere Sitzung. Der ausgewanderte Schweizer übertraf alle seine vorangegangenen bachanalischen Großthaten und fügte seinem Lieblingsrepertoire noch mehrere grandiose Schlachtgesänge hinzu, bis die Haushälterin endlich ihre Autorität geltend und dem Geschlemme ein Ende machte. Als ich gegen Mitternacht in meinem Quartier landete, empfing mich mein Cirkassier, der inzwischen meine Sachen geordnet und eine gewisse Behaglichkeit hergestellt hatte.

Das gesamte Sanitätskorps sollte sich um 7 Uhr morgens im Hauptlazarett versammeln; ich legte mich deshalb sogleich zu Bett und schlief, bis ich um 6 Uhr durch Kanonendonner erwachte. Das Feuer währte schon, wie mir gesagt wurde, seit ein paar Stunden und der Kampf war in vollem Gange, als ich nach dem zum Hauptlazarett eingerichteten Schulhaus eilte.

Es dürfte sich empfehlen, an dieser Stelle kurz die Hauptangriffe zu skizzieren, welche General Schilder Schuldner am 26. Juli auf Plewna unternahm und wie diese abgeschlagen wurden.

Eingegangenen Nachrichten zufolge schätzte Osman Pascha den ihm gegenüberstehenden Feind auf ungefähr 13000

Mann. Die Totalstärke der in Plewna befindlichen Truppen betrug 15 000 Mann. Von diesen war aber der größte Teil durch die Strapazen der eben zurückgelegten Gewaltmärsche noch so mitgenommen, daß das Korps kaum kampffähig war. Demgemäß gab Osman Pascha auch für die während der Nacht ausgestellten Vorposten ganz besonders strenge Befehle, um die Wachsamkeit zu schärfen und die Sicherheit gegen einen etwa vom Feinde geplanten nächtlichen Ueberfall zu erhöhen. Die Offiziere wurden für den engsten Zusammenhalt ihrer Mannschaft persönlich verantwortlich gemacht, um jederzeit geschlossen einem Nachtangriff entgegentreten zu können und jede Zerstreuung zu verhüten.

Da für den andern Morgen unzweifelhaft ein ernster Kampf bevorstand, die Angriffsrichtung der Russen sich aber schwer vorhersehen, sondern nur aus der von ihnen am Abend eingenommenen Stellung vermuten ließ, wurde die vorläufige Verteidigungslinie von dem Dorf Griwiza längs dem Abhang des Janik Bair über Bukowa nach Opanes gezogen, sodaß demnach Griwiza den rechten, und Opanes den linken Flügel bildeten.

Bald nach 4 Uhr morgens eröffneten die Russen den Angriff mit Artilleriefeuer auf Griwiza, welches von dort kräftig erwidert wurde. Einige Zeit darauf ließ sich lebhaftes Gewehrfeuer in dem Gelände bei Opanes hören, dem bald das Vorrücken der Russen auf der ganzen Linie folgte. Fünf Bataillone Infanterie stürmten gegen unsern linken Flügel und warfen ihn zurück. Eilig von Osman Pascha vorgeschickte Verstärkungen machten einen Vorstoß mit dem

Bajonett, dem die Russen aber ohne zu weichen tapfer standhielten. Der erbittertste Kampf fand auf dem Abhang des Janik Bair, nach der Stadt zu, statt. Hier mischten sich die lauten ‚Hurras' der Russen mit dem ‚Allah! Allah' der Türken im wilden Kampf Mann gegen Mann. Nach dreistündigem Ringen wurden die Russen mit ungeheuren Verlusten zum Rückzug gezwungen. Die Unterstützungen, die für sie von Nikopolis aus im Anmarsch waren, konnten nur noch insofern einwirken, als sie die zurückflutenden Massen aufnahmen. Der anfängliche Erfolg, mit dem der Feind die diesseitige Verteidigungslinie durchbrochen hatte, führte sein Verderben herbei, denn ermutigt durch denselben stürmte er blind, ohne Zusammenhalt, vorwärts und geriet dabei in das vernichtende Feuer unserer hinter Hecken und Mauern ihn erwartenden Reserven.

Während dieses hin- und herwogenden wütenden Kampfes auf unserem linken Flügel, fand ein gleich heißes Gefecht auf unserem rechten Flügel statt. Hier nahmen die Russen drei Reihen Schützengräben — den letzten Graben im Sturm mit dem Bajonett — nachdem beinahe ihre sämtlichen Offiziere gefallen waren. Aber auch hier mußten sie die mit so schweren Verlusten errungenen Positionen wieder räumen und unter den ungünstigsten Verhältnissen den Rückzug antreten als frische von Plewna herangezogene Kräfte in das Gefecht eintraten. —

In dem Schulgebäude, in welchem ich mich zu melden hatte, fand ich ein großes mit fünfzig Betten ausgestattetes Zimmer und ein anderes mit drei oder vier Bänken, die als Operationstische dienen sollten. Die Zimmer waren hoch

und ließen durch ihre vielen Fenster eine gute Ventilation zu, auch gab es reichlich Wasser. Das Haus stand in einem zwei bis drei Morgen großen Garten. Dieser hatte bis jetzt den bulgarischen Schulkindern zum Spielplatz gedient. Jetzt war an Stelle des fröhlichen Geschreis und Lachens der Kinder das Röcheln Sterbender getreten. Schon lag der Garten voll von Verwundeten, aber immer noch neue Opfer des Kampfes kamen den Weg von Nikopolis in einem langen Zuge mit je zwei kleinen weißen Ochsen bespannter Arabas herunter. Nur die Schwerverwundeten wurden in diesen Arabas transportiert, viele hundert andere waren gezwungen sich so gut sie es vermochten selbst heranzuschleppen. Wenn die rohen, federlosen Arabas über die Pflastersteine in Plewna polterten, mußten die Leiden der auf ihnen befindlichen Unglücklichen wahrhaft martervoll sein. Es gab auf dem Schlachtfeld keinen Verbandplatz zu einer ersten Hilfeleistung, und es ist nicht leicht, sich eine Vorstellung von den Qualen eines Unglücklichen zu machen, der z. B. mit einem komplizierten Schenkelbruch, ohne jede ärztliche Vorsorge, auf holprigem Wege, in einem fortwährend stoßenden Fahrzeuge, bergab transportiert wird und dabei das stete Aneinanderreiben der gebrochenen Knochenteile erdulden muß.

Jeder Wagen wurde von seinem bulgarischer Besitzer gefahren und von einem türkischen Soldaten begleitet, der darauf zu sehen hatte, daß der Bulgare nicht die ihm zum Transport übergebenen Kranken aus der Welt schaffte, noch ehe ihre Zeit gekommen war. Als die vordersten Wagen ankamen und den Eingang des Schulhauses verstopften, entstand lautes Streiten unter den Fuhrleuten, die alle ihre

Ladung schnell los sein wollten, während jede Minute neue Verwundete eintrafen, die zu Fuß heranstolperten. Sogar die stoischen Türken konnten ein schmerzvolles Stöhnen nicht unterdrücken, wenn sie von ungeschickten Händen aus dem Wagen gehoben und ins Haus getragen wurden, welches bald den Eindruck eines Schlachthauses machte. In den Arabas lagen Tote und Sterbende durcheinander, vom getrockneten Blut zusammengeklebt.

Man hatte noch andere Feldlazarette in verschiedenen Teilen der Stadt eingerichtet, aber keines von der Größe wie das Schulhaus, in welchem noch sechs Aerzte außer mir beschäftigt waren. Ich zog mir den Rock aus und ging sofort ans Werk. Der erste Mann, den ich verband, war durch die Kinnlade geschossen und vom Blutverlust kreideweiß. Ich verstopfte und verpflasterte das Loch und nahm einen anderen vor, dem ein Granatsplitter einen Teil der Leber bloßgelegt hatte. Der Aermste, der ganz bei Bewußtsein, dessen Kraft aber durch den furchtbaren Schmerz völlig gebrochen war, bot einen bedauernswerten Anblick. Die Leber zeigte einen starken Riß; der Fall war hoffnungslos. Das einzige was ich thun konnte war, die Wunde zu waschen und zu vernähen. Wenn ich den Mann hätte chloroformieren, die Wunde erweitern und nach allen Regeln der Kunst sorgsam behandeln können, wäre er möglicherweise gerettet worden, dazu war aber keine Zeit. Der arme Mensch lebte noch unter großen Qualen bis zum andern Tage.

Bei der Behandlung von Schußwunden, bei welchen die Mannigfaltigkeit ganz unbegrenzt ist und nicht zwei Fälle gleicher Art sind, muß der Arzt sehr erfinderisch in

seinen Hilfsmitteln sein und Zeit haben dieselben anzuwenden. Hier aber stand man neben ganz eigenartig neuen Verhältnissen den ungewöhnlichsten, verwickeltsten Fällen gegenüber, die auf der Stelle und in kürzester Zeit die schwierigsten und sorgfältigsten Operationen erfordert hätten. Wenn ich zurückblicke erfüllt mich Verwunderung, daß doch noch so viele unserer Verwundeten unter den obwaltenden Umständen genasen. — Der dritte Mann, dem ich mich zuwendete, war von einem Granatstück in den Unterleib getroffen, und der Darm trat ungefähr einen Fuß lang aus der Wunde hervor. In diesem Zustand war er von der Stelle, auf der er hingesunken war, herab gebracht worden, und es ist unnütz hinzuzufügen, in welch grauenhafter Verfassung. Ich reinigte den Darm, legte ihn, nach Erweiterung des Risses, wieder an seine Stelle und vernähte die Wunde. Nach Verlauf von etwa zwei Wochen war der Mann wieder heil und bei seiner Truppe.

An diesem schrecklichen 20. Juli arbeitete ich in der nämlichen Weise den ganzen Tag, denn ohne Aufhören brachten die Arabas frische Ladungen. Schließlich hatten wir absolut keinen Platz mehr die Leute unterzubringen. Nie bin ich später in meiner ärztlichen Praxis wieder Menschen begegnet, die unter so qualvollen Leiden eine derartige Geistes-kraft an den Tag legten, wie diese türkischen Soldaten, auch habe ich niemals wieder Patienten gefunden, die in so wunderbarer Weise, so schreckliche Verletzungen überstanden wie diese Leute. Fast alles Männer von herrlichem Körperbau und gänzlich frei von allen Schäden der Unmäßigkeit oder Ausschweifungen irgend welcher Art, boten

sie dem Arzt das herrlichste Material für Kunstproben jeder Art. Fälle von Unmäßigkeit habe ich wohl ganz vereinzelt manchmal unter den höheren türkischen Offizieren gefunden, niemals aber bemerkte ich während meines Aufenthaltes im Lande türkische Soldaten unter dem Einfluß des Alkohols. Vielen von ihnen hätte ich das Leben retten können, wenn sie sich hätten überreden lassen Reizmittel zu nehmen, doch dazu waren sie absolut nicht zu bewegen, selbst nicht unter der Form eines Medikaments. Die Vorschriften ihrer Religion verbieten ihnen den Genuß geistiger Getränke und der gemeine Mann hängt so an seiner Religion, daß er lieber den Tod erleidet, als ihre Gebote verletzt. Eines anderen sonderbaren religiösen Vorurteils wegen verweigerten viele Leute sich einer Amputation zu unterwerfen. Sie glauben, daß der Verlust eines Gliedes sie hindert in das Paradies einzugehen. —

Nachdem mir im Anfang nur Verwundungen durch Geschützprojektile entgegengetreten waren, hatte ich nach Eintritt des Infanteriekampfes fast nur noch Fälle von Gewehrschüssen zu behandeln. Die Elitetruppen der Russen waren mit dem Berdangewehr, die übrigen mit dem Krünkagewehr ausgerüstet. Ersteres hatte bei kleinerem Kaliber und konischem Geschoß eine große Anfangsgeschwindigkeit und Durchschlagskraft. Es kamen mir bezüglich der letzteren eklatante Fälle vor, wo der Mann einfach glatt durchschossen war. Dies erleichterte die ärztliche Behandlung in hohem Grade. Anders war es mit den Geschossen des Krünkagewehres, welche viel größere Wunden rissen und häufig im Körper stecken blieben.

Als Beispiel von der Durchschlagskraft der Berdangewehre will ich folgenden Fall erwähnen: Ein prächtiger, junger Türke war durch den Kopf geschossen. Die Kugel hatte den Fez und die linke Seite der Hirnschale, ungefähr 1½ Zoll unter dem Wirbel, in einer geraden Linie durchbohrt. Der Kugelgang durch den oberen Teil des Gehirns zeigte sich vollständig glatt. Der Verletzte, wenn auch schwach vom Blutverlust, befand sich doch bei völlig klarem Bewußtsein. Ich führte eine Spritze in die Wunde, reinigte den durchbohrten Teil des Gehirns mit einer Karbollösung und bandagierte dann die Hirnschale mit einem antiseptischen Bausch. Der Mann lag ungefähr sechs Wochen im Lazarett und wurde dann als geheilt entlassen. Er ging zu seinem Regiment zurück. Leider sah ich ihn niemals wieder.

Eines der Fuhrwerke hatte auch einen armen Kerl von Sergeanten gebracht, der durch eine Kugel beide Augen verloren hatte und unsägliche Schmerzen litt. Er wurde einige Wochen behandelt und ging danach gesund nach Sofia, freilich aber blind.

Viele waren mitten durch die Brust geschossen und von diesen starben beinahe alle. In Fällen, wo wir nicht bald den Sitz der Kugel entdeckten, hielten wir uns nicht damit auf dieselbe zu suchen, und mehrere solcher Leute, welche genasen, gingen mit einer Unze russischen Bleis in ihrem Leibe zu ihrem Truppenteil zurück.

Mitunter nahm eine Kugel einen ganz regellosen Lauf. Ein Mann hatte einen Schuß im Nacken; die Kugel wanderte nach der Schulter, dann den Arm entlang bis ins Handgelenk, wo ich sie alsdann herausnahm.

Ein merkwürdiges Beispiel ungewöhnlicher Lebenskraft hatte ich Gelegenheit bei einem jungen Cirkassier zu beobachten. Derselbe wurde hereingetragen und wegen Mangels an Betten einfach auf die Diele gelegt. Er war totenbleich und hatte eine schreckliche Wunde in der Brust. Zuerst glaubte ich, eine Granate hätte ihn so zugerichtet, als ich ihn aber näher untersuchte entdeckte ich, daß eine Gewehrkugel in seine Patronentasche, die er über der Brust trug, gegangen war und eine oder mehrere Patronen entzündet haben mußte. Durch die Explosion war ihm ein Teil der Brust weggerissen und das Herz so bloßgelegt worden, daß ich es schlagen sehen konnte. Ich bedeckte die Höhlung und verband die entsetzliche Wunde so gut es ging. Hiermit lebte er vier bis sechs Tage, stets bei vollkommenem Bewußtsein und voll des lebhaftesten Interesses für alle Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Etwa am fünften Tage nach seiner Aufnahme, als ich die Wunde wieder untersuchte, fand ich, daß der metallene dicke Boden einer Patrone in die Herzmuskeln eingedrungen war. Ich entfernte denselben und legte einen neuen Verband an; dieser operative Eingriff war aber doch zu rauh gewesen; der Mann starb bald hinterher.

Wir hatten keine geübten Krankenwärter oder Gehilfen, die bei dem Verbinden hätten helfen können; unsere einzige Unterstützung bestand in einigen Soldaten, die zu den einfachsten und gewöhnlichsten Arbeiten kommandiert waren. Wenn ich meine Runde so rasch als möglich unter den stöhnenden Duldern machte, hatte ich einen dieser Krankenwärter hinter mir, der meinen Instrumentenkasten, ein Becken mit Wasser und einen Vorrat Verbandszeug trug.

Von allen Seiten klang es mir dann kläglich flehend entgegen: „Verbana su, effendi“, „Verbana su, hakim bashi.“ „Gieb mir einen Trunk Waſſer, Doktor.“ Zum Glück waren wir wenigſtens imſtande, dieſen unerträglichen Durſt zu löſchen, welcher Menſchen, deren Körperfeuchtigkeit durch Blutverluſt ſehr vermindert iſt, ſo unſäglich quält.

An Gefechtstagen mußten alle Fälle, welche Operationen erforderten, für den folgenden Tag verſchoben werden, da es zur Bewältigung der ungeheuren Arbeit notwendig war, die weniger ernſten Fälle zuerſt vorzunehmen. Sobald ein Fall für abſolut hoffnungslos erkannt wurde und ſicherer Tod in kurzer Zeit bevorſtand, wurde der betreffende Mann nur ſo bequem als möglich auf den Fußboden gebettet, im übrigen aber einfach ſeinem Schickſal überlaſſen.

Am 20. Juli blieb ich bis 3 Uhr nachmittags im Schulhauslazarett und während der ganzen Zeit holperten die Wagen heran und brachten neue Arbeit. Ohne Unterbrechung zog ich Kugeln heraus, reinigte und nähte Wunden und ſchiente gebrochene Gliedmaßen. Oft kamen Wagen, in welchen Tote und Lebendige ſo durcheinander lagen, daß man zuerſt nicht wußte, wer tot und wer lebendig war.

Um 3 Uhr ſchickte mir Haſſib Bey, der Chefarzt, Befehl, mich an einen anderen Ort zu begeben, der eilig zu einem interimiſtiſchen Lazarett hatte hergerichtet werden müſſen. Es war dies ein einzeln liegendes Haus auf der anderen Seite der Tutſcheniza. Hier fand ich etwa 100 Verwundete, darunter viele Offiziere, die ohne jeden andern Beiſtand als

den zweier unwissender Jarra Baschis, hilflos seit dem frühen Morgen dort gelegen hatten.

Ein türkischer Oberst, mit einem Schuß durch beide Kinnladen, war der erste dem ich mich widmete. Die Kugel hatte den hintersten Teil der Zunge durchschnitten, und der arme Mann konnte nicht sprechen. Sein Mund stand weit offen und Blut floß heraus. Ich entfernte die Knochensplitter, legte zur Stütze eine Bandage um den Unterkiefer, schaffte ihm soviel Linderung als möglich, und wandte mich dann den anderen Offizieren zu. Den ganzen Rest des Tages mußte ich hier allein, nur mit Hilfe der beiden Jarra Baschis arbeiten und als es schon dunkel war, machte ich noch immer kleinere Operationen bei dem Licht von vier Kerzen, die auf Bajonetten steckten.

Der Mond schien schon hell als ich mich völlig erschöpft von der übermäßigen Arbeit, in mein Quartier schleppte. Einige Kilometer nordwärts konnte ich den langen Rücken des Janik Bair im fahlen Licht des Mondes schimmern sehen. Mehr als 1000 Türken und über 1200 Russen lagen auf ihm noch auf derselben Stelle, wo sie gefallen waren.* Jetzt herrschte tiefe Stille, doch war das Schlachtfeld nicht vereinsamt, denn Kommandos zur Beerdigung der Toten verrichteten ihre schwere Arbeit, und

* Anmerkung. Eine andere Verlust-Angabe ist von türkischer Seite niemals veröffentlicht worden. Nach der offiziellen Verlustliste der Russen verloren diese: an toten Offizieren 22, verwundeten 52; an toten und verwundeten Mannschaften 2771. Beinahe zwei Drittel der Offiziere und über ein Drittel der Mannschaft waren also hors de combat. Von drei Obersten, welche Regimenter kommandierten, waren zwei tot. Ein Brigadegeneral war verwundet und von den sechs Stabsoffizieren des Regiments 19, welches noch mit in den Kampf eingetreten war, wurden zwei getötet und zwei verwundet. Schilder-Schuldners Truppe bestand im ganzen aus 6500 Mann und 46 Geschützen.

die stets auf Raub bedachten Cirkassier schlichen umher, um auch hier an den Leichen ihre schreckliche Ernte zu halten.

Ich schlief fast bis 6 Uhr und ging gleich wieder nach dem Schulhauslazarett. Es waren jetzt etwa im ganzen hundert Verwundete daselbst, und da es an Betten fehlte, mußten viele auf der blanken Erde liegen und ihre Mäntel als Kopfkissen benutzen. Lebensmittel waren reichlich in der Stadt vorhanden und das Hauptdepot lieferte uns Bouillon, Thee und Milch für die Kranken. Soweit wäre alles erträglich gewesen, aber in der ersten Zeit litt ich komplett unter dem kläglichen Gewimmer und Gestöhn, welches mich von allen Seiten umgab, wenn ich meinen Rundgang machte. Oft kam dasselbe von Gestalten, die kaum noch etwas Menschliches an sich hatten. Diejenigen, welche zu sterben glaubten, beteten laut und riefen Allah an, sie im Paradiese aufzunehmen. Da und dort kämpfte ein Offizier im Delirium die Schlacht noch einmal durch, indem er in seiner blutbefleckten, kugeldurchlöcherten Uniform aufrecht sitzend, seine Leute anfeuerte ihm zu folgen, bis er atemlos und völlig erschöpft wieder zurücksank. Einige waren während der Nacht gestorben und wurden alsbald begraben.

Heute entdeckte ich auch, daß wir zwei junge russische Soldaten unter unseren Verwundeten hatten; natürlich schenkte ich ihnen dieselbe Aufmerksamkeit wie allen übrigen. Der eine war ein blonder, blutjunger Mensch, fast noch ein Knabe, sein Zustand war aber ganz hoffnungslos, denn er hatte einen Lungenschuß. Er starb auch noch am selben

Tage, ohne daß er irgend welche Angabe über sich hatte machen können. Dem anderen war das Bein unterhalb des Knies von einer Granate zerschmettert. Dieser lebte noch etwa 14 Tage.

Osman Pascha hatte Vorbereitungen treffen lassen, alle transportablen Kranken nach Sofia zu schicken, und der größte Teil von denen die ich behandelte wurde über Orkhanie dorthin geschafft. Wie zu erwarten war, starben jedoch viele während des Transports.

Ich requirierte heute mehr Betten, und als ich meine Patienten aufs neue verbunden und für alle nach besten Kräften gesorgt hatte, dachte ich mein Tagwerk beendet zu haben. Gerade aber, als ich gehen wollte um mir eine kurze Ruhe zu gönnen, kam eine Ordonnanz, welche mir meldete, daß noch eine Anzahl Verwundeter ohne jede Hilfe in einer Moschee läge. Ich ließ mich durch den Mann hin führen und kam in eine wunderschöne kleine Moschee, die in einem Wäldchen, auf einem Abhang an der Westseite der Tutscheniza, lag. Als ich sie betrat erschrak ich über den gräßlichen Anblick, der sich mir bot. Der Boden war beinahe vollständig mit Toten und Verwundeten bedeckt, die tags vorher hierher gelegt und dann augenscheinlich vergessen worden waren. Als wichtigstes erschien mir zunächst, die Lebenden von den Toten zu sondern, und das war keine leichte Aufgabe, da ungefähr 80 Menschen hier in wirrem Durcheinander lagen. Wir trugen 27 Tote hinaus und fanden hierbei, daß da und dort ein Unglücklicher, der noch schwache Spuren von Leben zeigte, die ganze Nacht, halb erstickt von seinem eigenen Blut und der grausigen

Last eines über ihm liegenden toten Kameraden zugebracht hatte. Alles schwamm förmlich in Blut und bald bot auch ich einen abschreckenden Anblick.

Ich stellte sofort einen Soldaten an, der mit einem Eimer Wasser und einem Becher herumgehen mußte, den brennenden Durst der beinahe Verschmachteten zu stillen. Währenddem begann ich mein Geschäft mit Herausziehen von Kugeln und Reinigen und Nähen der Wunden; alles so schnell ich konnte, nur unter Beistand eines einzigen Soldaten. Selbstredend konnte ich keine größeren Operationen vornehmen, denn dazu fehlte mir die Zeit. Bei vielen hing das Leben nur noch von meiner Geschwindigkeit ab. Auf Fälle, die bei einer vollständig sachgemäßen Behandlung wenigstens eine Stunde erfordert hätten, konnte ich höchstens zehn Minuten verwenden. —

Am 22. Juli waren alle transportfähigen Verwundeten nach Sofia abgeschoben; uns verblieben nur noch etwa 200 Schwerverwundete, an denen zumeist schwierige Operationen vorgenommen werden mußten. Zu diesem Zweck wurde ein besonderes Gebäude dicht an einer Moschee ausgewählt, woselbst wir unsere Operationstische im Freien unter Bäumen aufschlugen. Ein Flug weißer Tauben, der ständig das Minaret der Moschee umkreiste, sah täglich unserer Arbeit zu, und jeden Abend bei Sonnenuntergang bestieg ein alter muselmännischer Priester den Turm, die Gläubigen zum Gebet zu rufen.

Sechstes Kapitel.

Zwischen der ersten und zweiten Schlacht.

Von den in unserer Behandlung zurückgebliebenen Schwerverwundeten starben viele. Der Prozentsatz hätte geringer sein können als er war, aber einerseits durften Amputationen an Armen und Beinen, wenn sie zur Erhaltung des Lebens auch noch so geboten erschienen, doch nur mit der Einwilligung des Kranken vorgenommen werden, welche häufig versagt wurde, andererseits trug unleugbar auch die Behandlung Schuld daran. Aerzte waren wir genug, zu meinem Bedauern aber muß ich sagen, daß viele meiner Kollegen sich an schwerere Operationen nicht heranwagten, weil ihnen entweder die nötige Uebung oder die Entschlossenheit fehlte. In den wenigen Fällen, wo sie Amputationen vornahmen, gaben sie ein sehr unerquickliches Schauspiel. Infolgedessen mußten schließlich beinahe alle Operationen von mir oder Osman Effendi ausgeführt werden, einem Cirkassier der in Paris ausgebildet und ein ganz vorzüglicher Arzt und geschickter Chirurg war. Obgleich noch jung an Jahren und deshalb unerfahren, darf ich doch kühn behaupten, daß uns beiden mancher sein Leben verdankte, der es ohne uns verloren hätte. Bei komplizierten Fällen erschienen mir die meisten meiner ausländischen Kollegen mitunter völlig kopflos. Nicht selten

kam es vor, daß Osman Effendi oder ich Verwundete fanden, die unter der Behandlung dieser Herren im wahren Sinn des Wortes verfaulten, weil sie nicht operiert wurden. So oft wir solch eines Unglücklichen ansichtig wurden, nahmen wir uns seiner an und suchten ihn noch zu retten. Ich will hierbei aber nicht verschweigen, daß auch wir infolge mangelnder Erfahrung häufig ernste Fehler begingen. Offen muß ich gestehen, daß wenn ich zu jener Zeit meine jetzigen Kenntnisse besessen und über die Mittel verfügt hätte, die dem Arzt heute zu Gebote stehen, ich wohl manches Leben erhalten haben würde, welches damals in dem schattigen kleinen Hain am Ufer des Tutscheniza erlosch.

Außer den schwierigeren Amputationen hatten wir es auch mit einer großen Anzahl leichterer Verletzungen zu thun und zwar ganz besonders mit auffallend viel Hand- und Fingerwunden. Ich bewundere noch heute die stoische Ruhe, mit welcher die Leute ihre schmerzenden Hände ohne das geringste Zaudern meinem Messer überlieferten. Der Stumpf eines abgesägten Weidenbaumes, dicht am Fluß, bildete dabei gewöhnlich meinen Sitz. Unmittelbar vor mir saßen meine Patienten in einer Reihe auf der Erde. Da gab es kein Chloroform, kein sorgfältiges Verbinden durch einen weißgeschürzten Gehilfen, nichts von all den Hilfsmitteln eines wohlausgestatteten Operationszimmers. Mein Apparat bestand einzig und allein in einem scharfen Messer und einem Becken mit Karbolwasser; mein Teppich war der grüne Rasen und Decke über mir der tiefblaue Sommerhimmel. Statt des Auditoriums von Studenten saßen Scharen der im ganzen Türkenreich heilig gehaltenen schnee-

weißen Tauben auf den Minarets und schauten neugierig auf das sonderbare Treiben da unten. Der Reihe nach trat einer der Patienten nach dem andern an meinen Sitz, ließ sich vor demselben nieder und hielt mir den, meist vom Eiter schon stark zerfressenen, in Verwesung übergegangenen Finger hin. Ohne zu zucken sah er zu, wie ich das faule Fleisch wegschnitt, die Stelle ausputzte und den blutenden Stummel wusch und verband. Ich operierte mitunter an einem Morgen über ein Dutzend solcher Finger und bei den späteren Kämpfen in den Schanzen und Redouten die doppelte Zahl.

Diese sich häufenden sonderbaren Fingerwunden entzogen allmählich dem Dienst eine ganze Menge Leute. Zwar lag es im allgemeinen durchaus nicht in der Art des türkischen Soldaten, sich selbst zu beschädigen um vom Waffendienst los zu kommen, aber es gab doch ein Regiment Araber, in welchem die Fingerkrankheit im Laufe der weiteren Gefechte und Schlachten in auffallender Weise zunahm. Es war dies ein Regiment, welches schon während des Kampfes am 20. Juli nur dadurch wieder in Ordnung hatte gebracht werden können, daß Osman Pascha ihm androhen ließ, es von hinten durch die eigenen Truppen zusammenschießen zu lassen, falls es nicht standhielte. Wenn sich nun auch von da ab das Regiment feuerfest gezeigt hatte, so war doch das Vertrauen auf seinen guten Geist erschüttert und man begann zu argwöhnen, daß sich einzelne Leute gerade den Abzugsfinger absichtlich schwer verletzten, um dienstuntauglich zu werden. Als Osman Pascha hiervon Meldung erhielt, befahl er, daß jeder Mann, der einer

Selbstverstümmelung überführt würde, augenblicklich erschossen werden sollte, und dieser Befehl forderte auch bald seine Opfer.

Eines Morgens, als ich meine Runde im Lazarett beendet hatte, ließ mich Tewfik Bey rufen. Vor seinem Zelt fand ich drei Mann von dem arabischen Regiment unter Bewachung. Ihre Waffen waren ihnen abgenommen und jedem fehlte der obere Teil des rechten Zeigefingers. Tewfik Bey forderte mich auf zu entscheiden, ob hier Selbstverstümmelung vorliege. Als ich hierbei gleichzeitig erfuhr, daß die Leute erschossen werden würden, falls meine Antwort bejahend ausfiele, weigerte ich mich die Verantwortung allein zu übernehmen und bat, eine ärztliche Kommission zu berufen. Tewfik Bey willigte ein und nahm mich so lange in seinem Zelt auf, bis Weinberger und Kustler erschienen, und mit mir die drei Verwundeten untersuchten. Darauf berieten wir. Nach unserem einstimmigen Urteil konnte über die Sache kein Zweifel obwalten; es lag hier ganz entschieden eine Selbstverstümmelung vor. Die Innenseite der Fingerstummel war ganz geschwärzt von Pulverrückständen des Laufs. Es war klar, die Leute hatten das Fingerglied auf die Mündung des Gewehres gelegt und dieses wahrscheinlich mittelst einer am Abzug befestigten Schnur abgedrückt.

In diesem Sinn faßten wir unser schriftliches Gutachten an einem kleinen unter einem Baume stehenden Tische ab, während Tewfik Bey, Zigaretten rauchend, vor seinem Zelte saß. Als ich ihm unsern Bericht übergeben und er denselben durchgelesen hatte, befahl er drei Kommandos,

jedes zu zwölf Mann, von denen je sechs Gewehre scharf und die andern sechs mit Platzpatronen geladen sein sollten. Nach Eintreffen der Kommandos wurden die drei Verurteilten nach einer bestimmten Stelle geführt. Hier verband ihnen ein Sergeant die Augen und ließ sie, mit einigen Metern Abstand von einander, in einer Reihe niederknieen. Einige Augenblicke wurden ihnen zum Gebet bewilligt, dann gab ein Offizier mit dem Säbel ein kurzes Zeichen, drei Salven krachten gleichzeitig, und die Gerichteten sanken, von Kugeln durchbohrt, tot nieder. Das Mittel war scharf, aber wirksam. Von nun an hörten die Selbstverstümmelungen auf.

Osman Pascha hielt sehr strenge Disziplin, und dank derselben herrschte in Plewna während dieser Kriegsperiode eine bewundernswerte Ordnung. Anfänglich wollten die Geschäftsleute ihre Läden schließen, doch die Zusicherung, daß jeder Versuch einer Plünderung seitens der Soldaten auf das allerstrengste bestraft werden würde, bewirkte, daß die Verkaufsräume offen blieben. Auch eine Art Feldpolizei wurde zum Schutz der Einwohner organisiert, und den Truppen angekündigt, daß nach den Kriegsgesetzen jeder sein Leben verwirke, der sich eines groben Exzesses schuldig mache. Infolge dieser scharfen Maßregeln gewann die bulgarische Bevölkerung Vertrauen, und führte ihre Geschäfte ununterbrochen und unbehindert weiter.

Nach dem am 20. Juli stattgehabten Gefecht wurde die Beute, welche die räuberischen Cirkassier an den gefallenen Russen auf dem Schlachtfelde gemacht hatten, in jedem Bazar zum Verkauf ausgeboten. Schon für wenige

Piaſter konnte man gute ruſſiſche Mäntel kaufen; Stiefel, Mützen und Waffen fanden aber beſonders reißenden Abgang. Auch zahlreiche ruſſiſche Dekorationen in Bronze, Silber und Gold bildeten einen Handelsartikel.

Es war nicht unintereſſant, wenngleich auch im höchſten Maße anwidernd, in den engen übelriechenden Nebengaſſen umherzuſchlendern und das Feilſchen und Schachern zu beobachten, welches mit den geringen perſönlichen Beſitztümern jener Tapferen getrieben wurde, die jetzt da oben auf der blutgetränkten Höhe des Janik Bair verſcharrt lagen. Viele Ruſſen hatten Photographien, wahrſcheinlich die ihrer Frauen, Bräute oder Kinder in kleinen Lederfutteralen bei ſich gehabt; ſogar dieſe kleinen Schätze der Gefallenen hatten die Leichenſchänder nicht verſchmäht, und trieben damit unter rohen Scherzen und Gelächter einen Tauſchhandel.

In einigen der den Toten abgenommenen Gegenſtänden konnte man den rührend kindlichen Glauben, der ein ſo hervorſtechender Charakterzug des Ruſſen iſt, erkennen. So ſah ich einen Cirkaſſier ein kleines Bild der Jungfrau Maria mit dem Jeſuskinde feilbieten. Er hatte dasſelbe, wie er ſagte, auf der Bruſt eines blonden, noch ſehr jungen Ruſſen gefunden, der im Handgemenge durch einen Bajonettſtich getötet worden war. Das Bild, auf Holz gemalt, beſaß augenſcheinlich ein großes Alter und mochte wohl ein Familienerbſtück geweſen ſein, welches die Mutter dem Sohne als Amulett mitgegeben hatte, als er in den Krieg zog. Doch der einfältig kindliche Glauben der Mutter an die Schutzkraft des Bildes war im Momente der Gefahr unwirkſam

geblieben, der Stahl des Türken hatte die heilige Gestalt der Mutter Gottes durchbohrt ehe er das Herz des jungen Soldaten erreichte.

Ein anderes Schutzmittel, an dem auch ein gewisser Glaube hing, waren mit Leder überzogene Stahlplatten, welche ein großer Teil der Russen über der Herzgegend trug. Bei der damaligen Durchschlagskraft gewisser Gewehrsysteme konnten sie ja Widerstand bieten, immerhin aber blieben sie doch nur von sehr bedingtem Wert.

Das beste Geschäft machten die Juden. Sie kauften von den Cirkassiern und Baschi-Bozuks den russischen Rubel für nur wenige Piaster. Niemand trug Bedenken irgend ein ihm zusagendes Beutestück zu erwerben. So erstand auch ich eines Tages einen russischen Siegelring. Derselbe liegt in diesem Augenblick vor mir auf dem Tisch, und führt mir manche Erinnerung vor die Seele. Es ist ein starker goldener Ring mit einem großen roten Stein, ähnlich dem Karneol, in welchen die Gestalt des Aeskulap geschnitten ist, leicht erkennbar an seinen Attributen, dem Stab mit der Schlange und dem Hahn. Merkwürdig, daß gerade dieses Bild des sagenhaften Begründers der Heilkunde in die Hände eines seiner Jünger fiel.

Natürlich verbot Osman Pascha das Ausrauben der Gefallenen, doch war es unmöglich den Schlichen und Listen der Cirkassier beizukommen. Trotz der Aussicht auf augenblicklichen Tod blieben sie die Hyänen des Schlachtfeldes. In einer Nacht wurden fünf auf frischer That ergriffen und bei Tagesanbruch, als warnendes Beispiel, sofort ge-

hängt; aber auch das schreckte nicht ab. Osman Pascha war viel zu sehr durch die notwendigen Befestigungsarbeiten und andere wichtige Dinge in Anspruch genommen, um diesen wunden Punkt stets mit ganzer Schärfe im Auge behalten zu können. Das Ausplündern der Gefallenen wurde niemals ausgerottet.

Zwischen dem 20. und 30. Juli gab es für jeden, welchen Rang er auch einnahm, viel zu thun. Man konnte nicht wissen, wie bald ein neuer Angriff erfolgen würde. Von den Russen war zwar nichts mehr zu sehen, doch standen sie nach den Meldungen unserer Kundschafter und Patrouillen ungefähr in der Entfernung von acht Kilometern. Schon mit Tagesgrauen, nach dem blutigen Kampf am 20., begann der Bau von Befestigungen. Wie die Ameisen arbeiteten unsere Mannschaften an Batterien, Schützengräben, Schanzen, Redouten und Laufgräben. Ein ganzer Kordon solcher Werke wurde auf den die Stadt umgebenden Höhen gezogen. Nebenbei mußte auch die Beerdigung der Gefallenen fortgesetzt werden. Diese Arbeit erforderte um so mehr Zeit, als die Russen ihre sämtlichen Toten zurückgelassen, außer den unsern wir mithin auch diese zu begraben hatten.

Mich interessierte das rege geschäftige Treiben natürlich sehr, und jeden Tag, sobald ich meinen ärztlichen Dienst hinter mir hatte, sprach ich gewöhnlich bei Dr. Robert vor, um mir einen seiner kleinen schwarzen Hengste zu einem Ritt auf die Höhen zu leihen. In dem herrlichen Sommerwetter, behaglich meine Zigarette schmauchend, streifte ich dann gewöhnlich umher, hielt bald da bald dort und sah den

Leuten bei ihrer Arbeit zu. Dabei betrachtete ich mir auch die Beerdigung der Toten. Die Leichen wurden in Haufen zusammengetragen und oft zu zwanzig oder dreißig in eine Grube gelegt. Nur diejenigen, welche ganz vereinzelt und weit getrennt von den andern herumlagen, erhielten ihre eigene Ruhestätte. Niemals wurden Russen und Türken zusammengebettet. Es fand stets eine strenge Sonderung statt. Der Moslem will selbst im Grabe nicht neben dem Giaur schlafen.

Als ich am vierten oder fünften Tage nach dem Gefecht über das Schlachtfeld wanderte und an einen Abhang kam, wo die Russen ihre größten Verluste erlitten hatten, bemerkte ich, daß viele Leichen nur ganz oberflächlich verscharrt waren. Ich fand einige, die in der That kaum mehr als ein paar Hände voll Erde deckten. Aus einer kleinen Vertiefung sah ich ein Büschel blonder Haare hervorragen. Als ich dasselbe mit meiner Degenspitze berührte und dabei die Erde ein wenig wegkratzte, kam sogleich der Kopf des Toten zum Vorschein. An anderen Stellen starrte ein Fuß oder eine Hand aus der Erde. Ich kam auch an einen etwas abgelegenen Ort, wo die Gefallenen überhaupt noch gar nicht beerdigt, augenscheinlich also ganz übersehen worden waren. Von oben dörrte sie die heiße Julisonne, von unten aber arbeitete die Feuchtigkeit des Bodens schon zersetzend an den toten Körpern.

Wie es beim Tod infolge einer Schußwunde häufig der Fall ist, hatten viele Gesichter ein friedliches, ruhiges Aussehen, dagegen zeigten andere, bei denen mit dem Schlag der Kugel die Todesstarre plötzlich eingetreten war, noch die

ganze Wildheit, die das Hirn im heißen Kampf durchtobt hatte. Der Teil des Körpers, welcher unter der unmittelbaren Wirkung der sengenden Sonnenstrahlen lag, verriet noch keine Spur von Fäulnis, war vielmehr mumienartig vertrocknet und besonders die Gesichter hatten etwas Pergamentähnliches erhalten, der untere Teil aber, welcher auf der feuchten Erde ruhte, befand sich schon im ersten Stadium der Verwesung. Jeder, der jemals einen auf bemooster Erde liegenden großen Stein umgewendet hat, wird das grauenhafte Gewürm bemerkt haben, welches auf der unteren Seite wimmelt. Er wird sich daher ohne weitere Beschreibung den Anblick vorstellen können, der mir entgegentrat, wenn ich hin und wieder eine der Leichen umkehrte, um mich von ihrem Zustand zu überzeugen.

Bald nach dem 20. Juli trafen beständig frische Truppen von Sofia hier ein. Dies zeigte klar, daß Osman Pascha nicht willens war, sich auf die reine Defensive zu beschränken, und die nächsten Tage lieferten den Beweis dafür.

Ehe wir Plewna erreichten war Lowtscha von den Russen unter General Sobatoff besetzt worden. Diese Stadt hatte durch ihre Lage eine besondere strategische Wichtigkeit für Plewna. Osman Pascha mußte sie in seinen Besitz bringen, einerseits zur Sicherung der Verbindungen mit Sofia, andererseits behufs Deckung seiner Offensivbewegungen aus der Front heraus.

Lowtscha liegt im Flußthal der Osma, ungefähr 38 Kilometer von Plewna und 19 Kilometer von dem Trojanfluß. Der Fluß teilt die Stadt gewissermaßen in zwei Teile, von denen der eine durch die muselmännische Bevölkerung,

der andere von den Bulgaren bewohnt wurde. Die Moslemminen bildeten in der Zahl 12 000 die große Mehrheit. Lowtscha war damals eine der reichsten Städte Bulgariens; sie konnte sich rühmen zwanzig Moscheen, drei orthodoxe Kirchen, zehn moslemitische und mehrere christliche Schulen zu besitzen; sie war der Vereinigungspunkt verschiedener Heerstraßen und daher für die Türken wie für die Russen von gleicher Wichtigkeit. Ihre Besatzung unter Sobatoff bestand aus einem Detachement Infanterie, einer Sotnie Gardekosaken, zwei Sotnien Donkosaken und zwei Geschützen.

Bald nach dem Zurückwerfen des Gegners am 20. Juli traf Osman Pascha alle Vorbereitungen zu einem Handstreich auf Lowtscha. Nach einer von ihm persönlich vorgenommenen Rekognoszierung der feindlichen Stellung, entsandte er Rifaat Pascha und Tewfik Bey mit sechs Bataillonen Infanterie, einer Batterie und einer von Sofia angelangten Abteilung tscherkessischer leichter Reiterei. Dieses Detachement rückte am 25. Juli abends 6 Uhr von Plewna ab, traf am 26. mit Tagesanbruch vor Lowtscha ein und schritt sofort zum Angriff. Da demselben nur ein geringer Widerstand von drei bis vier Sotnien Kosaken und einer Anzahl Bulgaren geleistet wurde, welche von den Russen bewaffnet worden waren, nahm Rifaat Pascha beinahe ohne Schwertstreich den Platz in Besitz.

Ebenfalls am 25. Juli ging noch ein anderes Truppenkommando nach dem Wid ab. Dort hatten sich die Russen in dem etwa zehn Kilometer von Plewna entfernten, auf dem linken Ufer des Flusses gelegenen Dorf Trestenik festgesetzt. Mehrere Bataillone Infanterie, eine Abteilung

Tscherkessen und einige Geschütze, unter Befehl von Hassan Labri Pascha und Mehemet Razif Bey, bewirkten auch hier den baldigen Abzug des Feindes.

Die russischen Waffen hatten somit in einer Woche mehrere Schlappen erlitten, die ihr Prestige entschieden schädigten. Man mußte erwarten, daß die feindlichen Befehlshaber sehr darauf bedacht sein würden, dasselbe möglichst bald wieder herzustellen, indessen blieben wir vor der Hand, mit Ausnahme ganz unbedeutender Plänkeleien und zeitweiliger Kanonaden auf weite Entfernung, gänzlich unbehelligt, und Osman Pascha nutzte diese Zeit für die Befestigungsarbeiten und Heranziehung von Verstärkungen gründlich aus.

In der Stadt merkte man nicht viel von dem was draußen vorging, ich versah ruhig meinen Lazarettdienst, und wenn ich nicht ab und zu den dumpfen Geschützdonner aus weiter Ferne gehört hätte, würde ich nicht gewußt haben, daß wir im Kriege lebten.

Obgleich in der Eile organisiert, und nur mit den notwendigsten Erfordernissen eines städtischen Krankenhauses ausgestattet, genügten im Anfange doch unsere Lazarette den Ansprüchen, die man bei den obwaltenden Verhältnissen an sie stellen konnte. Erst nach vollendeter Einschließung von Plewna und den damit versiegenden Hilfsquellen traten Mängel ein. Hassib Bey, unser Chefarzt, besaß ganz entschieden ein bedeutendes organisatorisches und administratives Talent. In die eigentliche ärztliche Arbeit mischte er sich niemals ein, aber er war stets bereit Vorschläge von uns

zu hören und für alles zu ſorgen was wir wünſchten, ſoweit dies in den Grenzen der Möglichkeit lag.

Während des erſten Zeitraumes meines Aufenthaltes in Plewna hatte ich mein Quartier in einem kleinen Hauſe, welches beinahe zwei Kilometer von dem Hauptlazarett ablag, ſo weit, daß ich ſpäter ein bequemer gelegenes Logis aufſuchte und meine Wohnung dem franzöſiſchen Journaliſten Olivier Pain überließ. Mein Hauswirt — eigentlich nur dem Namen nach, denn ich zahlte ihm natürlich nie auch nur einen Pfennig Miete — war ein Bulgare, und ſeine Tochter eines der wenigen hübſchen Mädchen, die ich in Bulgarien geſehen habe. Die Unterhaltung mit ihr blieb indeſſen der ſprachlichen Schwierigkeiten wegen die ganze Zeit über eine ſehr beſchränkte. Ich wußte vom Bulgariſchen wenig mehr als nichts, und das einzige Wort engliſch, über welches ſie verfügte, hieß: ‚London.‘ Wo immer ich das Mädchen traf, zeigte es mit einem bezaubernden Lächeln ihre ſchönen Zähne und ſtieß unter dem ſchelmiſchen Blick ihrer funkelnden ſchwarzen Augen, ſtets ganz unangebracht, aber mit kokettem Stolz ihr einziges Wort: ‚London‘ hervor. Ob ſie eigentlich wußte was London bedeutete, kann ich nicht ſagen, doch immerhin war ihr ſehr beſcheidenes Vokabularium in ſeiner Art weit vielſagender, als manche ſehr wortreiche Redensart. Sagte ſie z. B. mit der Miene freundlichen Willkommens ‚London‘, wenn ich müde von des Tages Arbeit nach Hauſe kam, ſo wußte ich, daß ſie damit meinte: „Guten Abend Doktor, ich hoffe Sie haben heute keinen zu anſtrengenden Tag gehabt und ſehen Sie, hier ſteht ſchon Ihr Kaffee und Pilaw bereit.“ Sprach ſie

aber das Wort mit einer Rückwärtswendung des Kopfes und einem reizend koketten Blick, während sie das Zimmer verließ, so war es sonnenklar, daß sie ausdrücken wollte: „Gute Nacht jetzt, angenehme Träume, möge keine russische Granate Sie morgen zu finden wissen.“ Mehr konnte ich von ihr nicht verlangen. Meine Mahlzeiten, so einfach sie waren und so wenig Kochkunst dieselben erforderten, überließ sie der Sorge meines cirkassischen Dieners, der sich übrigens als ein sehr gewandter Kerl erwies.

Hassib Bey hatte die vortreffliche Anordnung getroffen, sämtliche Aerzte des Korps jeden Morgen 9 Uhr am Hauptlazarett zusammen kommen zu lassen, und nachdem ich Kaffee, Pilaw und — wenn ich sie erlangen konnte — auch Eier gefrühstückt hatte, ritt ich täglich zu dieser Versammlung. Hassib Bey und Reïf Bey, sein Stellvertreter, erschienen ebenfalls zu diesen Zusammenkünften, bei denen wir, unter dem Qualm unserer Zigaretten, etwa eine halbe Stunde lang die interessantesten Fälle unserer Krankenstationen besprachen. Hatten wir irgend welche Klagen betreffs der gelieferten Krankenkost, oder sonst Wünsche in Bezug auf Arzneien oder andere Dinge, so war hier der Ort, wo alles seine schnellste Erledigung fand. Dieser tägliche Appell war wirklich eine ganz außerordentlich praktische Einrichtung.

Nachdem die erste Ueberstürzung in der Arbeit vorüber war, erhielt ich mein eigenes Lazarett. Es war dies ein zweistöckiges Haus, dessen unteres Geschoß leer stand, dessen obere drei Zimmer aber mit 25 Patienten belegt waren. Bei der vorhandenen hinreichenden Ausstattung konnte ich es meinen Kranken ziemlich behaglich machen. Zur Be-

dienung derſelben fand ich zwei türkiſche Soldaten vor, die ſich als ganz gelehrige Schüler zeigten. Ich unterwies ſie im Verbinden und in ihren Pflichten als Krankenwärter und gewann in ihnen allmählich eine recht brauchbare Hilfe. Von jedem Todesfall wurde ſtets ein Moslemprieſter benachrichtigt. Derſelbe übernahm alle Vorbereitungen des Toten für die Beerdigung und ſorgte für Fortſchaffung desſelben nach dem Begräbnisplatz. Den Rekonvaleszenten wurde gute, kräftige Koſt verabreicht; ſie bekamen Fleiſchbrühe, Suppen, Pilaw, Eier und Brod zur Genüge. Bei der ſtarken Konſtitution der Türken und ihrer ungewöhnlichen Widerſtandskraft, hatten wir einen guten Prozentſatz Geneſender zu verzeichnen.

Siebentes Kapitel.

Schlacht bei Plewna am 30. Juli.

Wenn ich auch jetzt für den täglichen Gebrauch genug türkisch sprechen konnte, so machte es mir doch Schwierigkeit, meine Patienten zu verstehen, wenn sie mir ihre Privatangelegenheiten anvertrauten, oder sich in langen Erzählungen ihrer Erlebnisse auf dem Schlachtfelde ergingen. Manchmal indessen gelang es mir doch den Sinn der Worte soweit zu erfassen, daß ich eine Vorstellung von der erschreckenden Wildheit erhielt, mit welcher der Kampf geführt wurde.

Als Beispiel will ich hier eine Geschichte einschieben, die mir einer meiner Kranken — der Oberst eines kurdischen Regiments — erzählte. Derselbe hatte einen Schuß durch beide Schenkel. Die Kugel war auf der Außenseite des linken Dickbeines eingedrungen und zum rechten Dickbein wieder herausgefahren. Die Wunde blutete stark aus vier Löchern, wurde entzündlich und erzeugte eine hohe Temperatur. Den Namen des Mannes verschweige ich, da er wahrscheinlich noch lebt, und jetzt vielleicht nicht gern mehr von seiner That sprechen würde.

Er erzählte mir, daß er die Kugel im heißesten Kampf bekommen, und bald darauf das Bewußtsein verloren hätte. Wieder zu sich gekommen, war er dann der Linie der Seinen

zugekrochen, und dabei auf einen schwer verwundeten russischen Offizier gestoßen. — Weiter will ich ihn nun selbst sprechen lassen; — mit schwacher Stimme erzählte er: „Ich sah da plötzlich einen Feind in meine Hand gegeben und beschloß sofort ihm den Garaus zu machen. Der Mann schien das zu ahnen, denn er deutete auf seine Wunde und hielt mir wie abwehrend und um Schonung bittend, seine Hände entgegen, ich aber kroch dicht an ihn heran, erhob mich soviel ich konnte, zeigte auf meine eigene Wunde und schoß ihn mit dem Revolver durch den Kopf. Mein kurdischer Diener, welcher mich gesucht hatte, erschien gerade in diesem Moment dicht hinter mir, riß schnell sein langes kurdisches Messer aus dem Gürtel und schnitt dem Russen der noch Lebenszeichen von sich gab, den Kopf ab. Die Luft gab einen gurgelnden rauschenden Ton als das Messer durch die Luftröhre glitt. Ich werde das Gesicht des Russen nie vergessen, er war ein schöner Mann mit blondem Bart. — Sie sind entsetzt? Nun, es ist eben Krieg. Ich weiß, ich war in dem Augenblick kein Mensch, ich war ein wildes Tier, aber ich mußte ihn töten, denn er befand sich als Feind in meiner Gewalt. Wäre ich an seiner Stelle gewesen, hätte er es mit mir nicht anders gemacht. Es war eben Verhängnis." —

Gleich mir, hatte jeder Arzt des Sanitätskorps seine bestimmten Kranken, oder sein eigenes Lazarett zugewiesen erhalten. Unser Dienst nahm uns in der Regel nur am Vormittag in Anspruch, doch hatte jeder von uns einmal in der Woche die Wache im Hauptlazarett, und dann mußten wir in diesem auch die Nacht zubringen. —

Mit den Kommandeuren vieler Regimenter ſtand ich auf freundſchaftlichem Fuß, ganz beſonders mit Tewfik Bey, der mir nicht allein alle Neuigkeiten mitteilte, ſondern mich auch in vielfacher Beziehung belehrte, bis er nach Lowtſcha geſchickt wurde, um dort, wie er es hier gethan hatte, den Plan für die Befeſtigungen zu entwerfen und die Anlage zu überwachen. Mir gewährte es nach wie vor viel Vergnügen, dem Anwachſen der verſchiedenen Erdwerke, von welchen immer eins das andere unterſtützte, zuzuſehen. Mit wahrem Bienenfleiß wurde ununterbrochen nach den von Tewfik gegebenen Anweiſungen gearbeitet. —

Obwohl nicht ſehr wähleriſch, wurde ich doch des ewigen Pilaw und der Eier recht überdrüſſig, und Weinberger und ich freuten uns immer ſehr, wenn wir eine Einladung zum Mittageſſen von Doktor Robert erhielten, welcher ſeine Gaſtfreiheit fortgeſetzt in wirklich höchſt liberaler Weiſe ausübte. Bei dieſen Gelegenheiten delektierten wir uns ſtets an der öſterreichiſchen Küche der Wienerin und dem vortrefflichen Wein unſeres Gaſtgebers. Solch Mittageſſen war in der That jedesmal ein Feſt für uns. Ich ſehe dieſen Wohlthäter noch deutlich vor mir, wie er damals in ſeinem ſchmutzigen, gelben bulgariſchen Friesanzug den liebenswürdigſten und luſtigſten Wirt machte, mit ſeinen langen ſehnigen Fingern auf den Taſten des Pianinos herumhämmerte, und dazu aus voller Kehle Lied auf Lied bald in dieſer, bald in jener Sprache, bis in den frühen Morgen hinein brüllte. — Nun, Friede ſeiner Aſche. Seine Diners ſchmeckten prächtig. Schade um ihn! Geendet hat er auf irgend eine Weiſe, aber wie, das habe ich nie mit

Gewißheit erfahren können. Gerüchtweise hörte ich einmal, er wäre kurz vor dem Fall von Plewna als russischer Spion erschossen worden. In dem Verdachte bulgarischer Sympathien stand er immer, und deshalb wurde er auch wohl nicht als Arzt bei den Verwundeten zugelassen. Zur Zeit als die Einschließung von Plewna sich mehr und mehr vollzog, und die russischen Granaten in Massen in die Stadt flogen, baute er sich in seinem Garten einen bombensicheren Raum, in welchem er sich verkroch, sobald ihm das Feuer zu heiß wurde. Eines Tages blickte ich durch das Gitter des Gartens und sah, wie die Haushälterin ihm gerade sein Mittagsmahl brachte, welches herrlich dampfte und sehr appetitlich aussah. Als Robert, der auf und ab spazierte, sich eben dazu hinsetzte, explodierte eine Granate auf dem Dach des Hauses. Da ließ er das schöne Essen im Stich und fuhr wie der Fuchs, dem die Hunde auf den Fersen sind, in seinen Bau. Ich hielt es für schade das gute Mahl kalt werden zu lassen, zögerte also nicht, kletterte über das Gitter, verzehrte schnell das saftige Schnitzel und machte mich dann wieder davon. —

In jenen Tagen verhältnismäßiger Ruhe, welche der zweiten Schlacht vorangingen, gelangte nur vereinzelte Kunde von der Außenwelt zu uns. Der Telegraph war allen Privatdepeschen verschlossen und die Nachrichten, die in die Stadt sickerten, waren infolgedessen sehr unbestimmt. Die Truppen, welche von Sofia eintrafen, wußten ja wohl dies und das über den Stand der Dinge auf anderen Teilen des Kriegsschauplatzes zu berichten, wie z. B., daß es bei der Lomarmee gut stände, Suleiman Pascha dagegen schwere Ver-

luſte am Schipkapaß erlitten hätte ꝛc., wie wenig vertrauenswürdiger Natur aber alle dieſe Nachrichten waren, mag man aus der Thatſache ermeſſen, daß mehrere Tage das Gerücht umging, England hätte Rußland den Krieg erklärt, und ſtände ſchon mit 200 000 Mann in Sofia. —

Um eine Vorſtellung von der Bedeutung der zweiten Schlacht von Plewna zu gewinnen, muß man die Lage von dem Geſichtspunkt der ruſſiſchen Befehlshaber aus betrachten. Dieſelben konnten ſich nicht verhehlen, daß, wenn ſie ihre ſchwere Niederlage vom 20. Juli nicht durch einen großen Sieg wett machten, ſie möglicherweiſe gezwungen werden konnten, die Offenſive mit der Defenſive zu vertauſchen. Alle ihre Operationen blieben lahm gelegt, ſolange Plewna nicht genommen und die Armee Osman Paſchas vernichtet war. In dieſer lag zur Zeit die größte Gefahr. Von Oſten oder Süden her hatten ſie vor der Hand nichts zu befürchten. Zudem kam, daß Plewna weit zugänglicher wie Rasgrad oder Eski-Sagra war, und auch eine Konzentration großer Truppenmaſſen viel leichter zuließ. Ein Angriff auf die durch Feſtungen geſtützte Oſtarmee erforderte jedenfalls ein langwieriges, zeitraubendes Belagerungsverfahren. War Osman Paſcha erſt glücklich beſeitigt, dann konnte General Gurko im Balkan die nötigen Verſtärkungen erhalten, um gegen die Armee Suleiman Paſchas Luft zu ſchaffen. Dies beſtimmte wohl das über 90 Kilometer entfernte, in Tirnowa befindliche große Hauptquartier zu dem Entſchluß, ehe man zu weiteren Operationen ſchreite, unter allen Umſtänden erſt Plewna zu nehmen.

Mit dem erneuten Angriff wurde General Krüdener und Fürſt Schachowskoi betraut. —

Am 27. und 28. Juli liefen Meldungen ein, daß große ruſſiſche Truppenmaſſen von Nikopolis und Poradim her im Anmarſch wären. Es war alſo klar — der lange erwartete Angriff ſtand nun unmittelbar bevor. Der 29. verlief noch ruhig, am Morgen des 30. aber verkündete der Donner der Geſchütze den Beginn der Schlacht.

Der frühe Morgen war feucht und dunſtig, als ſich aber der Nebel verzog, kam die Sonne heraus und brannte heiß. Ich hatte keine beſonderen Befehle vom Chefarzt erhalten und beſchloß daher, mir ſoviel als möglich vom Kampfe anzuſehen. Nachdem ich meinen Dienſt beendet hatte, ſetzte ich mich ſofort aufs Pferd und galoppierte munter hinaus, mein Etui mit den Inſtrumenten und mein Verbandzeug in den Satteltaſchen. An Waffen führte ich meinen Säbel und den Revolver bei mir. Ein Verbandplatz war nicht eingerichtet, ich mußte alſo ſehen, wie ich mich den Verwundeten nützlich machen konnte. Ich ſchlug die Richtung nach Südoſt ein, wo mir das Geſchützfeuer am heftigſten erſchien. Etwa einen Kilometer von der Stadt kam ich an den Abhang einer Höhe, unter deren Kuppe ich ein türkiſches Infanterieregiment in Deckung liegen ſah. Dieſer Anblick feſſelte mich aber augenblicklich weniger, als ein langer Zug türkiſcher Frauen, der den Abhang teils auf-, teils niederſtieg. Sie hatten ſämtlich Waſſerkrüge, füllten dieſelben in dem kleinen Bach am Fuß der Höhe, und trugen ſie den obenliegenden Truppen zu. Da es ungefähr 10 Uhr war, dauerte der Kampf ſchon fünf bis ſechs

Stunden; die Leute litten deshalb bei der Hitze brennenden Durst. Während die Frauen zur Stillung desselben mit ihren Krügen kamen und gingen, rollte der Donner der Kanonen ununterbrochen und eine Granate nach der andern flog über uns fort, platzte mitunter über unsern Köpfen, schlug jedoch größtenteils hinter uns in den Boden. Die Frauen gehörten alle der ärmeren Klasse an. Sie waren in weiße Gewänder gehüllt, und die Yaschmaks ließen von den Gesichtern nichts als die Augen sehen. So verrichteten sie ihren Samariterdienst ruhig, ohne auch nur das geringste Zeichen von Furcht. Als ich noch eine kurze Strecke von dem Regiment entfernt war, schlug eine Granate wenige Meter von mir ein, und ein Sprungstück traf eine Frau in den Arm. Sie schrie auf, als sie das Blut fließen sah, und ich machte sie zu meiner ersten Patientin in der Schlacht.

Sobald die anderen Frauen den Vorfall gewahr wurden, erhoben sie ein großes Geschrei und schnatterten wie die Elstern. Sie legten die Verwundete unter einen Baum und wollten mit aller Gewalt nicht dulden, daß ich ihr Hilfe leistete, denn ein Giaur darf unter keinen Umständen eine Türkin berühren. Als es ihnen aber nicht gelang die Blutung zu stillen, wurden sie schließlich doch ängstlich, ließen von ihrem Widerstand ab und mich gewähren. Ich schnitt nun den Aermel des Kleides mit einer Schere auf und begann mein Geschäft. Dasselbe dauerte nicht lange, da die Verletzung nur in einer unbedeutenden Fleischwunde bestand. Inzwischen mußte Osman Pascha wohl von der Anwesenheit der Weiber gehört haben, denn bald galoppierte ein

Adjutant heran und schickte die ganze Gesellschaft in die Stadt zurück.

Auf der Höhe angelangt, sah ich das weiter gelegene Gelände mit einer Menge kleiner, abgesonderter Hügel vor mir und fast auf jedem derselben Geschütze. Russische Infanterie vermochte ich nicht zu entdecken, auch war es mir unmöglich zu unterscheiden, welches feindliche und welches eigene Artillerie war. Die Erde zitterte unter dem fortwährenden Donner und überall sah ich Rauch- und Staubwolken, ab und zu nur unterbrochen von Geschützen, die in vollem Galopp dahinjagten, um irgendwo aufzufahren. Zwischen Griwiza und Radischewo glaubte ich Leute von uns in Schützengräben zu erkennen. Ich leistete nunmehr einigen durch Schrapnells oder Granaten Verwundeten Beistand und ritt demnächst direkt weiter nach Osten auf Griwiza zu, wo sich der Hauptkampf abzuspielen schien.

Unterwegs begegnete ich Osman Pascha mit seinem Stabe. Als ich grüßte und den Pascha dabei ansah, fiel mir sein erschöpftes und sorgenvolles Aussehen auf. Er ritt einen kleinen rotbraunen Hengst. Dieses Tier benutzte er immer an besonders schweren Tagen, wo er seine beiden anderen wertvollen Reitpferde nicht in Gefahr bringen wollte. Der kleine Hengst war daher, sobald er auf dem Schlachtfeld erschien, ein vortrefflicher Barometer für die Aussichten des Tages. Gerade als ich bei Osman Pascha vorüberritt, hörte ich zum erstenmal im Gefecht das Pfeifen der Gewehrkugeln. Bald darauf sah ich aus Radischewo feindliche Artillerie herauskommen, hinter welcher sich zu beiden Seiten des Dorfes russische Infanterie entwickelte.

Ich hielt mich bei diesem Anblick aber nicht lange auf, sondern folgte Osman Pascha, der den am Griwizabach laufenden Weg von Bulgareni entlang ritt.

Unterwegs begegneten mir mehrere Verwundete, die sich langsam vom Kampfplatz nach Plewna zu schleppen suchten. Ich leistete ihnen soviel Hilfe als ich konnte und verschaffte ihnen wenigstens einige Linderung für ihren weiteren Weg. Hiernach suchte ich mir einen Punkt, von welchem aus ich einen freien Umblick hatte und gewann allmählich ein ziemlich klares Bild der gegenseitigen Stellungen. Dasselbe zeigte mir die Türken auf einem Bogen, der südlich von Plewna beginnend sich nach Nordosten zog; russische Truppen sah ich in zwei getrennten Angriffsfronten, die augenscheinlich aber miteinander Verbindung suchten, gegen die Aufstellung der Türken vorgehen, wobei Griwiza ein Hauptangelpunkt zu sein schien. Ich konnte erkennen wie dicke russische Linien gegen die von unseren Leuten besetzten Schützengräben anliefen, in denen sie bis Brusthöhe gedeckt waren. Besonders deutlich vermochte ich den Kampf bei Griwiza zu beobachten, wo der Feind in breiter Front mit dicken Kolonnen gegen die dort befindlichen Erdwerke anstürmte. Es war ein Höllenlärm. Unablässig donnerten die Geschütze, begleitet von dem ununterbrochenen Rollen und Knattern des kleinen Gewehrfeuers auf der ganzen Gefechtslinie. Bald war alles so in Pulverrauch gehüllt, daß ich nicht mehr unterscheiden konnte, wo Türken und wo Russen standen.

Ich ritt, um Deckung gegen die mich umschwirrenden Kugeln zu finden, ein Stück von der Anhöhe herunter

und traf dabei auf meinen Freund Czetwertinski, der mit der achtzig Reiter ſtarken Leibwache Osman Paſchas herangaloppiert kam. Wir begrüßten einander, unterhielten uns eine Weile und beſchloſſen alsdann, um beſſer ſehen zu können, einmal in die vorderſte Linie zu reiten. Hierbei führte uns unſer Weg an einen Höhenrücken, auf welchem ſich mehrere hundert Mann unſerer Truppen im heftigſten Feuergefecht befanden. Umſummt von Geſchoſſen ritten wir unter der Höhe entlang nach dem äußerſten Flügel dieſes Teils unſerer Infanterieaufſtellung, wo die Mannſchaften, faſt überall in Schützengräben lagen. Unbekümmert um die umher fliegenden Geſchoſſe wickelte ſich hier Czetwertinski auf ſeinem Pferde eine Zigarette und ſah ſich dann nach Feuer um. Zufällig hatte der uns im Graben zunächſt liegende Mann eine ſolche im Brande und der Fürſt rief ihm zu: „Verbana a-tish!“ (Geben Sie mir Feuer!) Sofort ſprang der Angerufene auf, trat ſalutierend heran und reichte ſeine Zigarette hin. Im nächſten Augenblick warf er die Arme in die Luft und brach lautlos zuſammen. Er hatte einen Schuß in den Kopf bekommen. Dieſer Vorfall beſtimmte uns, den unheimlichen Platz bald wieder zu verlaſſen und nach der gedeckten Stelle zurückzureiten, an welcher die Leibwache auf die Rückkehr ihres Führers wartete.

Gerade als wir dort ankamen begannen die Ruſſen jenſeits der Höhe, unter der wir hielten, vor dem vernichtenden Feuer der Unſeren zu wanken. Es war das kein Wunder, denn ihr Anſturm mit tiefen Kolonnen, in zwei ziemlich dicht aufeinander folgenden Treffen, bot den

Tausenden auf sie gerichteten Gewehren ein nicht zu verfehlendes Ziel. Das Vorgehen stockte, die Massen fingen an in Unordnung zurückzufluten. Dies war eine Gelegenheit für Reiterei zum Nachhauen. Die Signalhörner der Leibwache erklangen, und beinahe noch ehe ich wußte was vorging, sah ich den alten Mustapha Bey, den Kommandanten des Hauptquartiers, der zufällig herangekommen war, mit Czetwertinski und seinen achtzig Reitern in vollem Galopp davonsprengen. Noch überlegte ich was ich thun sollte, als ich sah, wie der alte Mustapha Bey mir mit dem Säbel winkte und zurief, ich sollte mitkommen. Da vergaß ich, daß ich doch nur ein Doktor war, setzte meinem Pferde die Sporen ein und befand mich bald neben Czetwertinski in wildem Fortstürmen, dem fliehenden Feinde nach. Die Höhe hinauf, den Abhang hinab, kamen wir bei einem mit hohem Mais bestandenen Felde vorbei, durch welches viele der Flüchtenden so schnell ihre Beine sie tragen wollten hindurchliefen; sie mochten wohl glauben, ein ganzes Heer von Reitern sei ihnen auf den Fersen. Gleich hinter dem Mais lag ein gehauenes Getreidefeld mit aufgestellten Garben. Diese benutzten die Fliehenden als Deckung gegen unsere Karabiner- und Revolverschüsse, mit denen wir sie unter gellendem Geschrei verfolgten. Die russischen Offiziere versuchten ihre Leute wieder zum Stehen zu bringen und zu sammeln. Dies gelang ihnen auch zum Teil. Eine große Zahl machte wieder Front, nahm Deckung hinter Bäumen und Getreidehaufen und begann auf uns zu feuern. Hierbei erkannten sie nunmehr, daß es nur eine Handvoll Menschen war, die ihnen solchen Schrecken bereitet hatte. Die Flucht

war damit vorbei und die Reihe kam an uns. Es bildeten sich Haufen, die uns mit einem Hagel von Geschossen überschütteten. Hassan Labri Pascha, der Kommandeur der Truppen auf der Anhöhe, von welcher wir uns so tapfer auf den fliehenden Feind herabgestürzt hatten, war unserer Aktion aufmerksam gefolgt, sah das uns bevorstehende Verderben und rief uns durch ein Hornsignal zurück. Wir warfen unsere Pferde herum und ritten um unser Leben, was das Zeug halten wollte, den Schutz unserer Höhe wieder zu erreichen.

Keiner, der nicht einmal in ähnlicher Lage gewesen ist, kann sich auch nur eine annähernde Vorstellung von dem raschen Wechsel der Gefühle machen, den man in solcher Krisis durchlebt. Als wir hinter den Fliehenden herjagten, beseelte mich ein wahrer Löwenmut, jetzt aber, als ich der Gejagte war und mir die Kugeln von hinten wie ein Schwarm Horniſſen folgten, da erfaßte mich eine namenlose, tödliche Angst. Wenn ich 100 Millionen in der englischen Bank liegen gehabt hätte, ich würde sie alle hingegeben haben für ein Mauseloch, in dem ich mich vor diesen schrecklichen russischen Gewehren hätte verkriechen können. Natürlich blieb sich in dieser fürchterlichen Lage nun jeder selbst der nächste; hier hieß es sauve qui peut; an einen Zusammenhalt wurde nicht mehr gedacht. Der Instinkt des gehetzten Tieres, welches Deckung sucht, trieb mich in das Maisfeld; ich stürmte in die schützende Umarmung der hohen Stengel, den Oberkörper tief auf den Hals meines Pferdes gebeugt und durch Stimme und Sporen dasselbe zu immer rasenderem Lauf antreibend. Der Mais war hoch genug,

Roß und Reiter so vollständig zu verbergen, daß der einzelne kein Ziel mehr bot, aber diese raffinierten Russen gaben unaufhörlich Salven auf Salven in das Feld, und manche von diesen, auf gut Glück abgesandten Kugeln fanden ihr Opfer. Als sie so zu Hunderten durch die Stengel folgten, verwandelte sich all meine frühere Kühnheit in bleiches, überwältigendes Entsetzen. Wohin ich mich auch wandte, überall drohte mir Gefahr; mir blieb nichts übrig, als blind vorwärts zu hetzen, und das beste zu hoffen. Ein Mann der Leibwache, der sich dicht neben mir hielt, ließ plötzlich die Zügel fallen und schien mir mehrere Fuß vom Sattel in die Luft zu fliegen, ehe er mit dumpfem Aufschlag in den Mais fiel. Ich dachte in dem Moment: „Der ist gewiß durchs Herz geschossen."

Zur selben Zeit, als der Mann seinen Tod fand, gewahrte ich, daß die Russen zu einem erneuten Angriff vorrückten; ich war froh, daß sie etwas anderes vorhatten und nun das unglückselige Feld zufrieden ließen. Endlich erreichte ich mit noch mehreren anderen den Ausgang, bemerkte aber zu meinem Schrecken, daß unsere rasende Flucht nicht ohne bösen Einfluß blieb. Unsere Truppen auf der Höhe, die vorher dem Angriff so wacker standgehalten hatten, verloren jetzt, als sie uns so Hals über Kopf angesaust und die Russen hinter uns her kommen sahen, ihre unerschrockene Haltung und begannen zurückzulaufen. Das war ein kritischer Augenblick, doch der drohenden Flucht wurde glücklicherweise ebenso schnell Einhalt gethan, als sie begonnen hatte. Osman Pascha, der den Vorgang von seinem Platz aus beobachtet hatte, schritt auf der Stelle

energisch ein. Er kam wie der wilde Jäger mit seinem Stabe unter Geschrei und gräßlichen Flüchen, den Revolver in der Hand, angefegt, und feuerte mit seiner Begleitung rücksichtslos in die Weichenden hinein. Es war wunderbar wie das half. Dieses drastische Mittel versagte nicht. Die Leute kamen zur Besinnung, nahmen eilig ihre Plätze in den Gräben wieder ein, und sofort das Feuer gegen den anrückenden Feind wieder auf.

Es fing schon an dunkel zu werden, und da das Geschieße trotzdem unvermindert fortdauerte, ritt ich so schnell als mein armer Gaul noch wollte, in der festen Ueberzeugung, daß die Russen bald in der Stadt sein würden, nach dieser zurück. Die Sache gestaltete sich aber anders.

Die Russen eroberten zwar nördlich Griwiza einen Teil der Schützengräben, verbluteten sich hierbei aber dermaßen, daß sie an ein weiteres Vorgehen an dieser Stelle nicht mehr denken konnten. Osman Pascha, der das erkannte, erhielt hiermit Freiheit, sich mehr dem noch stark bedrängten Osten zuzuwenden und sandte diesem zwei frische Regimenter aus der Reserve zu. Dieselben gingen zu einem Vorstoß auf der Straße von Nikopolis vor, und legten die Entfernung von fast drei Kilometern, zum großen Teil im Laufschritt, in einer Viertelstunde zurück. Dadurch gelang es noch rechtzeitig den Feind aufzuhalten, und ihn auch auf diesem Teil des Gefechtsfeldes nach erbittertem Kampf zum Rückzug zu zwingen.

Bevor das alles eintrat, zur Zeit als ich vom Schlachtfeld in die Stadt zurückkehrte, schlugen die Gewehrkugeln ziemlich dicht in die Straßen — ein Beweis wie unangenehm

nahe die Russen uns schon auf den Leib gerückt waren. Ich sah einen Bulgaren mit einem Eimer nach dem in der Mitte der Straße befindlichen Brunnen gehen, er hatte denselben aber noch nicht erreicht, als er von einer Kugel getroffen tot niederfiel.

Im Lazarett fand ich natürlich alle Hände voll zu thun. Teils zu Fuß, teils in Arabas, kamen die Verwundeten die ganze Nacht über an. Wir waren jetzt siebenunddreißig Aerzte, hatten aber alle überreichlich Arbeit. Niemand wußte genau, wie die Dinge draußen standen; ich erinnere mich, daß ich, befragt, mehreren Verwundeten sagte, wir wären soviel ich gesehen hätte, geschlagen. Später erst kamen die Nachrichten von dem erneut erfochtenen großen Siege. Die Kolonnen von Krüdener und Schachowskoi waren fast aufgerieben worden, während Skobeleff, der auf den ‚grünen Hügeln' gekämpft hatte, mit geringeren Verlusten in guter Ordnung zurückgegangen war. Der Totalverlust der Russen an Toten und Verwundeten wird auf 169 Offiziere, 7136 Mann angegeben, was ungefähr 1/4 ihrer Stärke ausmachte, aber sogar diese große Zahl muß ich noch für zu gering beziffert halten. Der türkische Verlust soll nur 800 Tote und 900 Verwundete betragen haben.

Trotz dieses bedeutenden Sieges fand eine Ausnutzung nicht statt. Es fehlte an Kavallerie. Hätte dieselbe in nötiger Stärke zur Verfügung gestanden, so würden wohl nur wenige Russen die Donau lebendig erreicht haben. Aber auch ohne Verfolgung war die Panik in Sistowa so groß, daß bei dem Gedränge der flüchtenden Bewohner auf der Brücke mehrere Wagen in den Strom stürzten.

Was die kleine Reiterschaar betrifft, mit welcher ich nach der heroischen Attacke jene verzweifelte Retirade machen mußte, so war sie absolut dezimiert, doch war Mustapha Bey, Czetwertinski und der Leutnant der Truppe so glücklich wie ich entkommen.

Unterkunft für die Verwundeten war jetzt hinreichend vorhanden; auch alle Einrichtungen zu ihrer Pflege hatten sich seit der ersten Schlacht wesentlich gebessert. Zuerst wurde das große Lazarett gefüllt, dann kamen nach und nach die kleineren daran. Leute, deren Zustand es gestattete, wurden vorläufig die Nacht im Freien belassen. In vieler Hinsicht spielte sich alles genau so ab, wie das erstemal. Ganz wie damals hatten wir die ersten achtundvierzig Stunden ununterbrochene Arbeit; ebenso wie damals holperte Zug nach Zug der schwerfälligen Arabas, unter dem Aechzen und Stöhnen der Verwundeten, über das schlechte Straßenpflaster heran, und genau wie damals wurden alle transportfähigen Kranken nach Sofia übergeführt.

Wie ich schon bemerkt habe, war diesmal aber für den Empfang der Verwundeten besser vorgesorgt. Die Instrumente waren komplettiert und neue Verbandsmittel beschafft worden. Es stand uns Chloroform und antiseptisches Verbandmaterial zur Verfügung. Außerdem besaßen wir auch jetzt eine ganze Anzahl zum Dienst als Krankenwärter ausgebildeter Leute, mit deren Unterstützung wir viel leichtere und schnellere Arbeit hatten. Es fiel dies zur Zeit umsomehr in die Wagschale, als sich ein weit größerer Prozentsatz gefährlicher Schußwunden zeigte, weil die Verteidigung

hauptsächlich hinter Brustwehren stattgefunden hatte, und infolgedessen meist Kopf- und Brustschüsse vorlagen.

Am 1. August verließ ich um fünf Uhr nachmittags das Lazarett und ritt hinaus, um einen Blick auf das Schlachtfeld zu werfen. Nahe der Griwiza-Redoute lagen die toten Russen wie gesäet. Der Anblick war ein entsetzlicher. Zahlreiche Mannschaften arbeiteten noch an der Beerdigung der Toten. Um die gefallenen Russen kümmerte man sich nicht. Beinahe alle waren vollständig nackt. Die Baschi-Bozuks hatten ihr Werk gründlich gethan. Mir fiel auf, wie sehr die körperliche Beschaffenheit der Russen von der der Türken abstach. Ich bemerkte nur wenig wirklich kräftige Gestalten unter den Russen, ja zum Teil sogar solche, die kaum dem Knabenalter entwachsen schienen. Da und dort lagen zerbrochene Lafetten, und der Erdboden war nach allen Richtungen hin aufgerissen und wie gepflügt.

An einigen Stellen stieß ich auf verwundete Pferde, die sich nicht mehr zu erheben vermochten und kläglich wieherten; anderen begegnete ich, die sich trotz zerschossener Beine oder mit heraushängenden Eingeweiden zu einem Wasserbach am Fuße eines Hügels zu schleppen suchten. Ich erschoß vier solche arme Tiere, um ihren Leiden ein Ende zu machen.

Einige Tote fand ich in seltsamen Stellungen. Einer z. B. kniete wie im Gebet, ein anderer lag auf Händen und Knieen, ein dritter auf seinem Kopf. Die russische Rückzugslinie ließ sich leicht verfolgen; wie die Spur bei einer Schnitzeljagd durch Schnitzel, so war dieselbe hier durch Leichen bezeichnet. Ab und zu kam ich an Stellen, wo augenscheinlich einzelne geschlossene Abteilungen noch ein-

mal versucht hatten standzuhalten. Da türmten sich die Leichen zu Haufen. Ein Toter hing in der Verästung eines Baumes, ungefähr fünfzehn Fuß vom Boden. Offenbar war der Mann um sich zu schützen da hinaufgeklettert, schließlich aber doch von seinem Schicksal erreicht und von einer verirrten Kugel getroffen worden.

Von meiner Wanderung über das Schlachtfeld zurückgekehrt, widmete ich mich gleich wieder meinen Verwundeten. Ich operierte und amputierte fast stets mit Osman Effendi zusammen, mit dem ich mich in der Zeit wundervoll eingearbeitet hatte.

Am nächsten Tage begab ich mich abermals auf das Schlachtfeld. Der Verwesungsgeruch begann schon so unerträglich zu werden, daß die Arbeitskommandos Massengräber für achtzig bis hundert Mann machten. Das Morden war entsetzlich gewesen. Einige russische Regimenter hatten im wahren Sinn des Wortes aufgehört zu existieren.

Tag für Tag gingen Transporte mit Verwundeten ab; wir behielten nur noch solche, die der nötigen Operationen wegen zurückbleiben mußten. Diese wurden alle nach dem großen Lazarett gebracht, wo besonders Osman Effendi und ich angestrengt arbeiteten. Wie früher verrichteten wir unser blutiges Geschäft im Freien, auf dem Platz unter dem Weidenbaum, am Ufer der Tutschenitza. Eine nicht unerhebliche Zahl von Fällen, die in einer Klinik vielleicht ganz gut verlaufen sein würden, nahmen einen unglücklichen Ausgang, weil wir uns auf keine verwickelten Operationen einlassen konnten, und auch bei den Verwundeten auf großen Widerstand stießen, da sie lieber sterben, als die Amputation

eines Gliedes erlauben wollten. Wenn z. B. ein Mann eine Kugel im Knie hatte, so war gar nicht daran zu denken dasselbe zu öffnen und die Kugel herauszuschneiden, wir nahmen dann einfach das Bein ab. In allen Fällen, wo diejenige kunstgerechte Pflege fehlt, welche für die Nachbehandlung sehr schwieriger Operationen erforderlich ist, ist es jedenfalls vorzuziehen, einem Mann das Bein abzunehmen und sein Leben zu erhalten, als durch eine künstliche Operation das Bein zu retten, mit der Wahrscheinlichkeit, daß der Kranke aus Mangel an richtiger Pflege hinterher zu Grunde geht. In auffälliger Weise wurde auch diesmal, wie nach der ersten Schlacht, die Abnahme von Fingern in vielen Fällen nötig.

Sobald die Stadt sich wieder beruhigt hatte, blühte der Handel schnell wieder auf und in den Bazars herrschte reges Leben und Treiben. Viele spanische Juden, die von weither guten Profit gewittert hatten, waren angelangt und kauften russische Waffen und russisches Geld. Ein Rubel war für zwei Pence zu haben, ein Offizierssäbel für einen Franken. Ich kaufte mir zwei schönbeschlagene russische Revolver, welche noch in meinem Besitz sind. —

Osman Pascha wurde zu seinem glänzenden Siege mit Gratulationen aus allen Teilen Europas überschüttet. Besonders hoch ehrte ihn der Sultan. Es war wenige Tage nach der Schlacht; ich befand mich im Feldlager, nahe bei dem Lagerplatz des Hauptquartiers, als plötzlich Signalhörner zum Sammeln bliesen. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, denn es herrschte vollkommene Ruhe und nirgends ließ ein Anzeichen auf die Nähe des Feindes schließen. Mit

erstaunlicher Schnelligkeit war aber das ganze Lager auf den Beinen. Innerhalb weniger Minuten standen Tausende von Menschen unter Waffen. Ich blickte noch immer verwundert umher, als ich einen türkischen Offizier in prachtvoller Uniform bemerkte, der mit einer kleinen Abteilung Kavallerie heransprengte und auf dem Lagerplatz des Hauptquartiers halten blieb. Wie ich erfuhr, war dieser Offizier ein Adjutant des Sultans, der von Konstantinopel ein Handschreiben des Großherrn an Osman Pascha überbrachte. Immer noch tönten die Hörner und von allen Redouten und Werken auf dem Janik Bair und bei Griwiza strömten die Truppen herbei und wurden in einem großen Karree aufgestellt. Alle Paschas und Stabsoffiziere, auch Adil Pascha, der zweite im Kommando nach Osman Pascha, erschienen. Der Adjutant des Sultans mit noch einigen hohen Offizieren betrat das Zelt Osman Paschas. Bald danach schritt dieser mit dem Osmanliorden, der höchsten türkischen Militairdekoration, auf der Brust und angethan mit dem großen dazu gehörigen Ordensband, in das Karree. Der Adjutant verlas darauf mit lauter Stimme das Großherrliche Schreiben, welches Osman Pascha zu seinem glänzenden Siege beglückwünschte. Das Schreiben war begleitet von einem prachtvollen Ehrensäbel, dessen Gefäß von Diamanten funkelte. Nach Ueberreichung dieser Ehrengabe wandte sich der Abgesandte an Adil Pascha und übergab auch diesem, als Zeichen der hohen Anerkennung seiner Verdienste, ein Paar mit kostbaren Edelsteinen reich besetzte Pistolen. Nunmehr traten alle Offiziere mit den Fahnenträgern in den offenen Raum des Karrees, und Osman Pascha hielt eine

begeisterte Ansprache. Er sagte ungefähr: Seine Kaiserliche Majestät der Sultan habe ihn mit dem hohen Orden, den er auf seiner Brust, und dem Ehrensäbel, den er an seiner Seite trage, für die Niederlage ausgezeichnet, welche die Russen erlitten hätten. Wenn aber auch der Sultan ihn auf diese Weise persönlich geehrt habe, so wisse er doch, daß der Ruhm des Sieges nicht so sehr ihm, als seinen tapferen Offizieren und Soldaten gebühre, auf deren Hingebung und Treue er auch weiterhin zähle. Er fügte hinzu, daß die Schlacht, die soeben geschlagen worden sei, den Krieg nicht beenden würde. Es gelte weiter zu kämpfen für ihren heimatlichen Herd, für ihre Frauen und Kinder, und obwohl der Kampf, der ihrer harre, wahrscheinlich noch schwerer sein würde als der, welcher hinter ihnen läge, so sehe er ihm doch ruhig entgegen, in dem Vertrauen auf ihre erprobte Tapferkeit und Vaterlandsliebe. — Die Truppen begrüßten diese Worte ihres Führers mit einem begeisterten Zujauchzen, und die Feierlichkeit endete mit dem lauten tausendstimmigen Ruf: „La ilaha illallah Mohammed Rasul Allah!“ —

Die Tage gingen hin mit der Fortsetzung und Erweiterung der Befestigungsarbeiten, wie der Plan Tewfik Beys sie vorschrieb. Diesem zufolge wurde eine ganze Kette von Redouten errichtet, und deren Verbindung unter einander durch Laufgräben und verdeckte Gänge hergestellt. Der größte Teil der Truppen lebte in dieser Zeit gleich Maulwürfen unter der Erde. Die einzelnen Werke waren ein Wunder sinnreicher Konstruktion, besonders die so berühmt

gewordene große Griwiza-Redoute, welche eine Besatzung von 4000 Mann faßte. —

Als wir nach und nach alle Verwundete weggeschickt hatten, blieb mir nur noch sehr wenig zu thun, und ich verbrachte meine Zeit mit dem Durchstreifen der Umgegend, teils auf meinem eigenen Pferd, teils auf einem Pony von Dr. Robert. Ich zog auch um, denn ich wurde meiner Wohnung müde; ich wollte eine solche mehr in der Nähe des Lazaretts haben. Bald fand ich was ich wünschte in dem Hause eines Bulgaren, welches im äußersten Nordwesten der Stadt, am Ufer der Tutschenitza, nur ein paar Minuten von meinem Lazarett lag. Es war ein sonderbares Haus, welches vorn keinen Eingang und innen keine Treppe hatte, trotzdem es zwei Stockwerke besaß. Auf der Hinterseite befand sich ein großer Hofraum und in einer Ecke derselben ein Schuppen, der einen Stall vertrat. Außerdem gehörte ein schöner Garten zum Hause, der von der Tutschenitza durch einen Zaun getrennt war. Das Parterregeschoß wurde von einem abschreckend aussehenden Bulgaren und dessen Familie bewohnt. Ich nahm die oberen Zimmer in Besitz, die durch eine Flucht steinerner Stufen von außen zu erreichen waren. Dort installierte ich mich im besten Zimmer, und Achmet, mein Bursche, bezog das Zimmer nebenan. Mit dem Arrangement der Möbel in meinem Gemach hatte er nicht viel zu thun, denn es gab keine, mit Ausnahme eines breiten Divans, der rings um die Wände lief.

Herzliche Gastfreundschaft war zu jener Zeit im allgemeinen nicht die starke Seite der Bulgaren, und mein Hauswirt besonders schien ein unangenehm mürrisches Indi-

viduum zu ſein. Er und ſeine Familie nahmen von mir nicht mehr Notiz, als wenn ich tot geweſen wäre, wahrſcheinlich noch lange nicht ſoviel. Nur ein kleiner Kerl, ein gelbhaariger, blauäugiger, bulgariſcher Junge von ungefähr dreizehn Jahren beſuchte mich manchmal und bemühte ſich, mir ſeine Anſichten über die Kriegslage beizubringen. Ich ermutigte ſein Vertrauen in der Hoffnung, Vorteil daraus zu ziehen und erntete auch zur Belohnung Milch, die das Bürſchchen vermutlich bei der Kuh ſeines Vaters entlehnte. Zur Abwechslung kochte ich mir mit dieſer Milch meinen Reis und verbeſſerte dadurch mein Menü ganz weſentlich.

Im Garten des Hauſes ſtanden wundervolle Sorten von Aſtern, Balſaminen und andere Blumen. Ich ſchickte Samen davon nach Haus, und kann jetzt hier in Auſtralien Blumen pflücken, welche Nachkommen jener ſind, die ich vor langen Jahren auf Plewnas blutgetränktem Boden blühen ſah. Außer den ſchönen Blumen fand ich eines Tages auch gräßliche Dinge in dem Garten. Ungefähr zehn Tage nach der Schlacht hatten wir ſtrömenden Regen. Es goß unaufhörlich vierundzwanzig Stunden lang; die Tutſcheniza uferte aus, überſchwemmte das tiefer gelegene Land und brach auch in unſeren Garten ein. Als der Regen aufgehört und das Waſſer ſich verlaufen hatte, bemerkte ich in dem Geſträuch allerlei durch den Strom angeſchwemmte Trümmer. Unter dieſen befand ſich auch ein gräßliches Ueberbleibſel des vier Kilometer entfernten Schlachtfeldes. Es war ein menſchlicher Kopf, dem das Waſſer ſchon den größten Teil des Fleiſches abgeriſſen hatte, und deſſen feſt

zusammengebissene Zähne bloßlagen. Ob er das Haupt eines Russen oder Türken war, ließ sich natürlich nicht unterscheiden; ich begrub ihn unter dem Stachelbeerstrauch, wo ich ihn gefunden hatte.

Ein paar Tage nach dem Regen besuchte ich wieder das Schlachtfeld. Auf dem tieferliegenden Teil, da wo der Hauptangriff der Russen auf Griwiza stattgefunden hatte, traf ich auf einen Graben, in welchem das Wasser, wie in einem reißenden Bergstrom, alles mit sich geführt hatte, was ihm von dem Nebenlande zugeschwemmt worden war. Zwischen Holz, Geröll und anderen Gegenständen lagen eine Menge Leichen und in einem Loch des Grabens lauter Köpfe. Dies zeigte mir, daß der Diener des kurdischen Oberst nicht der einzige gewesen war, der den Verwundeten die Köpfe abgeschnitten hatte.

Achtes Kapitel.

Die Misserfolge von Pelischat und Lowtscha.

Achmet war ein vortrefflicher Diener und gab mir selten Grund zur Unzufriedenheit, eines Tages aber zeigte er sich doch so widerspenstig, daß ich ihn beinahe weggeschickt hätte. Die Veranlassung hierzu gab ein Schwein. — Zwischen meinem Quartier und dem Hause des Doktor Robert lag das eines Bulgaren, der, gegen die Gewohnheit der meisten seiner Landsleute, ein ganz umgänglicher Mensch war. Er hatte mir für meine Besuche bei Doktor Robert, zur Ersparung eines größeren Umweges, erlaubt, einen durch seinen Besitz führenden Richtweg zu benutzen. So oft ich ihn bei solcher Gelegenheit in seinem Garten traf, sprachen wir miteinander. Hierbei teilte er mir eines Tages mit, daß er ein Schwein schlachten und mir ein Stück davon ablassen würde. Achmet sollte es abholen. Als ich diesem demnächst den Auftrag dazu gab, stieß ich auf ganz unerwarteten Widerstand. Er war ein guter Muselmann und verabscheute Schweinefleisch wie der Teufel das Weihwasser. Ganz entschieden weigerte er sich etwas so Unreines zu berühren. Alle meine Vorhaltungen waren umsonst. Ich bat, drohte, schmeichelte, schimpfte, es nutzte mir alles nichts, er blieb fest. Selbst als ich ihm sagte, wenn er nicht gehorche, würde ich ihn zu seinem Regiment zurückschicken, be-

harrte er auf seiner Weigerung. Ich muß sagen, daß mir diese Standhaftigkeit imponierte, denn die ihm gestellte Alternative war für ihn gewissermaßen eine Lebensfrage. Bei mir hatte er wenig zu thun, behagliches Quartier, Essen und Trinken die Fülle und keine Russen. Kam er aber zu seinem Regiment zurück, so mußte er viele Stunden draußen angestrengt graben und schaufeln und dann mit ins Feuer, sowie der Feind angriff. Was das aber besagen wollte, hatte er zur Genüge kennen gelernt. Daß er dem allen gegenüber in seinem Entschluß nicht wankte, verdiente Anerkennung. Ich holte mir mein Fleisch schließlich also selbst und trug es zu Robert, wo es, delikat zubereitet, ein prächtiges Mittagessen abgab. —

Zu dieser Zeit lernte ich einen merkwürdigen Abenteurer, Olivier Pain, kennen, dessen wechselvolles Leben mir ganz interessant war. Tewfik Bey erzählte mir eines Morgens, daß ein Franzose in Plewna angekommen wäre, und da ich große Sehnsucht empfand, endlich einmal wieder etwas von der Außenwelt zu hören, so beschloß ich diesen Ankömmling zu besuchen.

Er hatte meine frühere Wohnung genommen und genoß dort die sehr spärliche Unterhaltung, welche die schwarzäugige Tochter des Hauses mit ihrem einzigen Wort ‚London‘ gewährte. Ich fand in ihm einen großen, hageren, bleichen Mann von scheinbar 25 Jahren, mit einem spitzen Knebelbart und einem intelligenten, beinahe distinguierten Aussehen. Als ich bei ihm eintrat, war er gerade beschäftigt seine wenigen Besitztümer zu ordnen. Ich überflog das Zimmer mit einem Blick und erstaunte im höchsten

Grade, an der Wand eine Photographie des Hafens von Sydney hängen zu sehen. Dies veranlaßte mich natürlich ihn gleich zu fragen, ob er in Sydney bekannt wäre. Er bejahte das, und als ich ihm darauf sagte, daß Melbourne meine Vaterstadt sei, bemerkte er, daß er auch diesen Ort gut kenne. Er kam mir aber dabei wie etwas verlegen vor, sah mich eine Weile prüfend an und sprach dann in ganz erträglichem Englisch: „Sir, ich habe von der Ehre eines englischen Gentleman eine hohe Meinung, und in Ihnen glaube ich einen solchen vor mir zu sehen. Wenn Sie mir versprechen wollen, mich nicht zu verraten, will ich Ihnen sagen, wer ich bin."

„Das mögen Sie halten wie Sie wollen," erwiderte ich. „Ich bin nur hierher gekommen den Krieg mitzumachen und kümmere mich den Teufel darum was Sie sind. Sie machen den Eindruck eines anständigen, gebildeten Mannes, und das ist mir völlig genug." Hierauf vertraute er mir an, daß er Olivier Pain heiße und 1871, als ein Mitglied der Kommune in Paris, mit dem feurigen, extremen Henri Rochefort auf Lebenszeit nach Neukaledonien verbannt worden wäre. Ihnen beiden sei es gelungen nach der australischen Küste zu entkommen und Sydney zu erreichen. Von hier wäre er dann später nach Melbourne und von da nach Amerika gegangen, woselbst er eine Zeitlang ganz verborgen gelebt hätte. Danach habe er sich nach Europa zurückgewagt und nach Genf durchgeschlagen, wo er bei Ausbruch des russisch-türkischen Krieges von einer der ersten Genfer Zeitungen als Kriegskorrespondent engagiert worden sei.

Nun wurden aber Kriegskorrespondenten in der Türkei allgemein mit dem größten Mißtrauen betrachtet und Osman Pascha haßte sie geradezu. Deshalb hatte er strengen Befehl gegeben, keinen Fremden in Plewna zu dulden, der nicht einen Ferman vom Sultan vorweisen könnte. Es war bezeichnend für die Kühnheit Olivier Pains, daß er trotzdem von Konstantinopel herüber gekommen war, ohne sich mit dem nötigen Ferman versehen zu haben. Er hatte sich in Plewna eingeschlichen in der Hoffnung, bei den zahlreich abgehenden Verwundetentransporten und den häufigen Zuzügen von Verstärkungen, unbemerkt in der Stadt aus- und eingehen zu können, in Wahrheit jedoch war er sofort entdeckt worden. Wenn er sich in der Stadt befand verkehrte ich viel mit ihm. —

Als echter Kriegskorrespondent wußte er aus jedem unbedeutenden Ereignis etwas zu machen. Kleine Scharmützel der gegenseitigen Vorposten und Patrouillen kamen täglich vor. Er sandte seiner Zeitung darüber die malerischesten Berichte. Mir wurde später einmal ein Blatt der Zeitung mit einer seiner Schilderungen gezeigt. Es war eine Beschreibung von Heldenthaten die — zu meinem Erstaunen — ich selbst verrichtet hatte. Auf der geringfügigen Grundlage meiner Beteiligung an einer dieser täglichen kleinen Neckereien, hatte er eine wunderbare Geschichte aufgebaut, in welcher er mich, mit mehr Phantasie als Wahrheitstreue, die Russen dutzendweise niedermetzeln ließ. Pain war ein enthusiastischer Bewunderer der Türken und sah speziell in Osman Pascha ein Muster aller militärischen Tugenden. Dieser Anschauung gab er zu seinem Glück auch

in seinen Berichten Ausdruck, ohne etwas davon zu ahnen, daß dieselben sämtlich von Tewfik Bey geöffnet und gelesen wurden, ehe sie an ihre Adresse abgingen. Natürlich erhielt auch Osman Pascha von dem Inhalt Kenntnis und das Resultat davon war, daß dieser seine Antipathie gegen die Kriegskorrespondenten in diesem besonderen Fall schwinden ließ. Als Pain endlich der Gerechtigkeit halber ausgewiesen werden mußte, ließ ihm Osman Pascha ein Schreiben an die Regierung in Konstantinopel zustellen, in welchem er ihn zur Aushändigung eines Fermans empfahl. Seine Rückkehr verzögerte sich jedoch, da inzwischen der Weg durch feindliche Truppen versperrt worden war. Als Chefket Pascha den Zugang aber wieder geöffnet hatte und frische Truppen nach Plewna führte, traf er mit diesen wieder ein. Er machte dann alles bis zum Falle von Plewna noch mit durch, und suchte später neue Abenteuer im Dienst des Mahdi im Sudan. Die überspannte politische Richtung, welcher Pain huldigte, zeigte sich in der Idee, dem Mahdi gegen England, welches er als traditionellen Gegner seines Vaterlandes haßte, nützlich sein zu wollen. In jenem bezaubernd interessanten Werk: ‚Feuer und Schwert im Sudan‘, erzählt Slatin Pascha, wie Olivier Pain während des Marsches auf Khartum im Lager des Mahdi erscheint, und mit welchem Mißtrauen er von diesem empfangen wird. Bald nach den ersten Marschtagen erkrankte er am Fieber. Man legte ihn auf ein Angareb, eine Art Ruhebett, und befestigte dies auf einem Esel. Schwächer und schwächer werdend glitt er einmal von diesem herunter und zog sich dabei

einen Schädelbruch zu. Daran ſtarb er im größten Elend, drei Tagemärſche von Khartum. -

Pain war ein vortrefflicher Geſellſchafter. In Plewna erzählte er uns viel von dem Eindruck, den die tapfere Verteidigung der Stadt in ganz Europa machte, von ſeinem Leben als politiſcher Gefangener in Neukaledonien und ſeinen abenteuerlichen Kreuz- und Querzügen, als Flüchtling, durch faſt die Hälfte aller Länder der Welt. —

Mein Freund Czetwertinski war zu mir gezogen, denn ſeine angegriffene Geſundheit vertrug das Lagerleben nicht. Er, Pain und ich aßen deshalb in der Regel gemeinſchaftlich Mittag und fanden uns auch abends zu einem Plauderſtündchen zuſammen. Dabei entſtand einſt ein thörichter Streit, durch den ich leicht einen, oder beide Freunde hätte verlieren können. Czetwertinski kam nämlich auf den glänzenden Einfall, die Milch, welche mir der Bulgarenjunge brachte, in Butter zu verwandeln, und zwar ganz einfach mit Hilfe einer Flaſche, in der er die Milch tüchtig ſchüttelte. Der Franzoſe konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, hierbei ſeinen kommuniſtiſchen Anſchauungen Ausdruck zu geben, und machte Bemerkungen über den ‚butternden Fürſten‘. Den ſtolzen Polen reizte das aufs äußerſte. Eine ſofortige Herausforderung war die Folge und ich hatte die größte Mühe, einen Kugelwechſel zwiſchen den beiden zu verhindern. Nachdem es mir endlich gelungen war ſie zu beruhigen, hatte ich die Genugthuung zu ſehen, wie ſie ſich in herzlicher Umarmung um den Hals fielen.

Als Pain uns ſchließlich zufolge eines ganz peremtoriſchen Befehls des Oberkommandos verlaſſen mußte, ver-

machte er mir aus Freundschaft seinen Vorrat an Feuerungsmaterial. Ich nahm von diesem kostbaren Luxusartikel alsbald Besitz, trotz der lebhaften Einsprache seines Hauswirts, der das in Plewna sehr knapp gewordene Brennholz als sein rechtmäßiges Erbteil beanspruchte.

Bald nach Pains Abreise lernte ich einen sonderbaren Aberglauben der Türken kennen. Während einer Nacht, wo ich Höllenqualen durch das verruchte bulgarische Ungeziefer ausstehend, mich fieberhaft im Bett umherwälzte, wurde ich plötzlich durch mehrere Gewehrsalven erschreckt. Im ersten Augenblick glaubte ich, die Russen hätten uns überfallen, nach wenigen Minuten aber hörte das Schießen wieder auf. Am nächsten Morgen erfuhr ich dann, daß in der Nacht eine Mondfinsternis stattgefunden hatte und daß nach einem althergebrachten Aberglauben die Leute geschossen hatten, um das Ungeheuer zu verscheuchen, welches den König der Nacht verschlingen wollte. Ich dachte in meinem Sinn: „Wenn diese verrückten Menschen doch lieber suchen möchten andere Ungeheuer zu verscheuchen," denn die ganze Nacht hatte ich darüber nachgegrübelt wie ich mich schützen könnte, und war auf den Gedanken gekommen, die Füße meiner Bettstelle in Wassergefäße zu stellen. So, kalkulierte ich, würden mir die Quälgeister nichts mehr anhaben können. Doch diese beharrlichen Bestien ersannen einen andern Weg mich zu überfallen. Sie krochen an den Wänden herauf nach der Decke und ließen sich von dort auf mich herabfallen. Eine derartige Ueberlegung hätte ich solch niederen Geschöpfen nicht zugetraut. Ich sah ein, sie waren mir zu

klug, ich strich vor ihnen die Flagge und zog mit meiner Lagerstatt ins Freie. —

Am Morgen des 31. August, während ich in meinem Lazarett beschäftigt war, hörte ich plötzlich aus weiter Entfernung den dumpfen Ton von Kanonendonner. Ich warf mich sofort aufs Pferd, galoppierte ins Lager, fand dieses aber verlassen. Auf meine Nachfrage wurde mir die Auskunft, daß Osman Pascha schon vor Tagesanbruch mit 19 Bataillonen Infanterie, 3 Batterien und aller verfügbaren Kavallerie in der Richtung auf Poradim aufgebrochen wäre. Wie man mir später sagte, war dies nur zu einer Auskundschaftung geschehen, diese hatte aber zu einem regelrechten Gefecht geführt.

Da ich keinen Befehl hatte im Lager zu bleiben, ritt ich auf den Kanonendonner zu und sah nach Zurücklegung einiger Kilometer vier berittene Offiziere vor mir. Da ich besorgte, am Ende zurückgeschickt zu werden, wollte ich mich möglichst unbemerkt vorbeidrücken und nahm meinen Weg etwas seitwärts. Das nutzte mir aber nichts. Sowie mich die Reiter erspäht hatten, riefen sie mich heran. Als ich mich näherte, erkannte ich Hassib Bey, meinen Chef.

„Wohin so eilig?" fragte er mich. „Sie sind der Mann, den wir brauchen können."

Ich erwiderte ziemlich kleinlaut, ich wollte mir die Geschichte da vorn gern etwas näher ansehen, worauf er mir lachend riet, meinen Eifer zu zügeln und bei ihm zu bleiben.

So ritten wir noch einige Kilometer und kamen dann an einen Verbandplatz, nebenbei gesagt, den einzigen, den ich

während des ganzen Feldzuges bei den Türken geſehen habe. Er war ſehr einfacher Natur. Einige Tiſche, auf denen Inſtrumente und Bandagen lagen, mehrere Becken und Waſſer; das war alles, außer den vier dabei befindlichen Aerzten. Eine Anzahl Verwundeter wartete darauf, verbunden zu werden, eine Menge anderer kamen allein, geführt oder getragen vom Kampfplatz heran. Haſſib Bey befahl mir den Kollegen zu helfen und ich ging ſofort ans Werk. Wir waren an der Lee-Seite eines Hügels ſtationiert und außerhalb des Feuers, das Gefecht war aber doch ſo nahe, daß wir neben dem Geſchützfeuer auch das Knattern des Kleingewehrfeuers deutlich hören konnten.

Durch die ankommenden Verwundeten verbreitete ſich das Gerücht, daß die Unſern auf dem Höhenrücken zwiſchen Peliſchat und Sgalewize zwei ruſſiſche Geſchütze genommen hätten, und nicht lange darauf kamen dieſe Trophäen auch wirklich bei uns vorüber. Es waren die erſten ruſſiſchen Geſchütze, die wir in der Nähe ſahen. Von einigen unſerer Artilleriſten beſetzt, raſſelten ſie im Galopp auf Plewna zu. Bei ihrem Anblick wurden die rings auf dem Platze umherliegenden Verwundeten, welche bis jetzt geduldig auf das Verbinden gewartet hatten, plötzlich von dem wildeſten Enthuſiasmus erfaßt. Viele ſtanden trotz ihrer Leiden auf, diejenigen aber, welche das nicht vermochten, erhoben ſich wenigſtens ſoweit ſie konnten, qualvoll geſtützt auf ihre Gewehre, und begrüßten mit lautem Jubelruf die eroberten Beuteſtücke. —

Ich blieb mehrere Stunden auf dem Verbandplatz und darf ſagen, wir leiſteten die Möglichkeit. In einem kleinen

Gemslederbeutel, den ich in der Regel mit Kaffee gefüllt bei mir führte, jetzt aber für die von mir ausgezogenen Kugeln benutzte, zählte ich nach Ablauf von drei Stunden neunzehn Geschosse. Gewiß kein schlechtes Zeugnis für meine Arbeit. Jede Kugel, die irgend handlich saß, zog ich auf der Stelle heraus. Chloroform kam in keinem Falle zur Anwendung.

Unter den Verwundeten befand sich ein Neffe von Hassib Bey, ein Infanteriehauptmann. Er hatte nur einen Fleischschuß in der Wade und erzählte uns von den vorn sich abspielenden Vorgängen. Dabei kam er auch auf einen durch Sandsäcke befestigten Graben der Russen zu sprechen, an welchem ungeheuer viel Verwundete ohne jede Hilfe lägen. Da trat ich sofort, salutierend, an Hassib Bey heran und bat, daß ich hinüber dürfe.

„Gut," entgegnete er, „gehen Sie, aber setzen Sie sich nicht unnötig aus, seien Sie vorsichtig!"

Ich sprengte davon, immer auf das Gewehrfeuer zu. Unterwegs indessen begegnete ich so vielen sich mühsam dahinschleppenden Verwundeten, daß ich es für einen Akt der Barmherzigkeit hielt, auch hier noch dem und jenem zu helfen und Erleichterung zu schaffen. Auf meinem weiteren Wege fand ich dann auch bald Tote, und Granaten begannen in meiner Nähe einzuschlagen. Je näher ich dem Kampfplatz kam, desto mehr häuften sich die Leichen. Mehrere Stellen, an denen Russen und Türken dicht beieinander lagen, zeigten mir, daß da ein erbitterter Kampf Mann gegen Mann stattgefunden haben mußte. Nach einer Weile sah ich plötzlich das russische Lager etwa in der Entfernung von zwei Kilometern vor mir. Es bestand aus

einer Anzahl kleiner Holzhütten und aus Zelten, die auf einer kleinen Abdachung vor dem Dorf Peliſchat errichtet waren. Ich vermochte die türkiſchen Truppen zu unterſcheiden, ehe ich aber an ſie herankam, begannen ſie zum zweitenmal vor dem mörderiſchen Feuer der Ruſſen zu weichen.

Das Gelände war ſehr frei, nur hie und da befanden ſich kleine Gruppen von Buchen oder Wallnußbäumen, unter denen einzelne Verwundete auf ihrem Rückweg Raſt machten. Es war unverkennbar, daß die Ruſſen von dem Teil des Gefechtsfeldes, den unſere Truppen augenblicklich innehatten, zurückgedrängt worden waren, denn viele ihrer Verwundeten lagen dort umher. Alle dieſe Unglücklichen wurden von unſern Irregulären kurz abgethan. Ich war ſelbſt Zeuge eines Aktes der Wildheit dieſer Beſtien. Mir fiel ein Baſchi-Bozuk auf, der ein Büſchel langes Gras ausraufte und damit ſein ‚Kamer‘, d. h. ſein kurzes ſcharfes Meſſer abwiſchte. Als ich mich ihm näherte, bückte ſich der Kerl und hielt mit einem wahrhaft teufliſchen Grinſen den Kopf eines Ruſſen, den er ſoeben abgeſchnitten hatte, an den Haaren empor. Der kopfloſe Rumpf zuckte noch von der Zuſammenziehung der Muskeln. Doch wenn dies auch die türkiſchen Irregulären in ſehr düſterem Lichte zeigt, ſo kann ich doch verbürgen, daß wenige Tage ſpäter die Koſaken ähnliche und noch größere Schandthaten begingen.

Eine Strecke vor mir lag eine kleine Schanze, die, wie ich ſah, von einer geringen Zahl unſerer Truppen beſetzt war. Ich erfuhr, daß ein verzweifelter Kampf um ſie ſtattgefunden hatte und ſie ſchon wiederholt genommen und verloren und wieder genommen worden war. Ungefähr

hundert Meter von ihr kam ich bei ganzen Haufen türkischer Gefallener vorüber; fast alle schienen mehrere Schüsse zu haben. Es waren Leute der vordersten Sturmkolonne, die von dem mörderischen Nahfeuer bis auf den letzten Mann niedergemäht worden waren. Die nachfolgenden Massen hatten das Werk allerdings genommen, aber ebenfalls mit solchen Verlusten, daß der in die Schanze eingedrungene Teil bei weitem nicht die Zahl der Toten und Sterbenden erreichte, die das Werk anfüllten.

Kurz nachdem ich dasselbe betreten hatte, schickten sich die Russen zu einem erneuten Angriff an. Ihre vorderste Linie befand sich schon auf etwa fünfhundert Meter Entfernung. Es war klar, daß wenn die schwache Besatzung der Schanze nicht beizeiten abzog, sie sich einer sicheren Vernichtung preisgab. Der Rückzug wurde deshalb befohlen und in guter Ordnung unter Mitnahme der Verwundeten angetreten.

Gleich nach dem Verlassen der Schanze traf ich Czetwertinski, welcher diesmal eine Kavallerieabteilung führte. Er erzählte mir in Eile, daß er seinen vortrefflichen Rapphengst, dem er gewissermaßen seine Stellung verdankte, eingebüßt habe. Ein Granatstück hatte ihm den Leib aufgerissen. Jetzt ritt der Fürst das Pferd seines Dieners. Osman Pascha hatte sich so ausgesetzt, daß ihm drei Pferde erschossen worden waren. Im Begriff der aus der Schanze abgezogenen Abteilung zu folgen, gewahrte ich zufällig in derselben noch zwei zurückgelassene Verwundete. Ich wußte, welches Schicksal ihnen bevorstand, wenn die Russen wieder Besitz von der Schanze nahmen, und entschloß mich kurz,

den Verſuch zu wagen, ſie zu retten. Schnell galoppierte ich zurück. Einer der beiden Leute war durch den Hals geſchoſſen, blutete ſtark und trug ſchon die Farbe des Todes, dem andern hatte ein Granatſplitter den linken Schenkel zerriſſen. Mit vieler Mühe gelang es mir die beiden auf mein Pferd zu heben. Trotz der furchtbaren Qualen, die der Mann mit dem zerſchoſſenen Bein ausſtand, hielt er doch ſeinen vor ihm ſitzenden Kameraden im Sattel feſt. Ich ſelbſt führte das Pferd und unterſtützte dabei noch die beiden armen Kerle nach Kräften.

In dieſer Weiſe zog ich der zurückgehenden Schanzenbeſatzung nach, die ſchon über einen Kilometer entfernt war und ſich auf eine Baumgruppe dirigierte, an welcher eine ſtärkere Infanterieabteilung Aufſtellung genommen hatte. Natürlich kam ich bei der Vorſicht, die es erforderte, meine beiden Verwundeten auf dem Pferde zu erhalten, nur ſehr langſam vorwärts; jeder Schritt konnte mein letzter ſein, denn unheimlich pfiffen die Kugeln von vorn und hinten um mich herum, und ziſchten und platzten die ſich kreuzenden Granaten über mir. Meine Lage war über alle Beſchreibung furchtbar. Als ich die Schanze etwa einen Kilometer hinter mir hatte, fiel plötzlich der Mann mit dem Halsſchuß tot vom Pferde. Ich ließ ihn ohne jede weitere Beachtung liegen und machte jetzt unwillkürlich etwas längere Schritte. Während ich mich ſo den Truppen unter der Baumgruppe allmählich näherte, ſah ich wie mehrere Granaten in dieſelben einſchlugen. Nach einer Zeit, die mir eine Ewigkeit dünkte, traf ich endlich bei ihnen ein und dankte Gott, daß ich wenigſtens aus dieſem entſetzlichen Kreuz-

feuer heraus war, welches mich, besonders auf dem letzten Teil meines Weges, eine wahrhaft qualvolle Angst hatte ausstehen lassen. Wie ein Wunder kam es mir vor, daß ich bis hierher mit heiler Haut davon gekommen war. Ich fand gleich zu thun, denn außer sieben Toten lagen eine ganze Menge Verwundeter unter den Bäumen, denen ich den ersten Verband anlegen mußte. Nach kurzer Zeit begann der allgemeine Rückzug, dem ich mich anschloß.

Während desselben versuchten mehrere Regimenter russischer Kavallerie auf unsere Rückzugslinie zu drücken, wurden aber von unserer Artillerie mit so kräftigem Feuer überschüttet, daß sie ihre Absicht bald aufgaben. Da auch die feindliche Infanterie die Verfolgung nur matt betrieb, erreichten wir ohne weitere große Störung den Verbandplatz, wo ich endlich meinem armen Verwundeten das Bein bandagieren und ihn auf einen Wagen legen konnte. Als ich ihn aus dem Sattel hob, bemerkte ich auf dem Widerrist des Pferdes einen kleinen drei bis vier Zoll hohen Berg geronnenen Blutes. Er war entstanden durch das langsame Tropfen aus dem Halse des Mannes, der tot vom Pferde fiel.

Ich blieb auf dem Verbandplatz noch in ärztlicher Thätigkeit bis er um sechs Uhr abends abgebrochen wurde, und wir gemeinsam nach Plewna zurückkehrten. So endete die Ausfallsschlacht bei Pelischat oder auch Sgalewize, wie andere sie nennen. Wir hatten ungefähr 1300 Mann an Toten und Verwundeten verloren und absolut nichts gewonnen. Ich habe nie den Zweck dieses Ausfalls verstehen können, denn sogar, wenn es uns gelungen wäre

die Stellung des Feindes zwischen Pelischat und Sgalewize zu nehmen, so hätten wir sie doch niemals lange behaupten können.

Am frühen Morgen des 4. September, als ich noch im Bett lag, überbrachte mir eine Ordonnanz den mündlichen Befehl, die Truppen, die um 11 Uhr ausrücken würden, zu begleiten. Ich fragte, wohin es ginge und ob ein Kampf bevorstände, der Mann konnte mir aber keinerlei Auskunft geben und meinte nur, gut würde es wohl sein, wenn ich mich auf alles vorbereite und mein Handwerkszeug mitnähme.

So beeilte ich denn meinen Dienst im Lazarett und begab mich dann ins Lager. Hier traf ich gerade ein, wie Osman Pascha, umgeben von Hassan Labri Pascha, Emin Bey, Tahir Pascha, Tewfik Bey, Osman und Nalaat Bey, mit sechzehn Bataillonen und einigen Schwadronen und drei Batterien auf der Straße nach Lowtscha abrückte. Dieser Marschkolonne schloß ich mich an.

Unser Weg führte uns durch Plewna und seine Vorstädte; hier fielen mir die Menge Bettler auf, welche die Truppe verfolgten und belästigten und eine reiche Ernte einheimsten. Es galt bei den Mannschaften für Glück bringend, wenn sie ein Almosen geben konnten ehe es ins Gefecht ging.

Etwa zwei Kilometer hinter der Stadt kamen wir an großen Weingärten vorüber, die voller reifer Trauben hingen. Diese hatten schon seit einiger Zeit einen ganz besonderen Anziehungspunkt für die Leute gebildet und viele derselben verführt, sich nächtlicherweile durch die Vorposten

zu stehlen. Hierbei waren mehrere durch die russischen Vorposten erschossen, und infolgedessen die strengsten Befehle in Bezug auf das Betreten der Weinberge gegeben worden. Die Posten hatten Anweisung erhalten, jeden Mann rücksichtslos niederzuschießen, der es noch ferner versuchen sollte durch die Vorposten in die Gärten zu schleichen.

Als wir indessen jetzt an denselben vorüberzogen, war kein Halten mehr, die Leute holten sich nach Herzenslust von den Trauben und viele schlugen sich den Magen damit so voll, daß sie an Dissenterie erkrankten.

Kurz nachdem wir das Höhengelände von Plewna verlassen und das offene Land betreten hatten, stießen wir auf russische Kavalleriepatrouillen und es begann nun ein Geplänkel, welches so lange anhielt, bis wir in Sicht fester Truppenkörper kamen. Die Patrouillen zogen sich über ein Feld zurück, auf dem reifes Getreide in Haufen aufgetürmt war. Diese benutzten sie als Deckung gegen das auf sie gerichtete Feuer. Es fielen hierbei eine ganze Anzahl Kosaken. Kaum waren wir diese lästigen Beobachter los, als sich in der Ferne drei bis vier russische Infanterieregimenter mit ein paar Batterien zeigten, welch letztere ihr Feuer auf uns eröffneten. Osman Pascha ließ dieses Feuer durch einige Geschütze erwidern, zog im übrigen aber ohne Aufenthalt weiter.

Immer begleitet von der feindlichen Artillerie gelangten wir an einen kleinen Fluß, dessen Brücke wir unter heftigem Feuer überschreiten mußten. Dies war ein höchst aufregender Moment. Tewfik Bey, der den Uebergang leitete, verlor dabei durch das Sprengstück einer Granate sein

Pferd. Es begann schon dunkel zu werden, als wir den Fluß endlich hinter uns hatten, und unter Deckung einer Schützenlinie den Vormarsch fortsetzten. Das Geschützfeuer hielt noch lange an. Immer von neuem blitzte es in der Dunkelheit auf, doch erlitten wir wenig Schaden. Die einbrechende Nacht schaffte endlich Ruhe.

Wir lagerten auf einem frisch gehauenen Weizenfeld und Weinberger und ich saßen die ganze Nacht in einem Garbenhaufen, unsere Pferde am Zügel haltend. Zu essen gab es nichts, ich hatte aber am Morgen eine Menge Weintrauben und zwischendurch einige Maiskolben verzehrt. Von Schlaf war natürlich keine Rede. Eine trübe Stimmung bemächtigte sich unser und wurde immer trüber je mehr wir unsere augenblickliche Lage erörterten. Sie erschien uns ganz verzweifelt; wir machten uns vollständig darauf gefaßt, daß jede Minute unsere letzte sein könnte; wir waren überzeugt, daß die Russen noch vor dem Morgengrauen über uns herfallen und ein gräßliches Blutbad unter uns anrichten würden; jedenfalls waren sie jetzt schon im Begriff, uns die Verbindung mit Plewna abzuschneiden und damit unsere völlige Vernichtung vorzubereiten, es konnte kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß die Sonne des nächsten Tages unsere Totengebeine bleichen würde. Als indessen der Tag anbrach und wir aus unserem Garbenhaufen scheu umherlugten, vermochten wir zu unserer größten Erleichterung auch nicht die Spur einer russischen Nasenspitze zu entdecken. Es war der herrlichste Morgen, dessen ich mich erinnere; gegen die kahlen Höhen Plewnas und die engen Straßen der Stadt, machte das baumreiche, wellen-

förmige grüne Gelände um uns her einen wunderbar erquickenden Eindruck.

Gleich mit Sonnenaufgang wurde der Marsch fortgesetzt. Gegen Mittag machten wir unweit Lowtscha, in Kakoinka, einem wahren Hundeloch, Rast. Die Bewohner des Dorfes waren zum größten Teil geflüchtet; nur ihre Schweine liefen ängstlich um die verlassenen Wohnstätten. Die Tscherkessen, die, wie alle guten Muselmänner, das Schwein als ein unreines, gemeines Geschöpf betrachteten, gaben ihren religiösen Eifer kund, indem sie mehrere der Tiere erschossen. Am Ausgang des Dorfes wurde eine Bulgarin mit zwei Kindern angetroffen, welche uns die verhängnisvolle Mitteilung machte, daß Lowtscha schon vor zwei Tagen von den Russen genommen worden sei. Unser ganzer Marsch hatte nur den einen Zweck gehabt, Rifaat Pascha, welcher in Lowtscha kommandierte, Hilfe zu bringen, und nun kamen wir zu spät. Von einer bedeutenden Uebermacht angegriffen, war die Stadt gefallen und die Besatzung niedergemacht worden.

Ich will den Vorgang hier gleich kurz erzählen. Skobeleff hatte sich am 1. September mit 21 000 Mann, einer Kosakenbrigade und vierundachtzig Kanonen auf Lowtscha in Marsch gesetzt, und noch während der Nacht auf einer Anhöhe, zwei Kilometer von der Stadt, Schützengräben aufwerfen und Batterien erbauen lassen. Rifaat Pascha, der voraussah solch übermächtiger Stärke gegenüber den Platz nicht lange halten zu können, hatte dringend um Beistand gebeten. Osman Pascha scheint indessen der Ansicht gewesen sein, daß die starke Position von Lowtscha ganz wohl

einen Widerstand von einigen Tagen zu leisten vermöge, und hatte danach seine Dispositionen getroffen.

Am Morgen des 2. September war von den Russen das Feuer eröffnet worden. Während desselben traf Skobeleff mit der Hauptmasse seiner Truppen ein und bereitete für den folgenden Tag den allgemeinen Angriff vor. Derselbe zwang die Türken, nach dreistündigem verzweifelten Kampf, ihren linken Flügel hinter die Osma zurückzunehmen, woselbst sich eine zweite, sehr stark befestigte Verteidigungslinie, mit einer großen Redoute als Stützpunkt, befand. Als auch diese nach schwerem Ringen genommen war, gelangte am späten Abend die ganze Stellung in Besitz von Skobeleff.

Der größte Teil der Türken floh in der Richtung auf Mikre, einem Ort südwestlich von Lowtscha. Was auf diesem Rückzug nicht von den verfolgenden Kosaken niedergehauen wurde, fiel dem mörderischen Feuer der Artillerie zum Opfer. Die Besatzung von Lowtscha wurde vollständig vernichtet.

Von all diesen Einzelheiten wußten wir natürlich vor der Hand noch nichts, uns war jetzt nur die nackte Thatsache vom Falle Lowtschas bekannt, und wir marschierten weiter auf dasselbe zu. Etwa noch fünf Kilometer davon entfernt, bemerkten wir mehrere Regimenter russischer Kavallerie und ein Regiment Infanterie am Ufer der Osma. Die Reiterei kam über die Ebene auf uns zu, während wir an einer günstig gelegenen Anhöhe Stellung nahmen und die Artillerie ihr Feuer eröffnete. Dieses verscheuchte die Reitermasse sehr bald.

Jenseit der Höhe an der wir standen, zog sich ein Wald von Zwergeichen, Buchen und Wallnußbäumen bis in das Thal der Osma. Osman Pascha glaubte, daß sich russische Truppen in dem Walde befinden könnten und befahl die Absuchung desselben.

Ich verfolgte diesen spannenden Vorgang von der Kuppe der Höhe aus. Hie und da waren kleine lichte Stellen im Walde, sodaß ich die roten Fesse unserer Leute mitunter durch die Bäume schimmern sehen konnte. Sie gingen vor, wie eine Meute Hunde auf der Suche nach dem Lager des Fuchses. Wir hörten viel Geschrei und Schießen und erwarteten jeden Augenblick die Russen auf der andern Seite des Waldes herausstürzen zu sehen. Es war außerordentlich aufregend, schließlich aber kamen statt des Feindes nur unsere roten Fesse an dem jenseitigen Waldrand zum Vorschein. Trotz dieses Ergebnisses hatte ich drei unserer Leute zu verbinden, die bei dem thörichten und unvorsichtigen Schießen verwundet worden waren.

Der Blick von der Anhöhe auf Lowtscha nahm sich aus, wie die Scenerie einer Stadt auf der Bühne eines großen Theaters, von der Gallerie aus gesehen. Unten das Thal mit der silberglänzend sich schlängelnden Osma, und an ihr im Hintergrunde die Stadt, eingeklemmt zwischen Höhen.

Osman Pascha hielt einen Kriegsrat ab, an welchem alle höheren Offiziere teilnahmen. Es wurde die Frage erörtert, ob der Versuch gemacht werden solle Lowtscha wieder zu erobern. Die allgemeine Ansicht sprach sich dagegen aus, nur Hassan Labri Pascha war für einen An-

griff. Nach Erwägen aller Gründe für und gegen, gab die ſtarke Poſition und die bedeutende Ueberlegenheit des Feindes den Ausſchlag. Osman Paſcha mußte ſich, ſehr gegen ſeinen Willen, entſchließen, den Rückmarſch nach Plewna anzutreten.

Die Kavallerie und die Cirkaſſier wurden zur Aufklärung vorausgeſchickt und ich ritt mit. Nachdem wir eine kleine Strecke zurückgelegt hatten, ſtießen wir auf ein gräßliches Zeugnis der Wildheit des ſtattgehabten Kampfes. Wir fanden auf einem Fleck faſt 400 der Unſern tot beiſammenliegen. Offenbar hatten ſie nach dem Fall der Stadt verſucht ſich durchzuſchlagen, und waren dabei von den Koſaken niedergemetzelt worden. Jede Leiche war fürchterlich verunſtaltet. Die Geſichter zeigten ſich zerfetzt und zerſtochen und die Körper in einer ſo ſchandbaren Weiſe verſtümmelt, wie ſie nur von den wilden Bergvölkern Afghaniſtans ihrem Feinde gegenüber geübt werden ſoll. Ob dieſe Scheußlichkeiten von den Ruſſen oder Bulgaren begangen wurden, weiß ich nicht und mag dahingeſtellt bleiben, jedenfalls aber verfärbten ſich ſelbſt die ſonſt ſo ſchonungsloſen Cirkaſſier bei dem Anblick, und ſtießen Drohungen aus, die jedem lebend in ihre Hände fallenden Ruſſen ein grauſames Ende prophezeiten.

Da Meldungen eingegangen waren, daß ſich der Feind an der großen Straße Plewna-Lowtſcha, auf der wir gekommen, feſtgeſetzt und verſchanzt habe, nahm Osman Paſcha ſeinen Rückmarſch auf einem Umwege, wandte ſich zuerſt weſtlich, und ſchlug dann erſt die Richtung nach Norden ein.

Der Tag war entſetzlich heiß, und bei dem Mangel an

Waſſer litten wir unerträglichen Durſt. Endlich fand ſich ein ſchmutziges Waſſer, aus dem jeder trank ſoviel er konnte, denn man wußte nicht, wann ſich wieder Gelegenheit dazu finden würde. Zu eſſen hatten wir nichts als die Maiskolben, die wir uns im Vorübermarſchieren auf den Feldern brachen. Am ſpäten Nachmittag gelangte ich aber doch noch zu einem beſſeren Mahl. Ich ritt mit dem Vortrupp, der aus Cirkaſſiern beſtand. Nach dem Paſſieren eines Dorfes trafen wir an einem Hügelrücken auf ein einzeln ſtehendes Bauerngehöft, welches von ſchönen Wallnußbäumen umgeben war. Beim Durchſuchen desſelben entdeckten die Cirkaſſier zwar nichts vom Feinde, dagegen aber in einem mit Stroh gedeckten Schuppen einen Bienenſtock. Um den Honig zu erlangen mußten die Bienen ausgeräuchert werden. Ein kleines im Schuppen angelegtes Feuer bewirkte das ſehr bald. Als wir, beladen mit Honig und Wallnüſſen, weiter ritten, ſtand das ganze Gehöft in Flammen.

Am ſelben Nachmittag hatte ich noch Gelegenheit zu ſehen, mit welcher Strenge Osman Paſcha ſtrafte, ſobald er ein Zuwiderhandeln gegen die von ihm gegebenen Befehle bemerkte. Zu dieſen gehörte auch ganz vornehmlich die Reſpektierung des Eigentums der Landbewohner. In einem der kleinen bulgariſchen Dörfer, wie wir ſie vielfach auf unſerem Wege paſſierten, zogen wir an einem Tabaksfeld vorüber, welches mit einem Zaun aus Reiſigholz umfriedet war. Ein Sergeant konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, die Umzäunung zu überſteigen und ſich ſeine Taſchen mit den duftigen, trockenen Blättern zu füllen. Dies ſehend, ſprengte Osman Paſcha ſofort auf den Mann

los, befahl ihn festzunehmen und ihm auf der Stelle die Abzeichen seiner Charge herunterzuschneiden, indem er ihn zum Gemeinen degradierte.

Etwa zehn Kilometer von dem Gehöft, wo es den schönen Honig gegeben hatte, schlugen wir unser Nachtlager auf. Dasselbe gestaltete sich nach jeder Richtung unbehaglich. Es war Moorland auf dem wir lagen; wohin man auch trat, überall sickerte das Wasser durch. Ich ergatterte zwar ein Brett als Unterlage, indessen schlummerte ich doch immer nur einige Minuten lang.

Gegen Mitternacht entstand plötzlich ein schreckliches Geknatter von Gewehrfeuer. Das ganze Lager eilte zu den Waffen, denn jeder war fest überzeugt, daß der fortwährend befürchtete Ueberfall des Feindes jetzt stattfand. Alles rannte wild durcheinander; einer stieß den andern bei der Eile der Formierung. Hastig wurden die Gewehre geladen. Währenddem hörte aber das Schießen ebenso plötzlich auf als es begonnen hatte. Mit gespanntester Erwartung starrten wir in die Dunkelheit, doch zeigte sich bald, daß der ganze Lärm nur überreizter Phantasie entsprungen war. Ein im Gefecht bei Lowtscha verwundeter Schimmel hatte sich, angezogen durch die gelegentlich abgegebenen, ihm bekannten Hornsignale, mühsam nachgeschleppt, und war aus der Dunkelheit plötzlich vor unsern Lagerposten aufgetaucht. Diese — ihn für ein Pferd des heranschleichenden Feindes haltend — hatten sofort Feuer gegeben und dadurch den Alarm verursacht. Das arme Tier war ein Opfer seiner treuen Anhänglichkeit geworden.

Am nächsten Morgen brachen wir früh auf und kamen

durch eine schön bewaldete Hügellandschaft. Es zeigten sich einige russische Patrouillen, die bei unserem Anblick davonsprengten, und wir vermuteten deshalb den Feind in der Nähe, wurden aber in keiner Weise behelligt.

Um 2 Uhr nachmittags, als ich vor einer Batterie herritt, gab es auf einmal einen furchtbaren Knall. Erschreckt zurückblickend gewahrte ich eine dicke Rauchsäule von mehr als hundert Fuß Höhe, aus welcher Holzteile und andere nicht erkennbare Körper niederfielen. Der Protzkasten eines Geschützes war explodiert; auf ganz unerklärliche Weise hatten sich die Kartuschen entzündet. Die unkenntlichen Körper, die aus dem Rauch herabgefallen waren, stellten sich als die Gliedmaßen der beiden Kanoniere heraus, welche auf dem Protzkasten gesessen hatten. Die Fahrer des Geschützes hatten schwere Verletzungen erlitten, und zwei Pferde waren tot. Wodurch das Unglück verursacht wurde, konnte nicht festgestellt werden.

Für die Nacht bezogen wir wieder ein Biwak, und anderntags um 11 Uhr vormittags rückten wir in Plewna ein. Ich begab mich sofort in mein Quartier, wusch mich von oben bis unten, und nahm darauf meinen Dienst im Lazarett wieder auf. Derselbe hielt mich aber nur bis 2 Uhr fest, worauf ich einen Gang durch die Stadt machte.

Zu meiner größten Ueberraschung traf ich dabei einen Mann, der mir ein Engländer zu sein schien. Seit mehreren Monaten hatte ich keinen solchen mehr gesehen, und angespornt durch mein landsmännisches Gefühl, trat ich, um mir Gewißheit zu verschaffen, an ihn mit einer halb auf englisch, halb auf türkisch gestellten Frage heran. Ich hatte

mich nicht getäuſcht, er war ein Engländer, ein Mr. Drew Gay, Korreſpondent des Londoner Daily Telegraph. Er befand ſich in einem ſeltſamen Aufzuge — kleiner Stallmütze, patentledernen Reitſtiefeln und mächtigem Schleppſäbel. Wie er mir ſagte, war er auf dem Wege zum Kaimakan, um dieſem ſeinen Beſuch zu machen; ein deutſcher Maler Namens Lauri begleitete ihn.

Dieſer kleine Lauri war ein reizender Menſch und beſeelt von Luſt nach Abenteuern. Mit Hamdi Bey, dem Sohn des Großveziers, Edim Paſcha, aufs innigſte befreundet, war es ihm leicht geworden einen Ferman zum Beſuch von Plewna zu erlangen. Lauri hatte längere Zeit in Kairo gelebt und ſich dort durch ein Portrait des Khediwe eine gewiſſe Berühmtheit erworben.

Am nächſten Tage fand die dritte Schlacht um Plewna ſtatt, in welcher die Türken von neuem ein herrliches Zeugnis ihrer glänzenden Tapferkeit ablegten.

Neuntes Kapitel.

Die dritte Schlacht bei Plewna.

Der russische General Totleben, weiland Hauptverteidiger von Sebastopol, hält das vernichtende Gewehrfeuer und die vollendete Feldfortifikation für diejenigen Faktoren in der türkischen Verteidigung, welche die wiederum so schwere Niederlage der Russen verursachten.

In den sechs Wochen, die seit unserer Ankunft in Plewna vergangen waren, hatte ich reichlich Gelegenheit gehabt, die natürliche Begabung der Türken für Befestigungsarbeiten zu bewundern. Spitzhacke und Grabscheit waren Tag und Nacht ununterbrochen in Thätigkeit gewesen, von der Stunde ab, wo wir den Janik Bair zum erstenmal betraten, und jetzt krönte der glänzendste Erfolg alle aufgewandte Kunst und Mühe.

Anlage und Stärke der errichteten Erdwerke verliehen denselben eine bedeutende Verteidigungskraft. Die fest gegliederte Kette von Schanzen und Redouten, welche die Stadt fast vollständig mit einem Feuerring umspannte, hatte ungefähr die Form eines Hufeisens, in welchem die Griwiza-Redoute die Hufzehe, Opanes und Krschin die Ferse und Plewna selbst den Strahl des Hufes bildete. Um die Griwiza-Redoute und die beiden, den ‚grünen Hügeln' im Süden gegenüberliegenden Redouten, welche die auf den Abhängen

befindlichen Weingärten beherrschten, fanden die erbittertsten Kämpfe während der ganzen lang hingezogenen Reihe von Gefechten statt.

Innerhalb von sechs Wochen hatten unsere Truppen, unter der Leitung von Tewfik Bey, ein System von Feldbefestigungen geschaffen, wie es in Genialität der Anlage und Vollkommenheit der Ausführung bisher einzig dastand, und die gesamte militärische Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllte.

Ueber die Konstruktion der einzelnen Werke kann ich nur das berichten, was mein Laienauge sah. Die im großen und ganzen festgehaltene Gestalt der Redouten zeigte die Viereckform. Die äußere Wallhöhe betrug ungefähr sieben Fuß, die Wallstärke etwa zwanzig Fuß. Die zur Anlage vorhandene Erde bestand aus dem für den Zweck denkbar günstigsten Material, nämlich dickem, festem Lehm. Im Innern befanden sich Geschütz-Emplacements mit Schießscharten, welche durch Bonnets geschützt waren. Die Infanterie feuerte über die Brustwehr von einem Bankett aus. Zu diesem führten von dem vertieften Niveau eine Anzahl Stufen.

Die Griwiza-Redoute, eine der größten, bildete ein vollkommenes Viereck von ungefähr je 50 Meter Seitenlänge. Im Innern war dieselbe durch zwei acht Fuß dicke Quertraversen in vier Räume geteilt, welche den Zweck hatten, die Besatzung gegen Flanken- und Rückenfeuer zu sichern. Zur Verbindung der vier Abteilungen untereinander bestanden schmale Durchgänge. Unter den Quertraversen lagen die Kammern für die Munition. Diese Art der Unter-

bringung erwies sich so praktisch, daß trotz der wenigstens dreimalhunderttausend Granaten, die während des viertägigen Bombardements in die Redouten fielen, doch nur zwei Explosionen vorkamen. Die eine derselben fand in der Ibrahim Bey-Redoute statt, wobei das getroffene Magazin in die Luft flog und vierzig Mann getötet wurden. Oberst Ibrahim Bey selbst fiel bald darauf an der Spitze seiner Leute. Die zweite Explosion erfolgte in der Nunuz Bey-Redoute im äußersten Südwesten. Nunuz Bey, welcher sämtliche Krschin-Redouten befehligte, überlebte den Angriff von Skobeleff und wurde nach der Schlacht, zugleich mit Tewfik Bey, dekoriert.

Der Zugang zu jeder Redoute lag hinten; bei einigen Werken hatte man die ganze hintere Seite offen gelassen. Dieser Umstand wurde eines Tages Skobeleffs Truppen verhängnisvoll. Sie hatten eine jener Redouten in Besitz genommen, erhielten aber durch die offene Seite ein so konzentriertes Massenfeuer, daß sie die Schanze mit schweren Verlusten wieder aufgeben mußten.

Unterkunftsräume für die Artilleristen waren innerhalb der Werke im Umfassungswall hergestellt; für die Mannschaften der Infanterie befanden sich solche in den Laufgräben. Mich überkam immer ein gewisses Gefühl der Bewegung, wenn ich die von ihrem schweren Dienst abgelösten, rauchgeschwärzten Artilleristen todesmatt in ihren engen Lehmhöhlen in tiefem Schlafe liegen sah. Mochten noch soviel Granaten krachend in die äußere Böschung des Walles schlagen, sie merkten nichts davon; ruhig schliefen sie in ihren unterirdischen Lehmbetten, bis sie, von neuem

zur Ablösung gerufen, ihr hartes Lager verließen, um oft genug es nur mit einem andern — draußen in der naſſen Erde — zu einem Schlaf zu vertauſchen, der kein Erwachen kennt.

Unmittelbar vor jeder Redoute war ein Graben von fünfzehn Fuß Breite und zehn Fuß Tiefe, welcher auch zur Verteidigung benutzt werden konnte. Weiter vorwärts lagen Laufgräben, die vielfach mit den nächſtliegenden Redouten in Verbindung ſtanden, und tiefer am Abhange befand ſich noch eine Reihe Schützengräben. Dieſe hatten ſämtlich eine drei Fuß hohe Bruſtwehr mit Schießſcharten in Zwiſchenräumen von einem Fuß ſechs Zoll. Gedeckte Gänge verbanden die Gräben untereinander, und ein Netzwerk gleicher Gänge bot den Truppen geräumige Unterkunft für die Zeit der Ruhe.

Um das Bild von der Großartigkeit der Geſamtanlage zu vervollſtändigen, füge ich hinzu, daß es Redouten gab, die eine innere Bodenfläche von mehr als eintauſendundſiebenhundert Quadratmetern beſaßen und mit unterirdiſchen Räumen ausgeſtattet waren, die nicht nur Offizieren und Mannſchaften Unterkunft gewährten, ſondern auch noch reichlichen Raum für Vorräte und Stallung für Pferde enthielten.

Natürlich waren nicht alle Redouten nach demſelben Muſter angelegt; einige waren zur Geſchütz- und Gewehrverteidigung, andere nur für Infanterie allein eingerichtet. Vor vielen Werken befand ſich auch noch ein außen herumführender gedeckter Weg als Infanterieſtellung, ſodaß bei Ausnutzung ſämtlicher Verteidigungsanlagen einer Redoute,

ein gleichzeitiges Gewehrfeuer aus drei bis vier übereinanderliegenden Etagen abgegeben werden konnte.

Zu diesen, dem Gelände nach jeder Richtung hin sehr geschickt angepaßten Anlagen, kam noch ein ganz unbeschränkter Munitionsverbrauch. Hiernach wird man die ungeheuren Verluste begreifen, welche die Russen bei ihren Angriffen erlitten. —

Während der Nacht vom 6. zum 7. September erbaute der Feind auf den umliegenden Höhen Batteriestellungen und armierte dieselben. Am Morgen des 7. September, der mit einem kalten Strichregen anbrach, befanden wir uns eingeschlossen. Die Rumänen standen im Norden und Nordosten, die Russen im Süden und Südosten. Die ganze Westseite, das Thal des Wid und die Straße nach Orkhanie, wurde durch starke feindliche Kavallerieabteilungen beobachtet.

Die gegenseitigen Stärkeverhältnisse beliefen sich bei den Russen auf etwa 80 000 Mann Infanterie, 12000 Mann Kavallerie und 440 Geschütze — bei den Türken auf ungefähr 30 000 Mann Infanterie und 72 Geschütze. Ueber die Zahl der türkischen Kavallerie habe ich nie etwas Sicheres erfahren können, doch war sie eine ganz beträchtliche und im allgemeinen, wie ich glaube, der russischen ungefähr gleich.

Anmerkung. Gemäß offizieller russischer Angaben bestand das Heer, welches Plewna gegenüberstand, aus mehr als 90 000 Kombattanten, nämlich 70 000 Mann Infanterie, 10 000 Pferden, 24 Belagerungs-, 364 Feld- und 54 leichten, der Reiterei beigegebenen Geschützen. Die Verluste dieser Armee betrugen 18 216 Mann. Davon tot: 75 Offiziere, 7558 Mann; verwundet: 290 Offiziere, 10 658 Mann. Die Stärke der Türken ist nur annähernd angegeben. Ihre Verluste sind niemals veröffentlicht worden. Osman Pascha räumt nur nach der Uebergabe ein, daß er allein am Wege nach Lowtscha und dessen Umgebung mehr Leute verloren habe als Skobeleff, der seinen Verlust auf 160 Offiziere und über 8000 Mann beziffert.

Die Russen hatten zur Vermeidung einer nochmaligen Niederlage jede Vorsicht angewendet. Sie erhofften durch eine lange und kräftige Artillerievorbereitung, einerseits die Werke möglichst zu demolieren, andererseits die Besatzung zu demoralisieren. Für den darauffolgenden weiteren Kampf vertrauten sie auf ihre große Ueberzahl. Am 7. September, 6 Uhr morgens, begann das Bombardement aus Norden von Opanes her, pflanzte sich schnell in östlicher Richtung auf die beiden Griwiza-Redouten fort, und weiter über die Bulgarenistraße südwärts, auf die Ibrahims-Redoute und die in der Nähe derselben liegenden Werke, dann über die Tutscheniza und die Straße nach Lowtscha, bis zu dem Dorfe Brestowez, wo schweres Belagerungsgeschütz gegen die Krschin-Redoute donnerte. Kurze Erfahrung lehrte jedoch unsere Leute sehr bald erkennen, daß das ganze entsetzliche Getöse nur wenig Furchtbares an sich hatte, daß die Redouten selbst nur geringen Schaden nahmen und die Verluste in denselben verhältnismäßig unbedeutend waren.

Nur eine der feindlichen Batteriestellungen direkt östlich, welche die Leute ‚Mammut-Batterie' tauften, weil sie aus einer großen Anzahl schwerer Belagerungsgeschütze bestand, und den ganzen Tag ununterbrochen die Ibrahim-Redoute, unter deren lebhafter Erwiderung, beschoß, brachte einen Verlust von vierzig Mann an Toten und Verwundeten und richtete einige Verwüstungen an den Wällen an, die aber in der Nacht wieder ausgebessert wurden.

Bald nach Beginn der Beschießung ritt ich in Begleitung von Lauri, dem deutschen Maler, nach der Ibrahim-Redoute hinüber. Unterwegs schlug eine russische Granate

ungefähr hundert Meter von uns auf den Boden, flog rikoschettierend über unsere Köpfe und begrub sich hinter uns in die Erde. Lauri war schrecklich aufgeregt; er stürzte nach der Stelle hin, scharrte die Granate aus, nahm sie auf und wiegte sie in seinen Armen wie ein kleines Kind. Dabei rief er in seinem gebrochenen Englisch: „Ich bin 43 Jahre alt und das ist die erste Kanonenkugel, die ich habe einschlagen sehen. Ach, was würde meine Frau sagen, wenn sie mich jetzt so sehe!" Mit Mühe nur gelang es mir, sein Entzücken zu mäßigen und ihn zu veranlassen das gefährliche Ding aus der Hand zu legen, das jeden Augenblick explodieren und meinen guten Lauri in alle Winde zerstreuen konnte. Indem wir uns auf der Leeseite der Anhöhe hielten und nur ab und zu hinüberzublicken wagten, konnten wir doch flüchtig den weißen Rauch der etwa zweitausend Meter entfernten ‚Mammut-Batterie' erkennen. Mitunter beobachteten wir, daß eine Granate die Redoute traf und dabei eine Menge Erde emporwarf, viele aber flogen über dieselbe hinweg bis in die Nähe der Stadt.

In den nächsten Tagen benutzte ich meine freien Stunden stets zu einem Ritt, mir den Fortgang und die Fortschritte der Beschießung anzusehen, welche mit großer Heftigkeit geführt wurde. Am 10. September ging das Dorf Radischewo in Flammen auf. Unsere Redouten hatten aber bis jetzt wenig Schaden gelitten; es war noch gar keine besondere Wirkung der Hunderte von feuerspeienden Geschützen zu bemerken.

Am 11., nachdem ich den ganzen Vormittag mit den inzwischen zahlreich angekommenen Verwundeten zu thun gehabt hatte, begann der Infanterieangriff des Feindes auf

allen Seiten. Ich ſetzte mich ſofort aufs Pferd und ritt hinaus, wobei mich ein nur leicht verwundet geweſener Sergeant, der wieder zu ſeiner Truppe wollte, zu Fuß begleitete. Er verließ mich, als ich meinen Weg noch über die fernſt gelegene Redoute hinaus verfolgte, um den Schützengräben näher zu kommen. Etwa zweihundert Meter hinter dem vorderſten derſelben blieb ich unter einer Baumgruppe halten, der überall lagernde dichte Pulverdampf verhinderte mich aber irgend etwas zu ſehen. Nur ab und zu ſchleppten ſich einige Verwundete an mir vorüber, welche in der Redoute hinter mir Schutz ſuchen wollten. Ich improviſierte deshalb einen Verbandplatz unter den Bäumen und leiſtete den armen Kerlen die erſte Hilfe. Indeſſen, bald wurde mir der Platz doch ungemütlich heiß. Ich mußte mich rückwärts einſchneiden. Als ich hierbei, in der Richtung auf die Krſchin-Redouten, den Weg von Lowtſcha überſchritt, kam ich an vier einzelnen Gruben vorbei, in deren jeder ſich einige alte Muſelmänner befanden, die aus langen altmodiſchen Gewehren eifrig den Feind beſchoſſen. Da ſie ſich unter vortrefflicher Deckung befanden, waren ſie offenbar von den Ruſſen noch nicht bemerkt worden, und ſie nahmen es deshalb ſehr übel, als ich mich einen Augenblick aufhielt, um ihrem meuchleriſchen Treiben zuzuſehen. In der Befürchtung, daß dadurch ihr Hinterhalt verraten werden könnte, ſchrien ſie mir ſehr grob zu, ich ſolle mich ſamt meinem Pferde fortſcheren und nicht die Aufmerkſamkeit des Feindes auf ſie lenken. Dieſer freundlichen Aufforderung folgte ich auch auf der Stelle und wandte mich Griwiza zu, von wo ich ſehr heftiges Gewehrfeuer hörte. Indem ich hierbei

durch unſer Lager ritt, bemerkte ich dicke Maſſen feindlicher Infanterie, die vom Dorf Griwiza aus auf die Redoute vorgingen und ſich im Thal ſchon auf ungefähr fünfhundert Meter dem Werk genähert hatten. Gleichzeitig ſah ich, wie die an der Rückſeite desſelben befindlichen, mit Brettern und Faſchinen eingedeckten Ställe durch eine explodierende Granate in Brand gerieten und hörte das Hurrahgeſchrei der Ruſſen, mit welchem ſie das Feuer begrüßten.

Da die im Thal vorgehenden Ruſſen von der Redoute aus nicht geſehen werden konnten, ſprengte ich hin und meldete Sadik Paſcha, dem Kommandanten des Werkes, meine Wahrnehmung. Darauf trat ich auf das Bankett zu den emſig feuernden Leuten und ſah, wie die Rumänen in dichten Linien von Norden her angriffen, und die Ruſſen aus Süden und Oſten heranrückten. Während der Anblick dieſes Schauſpiels mich in hohem Grade feſſelte, ſchlug plötzlich eine Granate mit furchtbarem Getöſe mitten in die Redoute. Dies erinnerte mich, daß ich eigentlich hier gar nichts zu ſuchen hatte; ich warf mich wieder auf mein Pferd und machte mich eilig aus dem Staube.

In ſüdlicher Richtung davongaloppierend, gelangte ich nach Ueberſchreiten der Lowtſchaer Straße in das Gelände, auf dem Skobeleff gegen die Krſchin-Redouten vorging. Die Truppen desſelben hatten ſchon tags zuvor die zweite Kuppe der ‚grünen Hügel‘ und am heutigen Vormittag die dritte Kuppe in Beſitz genommen. Die Unſrigen waren aus den Schützengräben in zwei Redouten zurückgewichen, welche Skobeleff in ſeinem ſpäteren Gefechtsbericht als Nr. 1 und Nr. 2 der Redouten von Plewna bezeichnet. Trotz des

furioſen Gegenangriffs war er Herr dieſer Höhen und damit des ganzen Rückens der ‚grünen Hügel‘ geblieben.

Das Feuer tobte wahrhaft erſchreckend, als ich mich der Rückſeite der beiden eben genannten Redouten näherte.

Die Beſatzung kam zu Hunderten aus der offenen Hinterſeite der einen Redoute herausgeſtürzt. Dieſer Anblick empörte mich und ließ mich jede Gefahr vergeſſen. Wie beſeſſen ſprengte ich auf die Flüchtenden zu, ſchrie und ſchimpfte, um ſie zur Umkehr zu bewegen, doch alles war umſonſt, ſie ließen ſich nicht halten. Einen türkiſchen Leutnant, der, um ſich zu retten, in aller Haſt über eine Palliſadenwand kletterte, bearbeitete ich ſogar in meiner wilden Wut mit der flachen Klinge meines Säbels. Dies ſchien ihn jedoch nur zu größerer Eile anzutreiben; er lief davon, wurde aber alsbald von einem Schuß in den Rücken tot niedergeſtreckt.

Während ich mich in dieſer Art vergeblich abmühte und ſchließlich blind in die Flüchtigen einhieb, um ſie zum Stehen zu bringen und zu ſammeln, traten zwei alte Muſelmänner in langen Bärten und Kaftans an mich heran, ergriffen meine Hände und ſagten: „Sen schoki adam!“ was ungefähr bedeutet: „Sie ſind ein braver Mann!“ oder ſo etwas Aehnliches. Ich erinnere mich dieſes Vorfalls, weil mir niemals ein größeres Kompliment gemacht wurde.

In wirrem Durcheinander fluteten die Haufen zurück. Dazwiſchen donnerten die Geſchütze, krachten die Granaten, knatterten die Gewehre, ſtürmten die Ruſſen mit lauten Hurras vorwärts, wimmerten, ächzten und ſtöhnten die Verwundeten. Es war als ob die ganze Hölle losgelaſſen

wäre. Mitten in dem grauſenhaften Trubel bemerkte ich, wie auch Czetwertinski in die Fliehenden eindrang und ſie aufzuhalten ſuchte. Wir vereinigten unſere Anſtrengungen, ſahen aber endlich ein, daß wir gegen den alles mit ſich fortreißenden Strom machtlos ankämpften. Wir mußten ſchließlich dem Andrang weichen und wurden ſelbſt mit fortgetragen.

Ein paniſcher Schrecken trieb die Fliehenden wie gehetzte Tiere nach Plewna, wodurch auch die Einwohner von Panik erfaßt wurden. Der Ruf: „Die Ruſſen kommen, die Ruſſen kommen!“ hallte überall wieder, und Verwundete, ſchwache Greiſe, halbnackte Frauen und ſchreiende Kinder, alles, in wildem Gedränge, wälzte ſich dem befeſtigten Lager zu.

Ueber den Angriff erfuhr ich hinterher, daß er um 3 Uhr von den Regimentern Wladimir und Susdal eröffnet wurde. Dieſelben waren mit klingendem Spiel den Abhang hinabgeſtiegen und über den im Thale laufenden Bach hinweg, ſofort zum Sturm geſchritten. Hierbei mußten ſie die ſteile, völlig kahle, ſiebenhundert Meter hohe Anhöhe, auf welcher die Redoute lag, unter dem verheerenden Geſchütz- und Gewehrfeuer dieſes Werkes und dem Flankenfeuer der Krſchin-Redoute erklimmen. Durch die dabei entſtandenen ungeheueren Verluſte geriet der Angriff ins Stocken. Die faſt auf die Hälfte ihres Mannſchaftsſtandes reduzierten Kolonnen nahmen denſelben erſt nach Eintreffen des Regiments Reval wieder auf, und vereint mit dieſem — trotz des furchtbaren Kugelhagels — mit großer Bravour vorgehenden Regiment, wurden demnächſt alle Schützengräben

und die Redoute genommen. Ihr Fall zog bald auch den der Nachbar-Redoute nach sich.

Beschossen von den Krschin-Redouten und aus den, auf Gewehrschußweite liegenden Werken des verschanzten Lagers, sowie beunruhigt durch immer erneute Vorstöße, hatten die Eroberer der beiden Redouten einen schweren Stand. Die ganze Nacht hindurch wurde gekämpft. Zur Wiedererlangung des Verlorenen machten die Unsern einen Angriff nach dem andern. Das mörderische Feuer der Krenke- und Berdangewehre wies aber jeden derselben ab. Eine Barrikade von Leichen verschloß die nach dem verschanzten Lager offene Seite der Redoute Nr. 1.

Ich war während dieser ganzen Zeit im Lazarett und arbeitete in Hemdsärmeln im Schweiße meines Angesichts, unter dem Gepraſſel der feindlichen Kugeln, welche auf die Ziegeldächer schlugen. Erst am hellen Morgen konnte ich mich nach meinem Quartier begeben, um etwas Schlaf zu suchen. Zu dieser Zeit waren einige russische Batterien näher der Stadt aufgestellt worden. Ehe ich einschlief fielen zwei Granaten in meinen Garten und eine Kugel, welche durch mein Zimmer schlug, grub sich in eine Wand desselben.

Als ich erwachte dauerte das Schießen noch fort. Auf dem Wege nach dem Lazarett fand ich den Marktplatz mit vielen Hunderten von Verwundeten bedeckt. Ich beteiligte mich sofort an dem Verbinden derselben. Alle Verwundeten, die im Lazarett gelegen hatten, waren, zu besserem Schutz, nach dem Südende der Stadt, in eine Anzahl kleiner bulgarischer Hütten der ärmsten Klasse geschafft worden.

Während ich mich hier in Thätigkeit befand, kam mein

Diener und fragte, ob er nicht meine Sachen in Sicherheit bringen solle, da das Schießen in der Nähe meines Hauses so heftig würde, daß er glaube, die Russen würden wohl bald in der Stadt sein. Ich wies ihn an, alles zusammen zu packen und auf mein Pferd zu schnallen, im übrigen aber aufzupassen bis die Russen über den Hügel kämen. „Sobald du das siehst," sagte ich, „kommst du mit dem Pferde sofort hierher." Dasselbe war allerdings nicht ganz unbeschädigt geblieben, denn eine Kugel war ihm durch die Halsmuskeln gegangen, indessen war es noch mutig und ganz imstande mich zu tragen.

Die Angriffe zur Wiedereroberung der Redouten, welche während der Nacht unternommen worden waren, wurden auch jetzt bei Tage mit verstärkten Kräften fortgesetzt, und um ½11 Uhr fand ein neuer energischer Ansturm, unterstützt von wirksamem Artilleriefeuer, statt. Derselbe schien zu glücken. Der Feind begann Redoute Nr. 1 zu verlassen und bald darauf auch Nr. 2. Schon war ein Teil unserer Mannschaften in die Werke eingedrungen, als das persönliche Erscheinen und Eingreifen von Skobeleff seine Leute zu neuem Vorgehen begeisterte und die Behauptung der Redouten bewirkte. Alle die Unsern, die sich schon in denselben befanden, hatten sich vergeblich geopfert.

Als ich gegen 3 Uhr auf das Schlachtfeld kam, begann soeben ein neuer heftiger Sturmlauf unter Führung von Tewfik Bey. Die Kolonnen entwickelten sich zu langen Linien und drangen, gefolgt von tiefen Massen, unaufhaltsam vorwärts. Diesem Angriff vermochten die Russen nicht mehr stand zu halten. Was von ihnen nicht niedergemacht

wurde, floh über den Abhang hinab, bis zu der Stelle, welche Skobeleff vor Einnahme der Werke innegehabt hatte.

Dies war der Ausgang des fünftägigen, hartnäckigen Kampfes; die dritte Schlacht von Plewna hatte wiederum mit einer vollständigen Niederlage der Russen geendet. Dieselben verloren bei dem langen blutigen Ringen fast 20 000 Mann; gewonnen hatten sie nichts, als die ihnen wenig nutzende Griwiza-Redoute, deren Eroberung sie hauptsächlich den Rumänen zu verdanken hatten.

Späterhin war es mir ebenso interessant als amüsant, die offiziellen russischen Berichte über das Ergebnis der Schlacht zu lesen. Es heißt darin: „Die zum Angriff auserwählten Punkte waren: Die Redoute von Griwiza, die Werke im Zentrum Radischewo gegenüber, und die dritte Kuppe der montagnes vertes. Nach fast übermenschlichen Anstrengungen und enormen Verlusten eroberten unsere Truppen den ersten und den letzten dieser Punkte, sowie zwei südlich Plewna gelegene Redouten. Die Werke im Zentrum konnten, trotz einer Tapferkeit, die über jedes Lob erhaben ist, nicht genommen werden. Wir hatten somit teilweise Erfolge errungen, frische Truppen aber, zur Sicherung und Ausnutzung des Gewonnenen, standen nicht zu Gebote. Es wurde daher beschlossen, die Griwiza-Redoute zu halten, die montagnes vertes jedoch aufzugeben."

Wenn ich an jenen letzten unwiderstehlichen Angriff der türkischen Infanterie und an den, die Lüfte durchbrausenden Schrei: ‚La ilaha illallah Mohammed Rasul Allah!' denke, welcher wie der Funken in einer Zündschnur, sich

um den ganzen Kreis der Verteidigungswerke fortpflanzte, da kann ich ein Lächeln nicht unterdrücken über die feine Wendung: „Es wurde beschlossen, die montagnes vertes aufzugeben". —

Ich gelangte in die Redoute Nr. 1, kurz nachdem die vordersten Leute in dieselbe eingedrungen waren, und niemals werde ich das grausige Bild vergessen, welches sich meinen Augen dort darbot. Die Redoute war buchstäblich von Toten, Sterbenden und Verwundeten verstopft; bei jedem Schritt trat man bis über die Knöchel in Blut; umherliegende Gehirnteile, einzelne Glieder- und Kleiderfetzen aller Art, erhöhten noch den schaudererregenden Anblick. Von einer Art Delirium erfaßt, geberdeten sich die Leute, als ob sie von Sinnen wären. Ringsum hörte man Jauchzen, Beten und Dankrufe zu Allah. Einige hundert Mann spannten sich vor stehengebliebene russische Kanonen und zogen dieselben im Triumph nach dem Feldlager; andere fielen sich um den Hals, tanzten und sangen in wahnsinnigem Entzücken. Die Erregung jener ersten Minuten nach Wiedernahme der Redouten spottet jeder Beschreibung. Die ganze Armee von Plewna war wie toll vor Siegesfreude, trotzdem der Feind, wie zu einer stummen Mahnung an weitere heiße Kämpfe, in der Griwiza-Redoute verblieb. Seitens der Türken wurde aber dem Verlust dieses Werkes keine große Wichtigkeit beigemessen, da die frühere Besatzung desselben einfach in die hundertundachtzig Meter entfernte Schwester-Redoute zurückgegangen war, welche die andere vollständig beherrschte. Die in der That geringe Bedeutung derselben kennzeichnete sich in der Folge dadurch, daß sie uns wenig

oder gar keinen Schaden zufügte, obwohl sie sich während der ganzen demnächstigen Einschließung in Händen der Russen befand. Sie wurde von ihnen als Griwiza-Redoute Nr. 1, und die feindliche Schwester als Nr. 2 bezeichnet. Bei den Türken führte die erstere den Namen Kanli Tabiya und die letztere den Namen Bash Tabiya.

Noch in der Nacht nach der Schlacht machten die Russen einen heftigen Ausfall aus Redoute Nr. 1, um auch Nr. 2 in ihre Gewalt zu bekommen. Der Kampf weckte mich aus meinem tiefen Schlummer.

Es ist merkwürdig wie das schlafende Gehirn sich den Umständen anpaßt und dann gewissermaßen nur mit einem Auge schläft. Unter sicherer Deckung, vermochte ich bei Geschützfeuer selbst in einer Redoute immer fest zu schlafen, weil mein Hirn sich alsdann der Gefahrlosigkeit bewußt war, sobald aber das Geknatter des Gewehrfeuers begann, erwachte ich unfehlbar durch das instinktive Gefühl einer sich nähernden Gefechtskrisis. So erging es mir auch in der Nacht nach der Schlacht. Die russischen Kanonen ließen in Zwischenräumen immer von neuem ihren tiefen Baß hören, aber erschöpft und müde wie ich war, sangen sie mich nur in immer tieferen Schlummer. Auf einmal indessen krachte Gewehrsalve auf Gewehrsalve, und dies brachte mich im Nu aus meiner Schafsfelldecke und auf meine Veranda. Es war draußen dunkel und regnerisch, trotzdem aber konnte ich auf dem Janik Bair das Aufblitzen der Kanonen sehen und an dem Aufleuchten der Gewehrsalven erkennen, wie die Russen, von ihrer Redoute aus, gegen die Bash Tabiya anliefen. Von dieser wußte ich, daß sie sehr stark besetzt

war und daß ihr Geschütz- und Gewehrfeuer — letzteres aus drei Etagen — jeden Meter Raum bis zur Kanli Tabiya bestrich. Unter solchen Umständen konnte der Ausgang des Gefechts kaum zweifelhaft sein, und nach kurzer Zeit bemerkte ich auch an dem zurückgehenden Feuer der Russen, wie sie sich wieder in den Schutz ihrer Redoute begaben.

Wie groß der Sieg in der Schlacht des vorhergehenden Tages gewesen, zeigte sich erst am Morgen in den ungeheuren Verlusten, die der Feind erlitten, und mit denen er nichts erreicht hatte. Wir fingen an, uns wieder sicher zu fühlen und brachten die Verwundeten, die alle an das untere Ende der Stadt geschafft worden waren, in provisorische Lazarette. Die weise Maßnahme Osman Paschas, alle Verwundeten der früheren Schlachten sofort nach Sofia überzuführen, trat jetzt in helles Licht. Es war ein großes Glück, daß wir bei unsern unzulänglichen Lazarettträumen nicht auch noch für frühere Verwundete zu sorgen hatten, denn von den ungefähr viertausend Patienten, die nunmehr auf einmal unserer Behandlung unterlagen, konnte keiner mehr weggeschickt werden, weil inzwischen der Feind einen eisernen Gürtel um uns geschlossen und den Weg nach Orkhanie verlegt hatte.

Die nächsten vier Tage nach der Schlacht war das gesamte Sanitätskorps, vierzig Aerzte, in unausgesetzter Thätigkeit. Die Zahl der auszuführenden Operationen stellte sich sehr hoch, und die Mehrheit derselben fielen Osman Effendi und mir zu. Ich kam die ganze Woche nicht in mein Quartier, sondern schlief im Lazarett. Meine Mahlzeiten

erhielt ich durch meinen Diener, der mir dieselben zu Hause bereitete.

Obgleich die zähe Natur der Kranken uns wesentlich unterstützte, so vermehrte doch ihr Widerstreben, sich Operationen zu unterwerfen, die Durchschnittssterblichkeit bedeutend. Drei Tage nach der Schlacht bemerkte ich einen Soldaten, welcher die Straße entlang schlich und jeden Augenblick stehen blieb. Er hielt etwas in der Hand und sein Aussehen schien mir so sonderbar, daß ich an ihn herantrat und mich erkundigte, was ihm fehle. Hierbei zeigte er mir den Dünndarm der zwei Fuß lang aus der Unterleibswunde heraushing. Durch die Einwirkung der Luft hatte derselbe eine solche Veränderung erlitten, daß er wie ein geteertes Tauende aussah. Trotz dieses üblen Aussehens der Sache, hätte ich den nicht eingeklemmten Darm wieder an seine Stelle bringen und den Mann wahrscheinlich retten können, wenn er mir erlaubt hätte, die Wunde zu reinigen und zu erweitern, aber er versagte mir hartnäckig seine Einwilligung dazu, weil zwei seiner Kameraden im Lazarett ihren Wunden erlegen waren und er diesen Ausgang der ärztlichen Behandlung zuschrieb. Er lebte noch 14 Tage in seinem traurigen Zustand.

Der Stoicismus der Leute war wahrhaft wunderbar. Eines Tages wurde mir ein Mann vorgestellt, der mit einem Kameraden Scherz getrieben hatte und dabei von diesem, aus Versehen, mit dem Bajonett in den Magen gestochen worden war. Der gleich danach herbeigeholte Arzt hatte die Wunde für einen unbedeutenden Stich auf den Magen gehalten, nur ein Plaster aufgelegt und es da-

bei bewenden lassen. Einige Stunden später wurde der Mann aber bedenklich krank. Als ich ihn untersuchte, fragte ich gleich, ob er Blut gebrochen hätte und als er dies bejahte wußte ich, daß die Netzhaut verletzt und sein Schicksal besiegelt sei. Er war ganz heiter, starb aber nach 24 Stunden.

Da infolge der meist hinter Brustwehren stattgefundenen Verteidigung zum größten Teil Kopf- und Brustschüsse vorlagen, erwies sich ein großer Prozentsatz der Wunden als verhängnisvoll. Sie zeigten eine ungeheure Verschiedenheit. Es kam mir ein Mann unter die Hände, bei dem ich sechs Verletzungen durch eine einzige Kugel konstatierte. Dieselbe war an der Außenseite des rechten Armes, zwischen Ellenbogen und Schulter, eingedrungen und dann durch den Arm, die fleischigen Teile der Brust und schließlich auch noch durch den linken Arm hindurch gegangen. Die sechs Löcher heilten aber sehr schnell. Nach kurzer Zeit konnte der Mann wieder seinen Dienst thun.

Nicht ein einziger Russe kam nach der Schlacht in meine Behandlung. Die Russen nahmen beim Rückzug stets ihre Verwundeten mit. Als ich bei dem die Schlacht beendenden, glänzenden Sturm, den Tewfik Bey gegen die Kawanlik-Redoute führte, diese betrat, sah ich dort keinen einzigen lebenden Russen. Selbst die letzten, ein Hauptmann mit achtzehn Mann, waren, in heroischer Verteidigung, von unsern über die Böschungen in das Werk flutenden Truppen mit dem Bajonett niedergemacht worden. Bei so mörderischer Kampfesweise konnte man sich nicht wundern, wenn verwundete Russen nicht in unsere Behandlung und Pflege gelangten.

Den ärztlichen Stab in dem Hauptoperationslokal bildeten, außer Osman Effendi und mir, Weinberger, Kuſtler, Gebhardt, Kronberg, Waldemann und Rookh. Wir hatten eine Menge Jarra Baſchis, welche Kenntniſſe der Anfangsgründe der Chirurgie beſaßen, zu unſerer Hilfe. Die Verwundeten kamen, je nach dem Zeitpunkt ihrer Zuführung, der Reihe nach zur Operation daran. Die Zahl derſelben war aber ſo groß, daß manche der armen Menſchen vier bis fünf Tage warten mußten, ehe wir uns ihnen widmen konnten. Trotzdem genaß um jene Zeit ein großer Prozentſatz, was wir hauptſächlich dem Umſtand verdankten, daß der Raum nicht überfüllt war und wir nur wenige Fälle ſeptiſcher Art hatten. Wir waren auch in der Lage reichliche Nahrung zu geben, da uns Fleiſchbrühe, Milch, Reis und Zwieback genügend zur Verfügung ſtanden. Die Zwiebacks beſonders, weich gekocht, erwieſen ſich als außerordentlich nützlich.

Osman Paſcha iſt häufig beſchuldigt worden, die Verwundeten in unmenſchlicher Weiſe vernachläſſigt zu haben, doch iſt ihm dieſer Vorwurf von Leuten gemacht worden, welche gar keine Gelegenheit hatten, ſich ein gerechtes Urteil zu bilden, und die ſeinen unbeugſamen Entſchluß, die Verwundeten aus Plewna zu entfernen, für Grauſamkeit und Intereſſeloſigkeit an ſeinen Truppen hielten. Mir bot ſich oft genug Gelegenheit den Muſchir zu beobachten, und ich muß hier auf das energiſchſte den Vorwurf der Vernachläſſigung und Gleichgültigkeit zurückweiſen. Schonungslos gegen ſeine Truppen in der Schlacht, vergaß Osman Paſcha, ſobald der Kampf vorüber war, doch niemals die Fürſorge für die Verwundeten. In der Zeit nach der dritten Schlacht

besuchte er beständig die Lazarette und verstand es durch sein persönliches Erscheinen und seine freundlich ermunternden Worte, den Mut und die Zuversicht der Leute zu beleben. Er gab auch zu verstehen, daß alle Glieder des Sanitätskorps, wenn sie treu ihre Schuldigkeit erfüllten, seiner Zeit dekoriert werden würden. Das war ja sehr schön, indessen halte ich es für meine Pflicht hierbei zu bemerken, daß auch ohne diesen Ansporn sämtliche Aerzte jederzeit ihren Dienst nach besten Kräften versahen, und besonders während jener anstrengenden Tage und Nächte, die unserem größten Siege folgten, ihre schwere Arbeit unermüdlich, bei ungenügender Nahrung und wenig oder gar keinem Schlaf, aufopferungsvoll verrichteten.

Als die größte Arbeitsdrangsal bewältigt war, begab ich mich in mein Quartier zurück und kam dort wieder mit Czetwertinski und Lauri zusammen. Ersterer war sehr kränklich und bedurfte meiner Hilfe, letzterer besaß keinen eigenen Diener und wußte nicht recht wo er bleiben sollte. Etwa vier Tage nach der Schlacht hörte Czetwertinski, der beständig Fühlung mit dem Stab des Hauptquartiers hatte, daß Osman Pascha jemand suche, der es wagen wollte, durch die russischen Vorposten zu schleichen und Depeschen nach Konstantinopel zu bringen. Der tapfere junge Pole teilte mir die Sache mit und fragte mich gleichzeitig, ob ich mit ihm zusammen das Wagnis ausführen wolle. Wir saßen beinahe die ganze Nacht auf und besprachen die Angelegenheit, wobei Czetwertinski in seiner leichten Art sehr verlockend bemerkte, daß wir freilich, falls uns die Russen erwischten, unfehlbar gehangen werden würden, anderweitig

aber auch, wenn das Unternehmen gelänge, auf eine hübsche Dekoration rechnen dürften.

Wir kamen schließlich überein, Osman Pascha unsere Dienste für den Zweck anzubieten, und schon am nächsten Morgen machte Czetwertinski ihm seine Aufwartung. Der Pascha dankte uns freundlich, lehnte aber unser Anerbieten ab, da er es vorzog einen landeskundigen Cirkassier mit der Aufgabe zu betrauen.

Gay, der Korrespondent des Daily Telegraph, wünschte sehnlichst Plewna zu verlassen. Er hatte sich, sobald die Schlacht vorüber war, in sein Zimmer eingeschlossen und seitdem Tag und Nacht an einer glühenden Schilderung der stattgehabten Ereignisse gearbeitet. Einen ganzen Sack voll Berichte hatte er fertig und brannte natürlich darauf, sie seiner Zeitung zu schicken. Die Absendung war für ihn und sein Blatt von um so höherer Bedeutung, als es sich dabei um journalistische Ehre und Eitelkeit handelte. Gay war nämlich zur Zeit der einzige Korrespondent bei der Armee von Plewna, während sich bei den Russen Forbes, Mac Gahan und noch viele andere befanden. Das Wichtigste, einen Führer durch den Feind zu finden, war ihm geglückt. Ein Cirkassier hatte sich bereit erklärt, die Aufgabe für den hohen Preis von dreitausend Piastern zu übernehmen, die bei Ankunft in Sofia gezahlt werden sollten. Gay schrieb darüber, noch vor seinem Aufbruch, an den Redakteur des Daily Telegraph: „Heute am 15. September nimmt die Kanonade in schwacher Weise ihren Fortgang und es ist auch durchaus nicht wahrscheinlich, daß sie aufhören wird, solange noch ein Russe vor Plewna steht, indessen großen

Schaden richtet sie nicht an. Möglicherweise bereiten ihr Entsatztruppen eines Tages ein sehr plötzliches Ende. Was mich betrifft, so bin ich im Begriff heute abend die nunmehr perfekt gewordene Einschließungslinie zu durchbrechen. Seit zwei Tagen suchte ich vergeblich nach einem mit der Gegend vollständig vertrauten Mann, der imstande wäre, mich in der Dunkelheit über die Berge zu führen. Gestern abend endlich machte Osman Pascha einen einäugigen Häuptling der Cirkassier ausfindig, der mit einem seiner Leute sich verpflichtet hat, mich durchzubringen, falls dies überhaupt in den Grenzen der Möglichkeit liegt. Gemäß unserer Verabredungen wollen wir heute nach Eintritt der Dunkelheit aufbrechen. Herr Viktor Lauri und ein türkischer Offizier wünschen sich mir anzuschließen. Unsere Gesellschaft wird somit aus zwei Cirkassiern, einem türkischen Sergeanten, meinem Diener, einem Jonier, einem griechischen Groom, Herrn Lauri, dem türkischen Offizier und meiner Wenigkeit bestehen, im ganzen also aus einer kleinen Truppe von acht wohlbewaffneten Männern. In dem Augenblick, wo ich dieses schreibe, sind die Cirkassier und der Grieche auf einer Rekognoszierung begriffen, um einen Fleck auszukundschaften, der die Ausführung des Unternehmens möglich erscheinen läßt. Entdecken sie einen solchen, dann kommen sie uns abzuholen. Da die Gefahr groß ist, fordern die Cirkassier sehr hohen Lohn, der aber erst nach dem Gelingen des Wagnisses zu zahlen ist. Jedenfalls bin ich zu demselben jederzeit bereit. Ob wir dann durchkommen, das steht auf einem andern Blatt und müssen wir unserem Glück überlassen. Wenn diese Zeilen in Ihre Hände gelangen,

dürfte sich schon entschieden haben, wie alles abgelaufen ist. Bin ich dann noch in der Lage dazu, dann erhalten Sie sofort telegraphischen Bericht über meinen gefahrvollen Ritt quer durch den Feind."

In Wirklichkeit gelangte Gay an diesem Abend nicht mehr über unsere Vorposten hinaus. Czetwertinski und ich begleiteten ihn bis zu denselben, nahmen ihn aber dann auch wieder mit uns nach Hause, denn die Nacht war so mondhell, daß man deutlich die russischen Vedetten sehen konnte. Keine Katze hätte sich bei ihnen unbemerkt vorbeischleichen können, viel weniger also ein Reiter. Der an der betreffenden Stelle auf Vorposten befindliche Hauptmann verweigerte ganz entschieden den Durchlaß, indem er erklärte, daß er nicht seine Hand zu einer sicheren Gefangenschaft und damit gleichzeitig zum Tode aller Beteiligten bieten wolle.

Am folgenden Abend indessen wagte die Gesellschaft ihren gefährlichen Weg. Später hörte ich, daß sie mit großen Fährnissen zu kämpfen gehabt hatte. Sie war von Kosaken verfolgt und wiederholt von den Posten beschossen worden. Nur der Schnelligkeit und Ausdauer ihrer Pferde hatte sie es zu verdanken, daß sie Orkhanie erreichte und von da nach Sofia gelangte. Uebrigens war der kleine deutsche Maler schließlich nicht mitgegangen, da zwischen ihm und Gay noch im letzten Augenblick ein Streit stattgefunden hatte.

Zehntes Kapitel.

Die Einschliessung von Plewna.

Bei der Erinnerung an den kleinen Lauri fällt mir mitten unter den blutigen Scenen des Krieges eine kleine Geschichte ein, in welcher ich ihn noch heute jammernd und schimpfend mir gegenüber sehe. Die Geschichte dreht sich um eine deutsche Wurst und trug sich folgendermaßen zu: Gay und Lauri hatten, ehe sie nach Plewna kamen, in weiser Voraussicht der sie erwartenden Kriegsnöten, ein kleines Kapital für ein eigenes Proviant-Magazin angelegt und sich Vorräte aller Art im Betrage von dreißig Pfund Sterling mitgebracht. Ihre Speisekammer enthielt: englische Lachshäringe, amerikanisches Büchsenfleisch, conservierte Gemüse von sonderbaren Farben, Bouillontafeln usw., als Krone des Ganzen aber ein seltenes Prachtexemplar, ein wahres Unikum einer deutschen Wurst. Dieselbe war nicht eines jener Machwerke aus verdächtigen Ingredienzien, wie sie für gewöhnlich in Friedenszeiten zum Verkauf ausliegen, nein, es war eine Wurst, eigens sozusagen für den Kriegsfall präpariert. Sie hatte eine Länge von vier Fuß, einen Umfang von einem Fuß sechs Zoll und befand sich in einem Metallgehäuse, ähnlich solchem, wie man es zur Verpackung von Landkarten benutzt. Dieses erhabene Muster einer Wurst war der Apfel des Paradieses in den Augen

des kleinen Künſtlers, doch — o! ich wußte dies nicht! — als Gay wegging, wütend auf Lauri, infolge irgend eines läppiſchen Streites, beſchenkte er mich mit den noch vorhandenen Reſtbeſtänden des Magazins und damit zugleich mit der Wunderwurſt. Er vermachte mir auch noch mehrere andere Dinge, ſo z. B. ein vortreffliches Glockenzelt, dasſelbe wurde mir aber, zu meinem großen Leidweſen, ſpäter geſtohlen.

Als ich das geſamte Vermächtnis erhielt, war Lauri gerade abweſend und kampierte, glaube ich, in irgend einer Redoute. Dies wurde ihm zum Verhängnis, denn ſtolz auf meinen Reichtum, lud ich mir ſofort jeden guten Freund, den ich am Orte beſaß, zum feſtlichen Wurſtſchmaus ein. Es entſtanden daraus zwei Mahlzeiten. Wir hatten uns Raki verſchafft, jenen ſcharfen türkiſchen Branntwein, der in die Häutchen des Halſes ein Loch brennt, wenn man ihn hinuntergießt, und wir hielten ein ſolennes Mittageſſen. Darauf verſchafften wir uns noch mehr Raki und hielten ein Abendeſſen und dann — wo, ja wo war das herrlichſte Werk aller Wurſtmacherkunſt geblieben? „Wo," fragt jener begeiſterte Barde Hans Breitmann, „iſt die kleine Wolke hin, die den Gipfel des Berges ſchmückte?" Ja, wo war ſie hin? ſie war verſchwunden — nämlich die ſchöne Wurſt; ſie war vergänglich geweſen, wie alles Schöne auf Erden.

Lauri kehrte am nächſten Tage zurück, und als ich ihn einlud, mein gewöhnliches Mahl von gekochten Bohnen und Reis zu teilen, benahm er ſich höchſt undankbar; er wünſchte jede Bohne in der Türkei zu allen Teufeln. Alsdann fing er an nach der Wurſt zu ſuchen, wobei er den ſchwarzen Verdacht laut werden ließ, Gay müßte ſie heim-

lich verzehrt haben. „So ein gemeiner Patron," schimpfte er, „mir die ganze Wurst zu nehmen!" Ich verhielt mich ganz still dabei, konnte aber nicht umhin Czetwertinski verstohlen einen schuldbewußten Blick zuzuwerfen. Lauri klagte und jammerte noch eine ganze Woche um die Wurst, als er danach aber den Verlust verschmerzt zu haben schien, brachte ich ihm vorsichtig bei, in welcher Weise sie ein Ende gefunden hatte. Gegen alle meine Erwartung rührte ihn dabei nicht der Schlag, im Gegenteil, er benahm sich wunderbar sanftmütig, der kleine Kerl, und versöhnte sich endlich sogar auch wieder mit den ewigen gekochten Bohnen.

Als ich eines Tages nach dem Lager des Hauptquartiers ritt, fand ich dasselbe in einer gewissen Aufregung. Neugierig zu hören, was der Grund der Bewegung sei, wandte ich mich an den anwesenden Tewfik Pascha, der nach der letzten Schlacht zu diesem Rang erhoben worden war. Er erzählte mir, daß die Russen einen Parlamentair gesandt hätten, um Osman Pascha zu einer Besprechung mit einem russischen General, in einer beide Teile gleichmäßig interessierenden Angelegenheit einzuladen. Ich suchte etwas Näheres über den Gegenstand zu erfahren, Tewfik Pascha wußte aber selbst nichts darüber. Er sagte nur, Osman Pascha wolle sich persönlich zu der Zusammenkunft begeben, sein Stab jedoch rede ihm davon entschieden ab. Dieser mache die Anschauung geltend, daß es der Würde des Marschalls nicht entspreche, mit einem Offizier niedereren Ranges zu verhandeln; persönlich könnte er nur mit dem zur Zeit Höchstkommandierenden der Einschließungsarmee, dem Prinzen Karl von Rumänien, verhandeln.

Während der Pascha so zu mir sprach, sah ich, daß alles schon für den Aufbruch Osman Paschas bereit war. Ein Paradepferd, ein herrliches Tier von kastanienbrauner Farbe mit reich in Gold gestickter Satteldecke, stand feurig scharrend und auf die Stange seines Zaumzeugs beißend, vor dem Zelt des Muschirs. Bald erschien dieser auch selbst in voller Gala, und zu meinem Erstaunen, trotz der grimmen Kriegszeit, sogar in schneeweißen Handschuhen. Empfangen von seinem Stabe, entspann sich sogleich ein lebhaftes Gespräch. Das Resultat desselben war, daß Osman Pascha sich schließlich doch dem Rat seiner Umgebung fügte und Tewfik Pascha, begleitet von Czetwertinski und einer Eskorte, zu der Unterredung schickte. Nach einem Ritt von ungefähr drei Kilometern kamen der Abordnung zwei russische Offiziere entgegen. Es fand eine gegenseitige sehr höfliche Begrüßung, unter Austausch gesuchter Artigkeiten, statt. Die Russen hegten den Wunsch, die vielen Toten zu begraben, welche seit dem letzten nächtlichen Angriff noch zwischen der Griwiza-Redoute und der Bash Tabiya lagen. Da dieser Raum nur hundertundachtzig Meter betrug und mehrere hundert Tote denselben füllten, so war der Verwesungs-Geruch so unerträglich geworden, daß die Besatzung beider Werke schwer darunter litt. Der russische Offizier erbot sich, die Beseitigung dieses Uebelstandes durch Mannschaften seiner Truppe bewirken zu lassen, falls die Besatzung der Bash Tabiya den Befehl erhielte, die Arbeit nicht zu stören. Tewfik Pascha bat, sich den Vorschlag einen Augenblick überlegen zu dürfen und ließ dann durch Czetwertinski, als Dolmetscher, erklären: Er sähe sich zu seinem lebhaftesten

Bedauern außerstande das Anerbieten in der vorgeschlagenen Art anzunehmen. Da der Geruch der Leichen beide Teile in gleicher Weise belästige, dürften auch die Türken nicht anstehen, die Hälfte der Beerdigungsarbeiten zu tragen. Der Pascha erlaube sich deshalb den Gegenvorschlag: die Russen sollten den ihnen zunächst liegenden Raum von neunzig Metern übernehmen und den Türken die anderen neunzig Meter überlassen. In dieser Weise würden beide Teile sich gegenseitig ehren und die nötigen Arbeiten gerecht verteilt sein. Der kluge Tewfik Pascha hatte auf den ersten Blick die List der Russen durchschaut, die sie bei ihrem zuvorkommenden Anerbieten leitete. Wenn ihnen unter dem Vorwand der Beerdigung erlaubt worden wäre, hundertundzwanzig Meter vorzugehen, so würden sie den Rücken der Höhe überschritten und freien Ausblick auf Plewna gehabt haben. Dabei hätten sie sich natürlich die inzwischen an den umliegenden Werken vorgenommenen Verbesserungen, sowie die entstandenen Neuanlagen in aller Bequemlichkeit und Muße betrachten können. Daher die höfliche Erwiderung.

Die russischen Offiziere waren ganz überwältigt von Bewunderung für den großherzigen Gegenvorschlag, trotzdem aber untröstlich, nicht auf denselben eingehen zu können. Als sich nach längerem Hin und Her, bei gleicher Ueberschwänglichkeit der Tonart, aber auch bei gleicher Beharrlichkeit auf beiden Seiten, erkennen ließ, daß eine Einigung nicht zu erzielen sei, boten die Russen, indem sie gewandt das Gespräch auf alltägliche Dinge lenkten, einen vortrefflichen Wutki an. Tewfik Pascha lehnte in freundlicher Weise

den Trunk dankend ab, Czetwertinski aber leerte sein Glas auf das Wohl der liebenswürdigen Spender. Darauf hielt Tewfik Pascha es an der Zeit aufzubrechen. Die gegenseitige Verabschiedung erfolgte in vollendeter Form, und als Tewfik Pascha mit seiner Begleitung davonsprengte, war der letzte Gruß der Russen mit einem ‚au revoir' verbunden, wie bei der Trennung von guten Freunden.

Tag und Tag arbeiteten sich die Russen, welche angefangen hatten von uns zu lernen, näher heran. Spaten und Hacke wurde ausgiebig gebraucht und von jetzt ab fleißig zur Herstellung desselben Schildes benutzt, der uns bisher so vortreffliche Deckung gewährte.

Es dauerte nicht lange, da standen die russischen Vorposten unserer Verteidigungslinie so nahe, daß sie sehen konnten, wie unsere Mannschaften bei Herstellung neuer Erdwerke emsig schaufelten. Skobeleff beobachtete in Begleitung seines Stabes alle unsere Arbeiten mit größter Aufmerksamkeit und ließ bald — gereizt durch den Bienenfleiß unserer Leute — ein Geschütz in den Vorposten auffahren, welches öfter einige Kartätschschüsse auf die Arbeitskommandos abgab. Dies kostete uns mehrere Tote und Verwundete.

Das Beschießen der Werke und der Stadt nahm seinen Fortgang. Während der Nacht wurden in der Regel zehn bis zwanzig Granaten in die Stadt geworfen und auch bei Tage blieb dieselbe nicht verschont. Einige Häuser erlitten starke Beschädigungen und viele Menschen kamen um, doch im ganzen weniger Türken als Bulgaren.

Sehr bald nach der Schlacht rückte die vierte rumänische

Diviſion mit ihren Verſchanzungen bis beinahe ſechshundert Meter öſtlich an die Bash Tabiya heran, ſodaß dieſe nunmehr auf zwei Seiten nahe Nachbarſchaft hatte. Die etwa 4000 Mann ſtarke Beſatzung mußte, wegen der von den Leichen verpeſteten Luft, alle achtundvierzig Stunden abgelöst werden. Hierbei war ſtets eine Strecke von dreißig Metern zu paſſieren, welche unter dem Feuer der Griwiza-Redoute lag, und ſo brachte jede Ablöſung eine gewiſſe Aufregung mit ſich. Ich ſtattete der Bash Tabiya nachmittags oft einen Beſuch ab, um bei dem alten Sadik Paſcha, dem Kommandanten derſelben, eine Taſſe Kaffee zu trinken und eine Zigarre zu rauchen. Dieſe Beſuche waren immer, der ungeſchützten Strecke wegen, mit einiger Gefahr verbunden. Obgleich dieſelbe achthundert Meter von der Griwiza-Redoute entfernt lag, wurde doch auf jeden einzelnen, der ſie überſchritt, geſchoſſen, da die Ruſſen ſie unter permamenter Beobachtung hielten. Ich war aber ſtets mit ein paar langen Galoppſprüngen drüben, ehe die auf der Lauer liegenden Leute zu zielen vermochten.

Jeden Nachmittag 3 Uhr brachte mir Achmet mein Pferd nach dem Lazarett; ich ritt dann hinaus zu den Redouten, um mich nach dem Befinden des einen oder des andern der Kommandeure zu erkundigen. Einmal bat mich dabei ein Major um Rat bezüglich eines an ſeinem Kinn entſtandenen Ausſchlags. Er ſchien ſehr ängſtlich darüber zu ſein, ich hielt die Sache aber nur für Bartkrätze und verſprach ihm, eine Salbe zu bringen. Als ich am folgenden Tage mit dieſer an ſeiner Redoute eintraf, ſaßen drei Soldaten auf dem Wall am Eingang. Ich rief ihnen zu, es

ſolle einer mir mein Pferd abnehmen. Der, welcher kam, war ein ſtarker, ſchön gebauter Mann, den ich eben noch heiter hatte ſcherzen und lachen hören. Ich ſtieg ab, übergab ihm den Gaul und ſchritt dem Eingang zu. In demſelben Moment ſah ich, bei der etwa tauſend Meter entfernten feindlichen Schanze, gleichzeitig drei Rauchwolken aufpuffen. Man hatte mich wohl reiten ſehen und aus beſonderem Witz, meine Ankunft zu ehren, einen Salut mit drei Feldgeſchützen abgegeben. Eine der Granaten begrub ſich, ohne zu explodieren, in dem vorderen Wall der Redoute, die andere platzte im Innern derſelben und die dritte flog über ſie hinweg und entlud ſich dahinter. Ein Splitter der zweiten hatte einem Mann den halben Stiefel und die Ferſe weggeriſſen. Der Verwundete war ein ſchwarzer Nubier. Ich nahm ihn ſofort in Behandlung, wurde aber währenddem nach außen abgerufen. Das erſte, was meinem Blick dort begegnete, war mein Pferd, welches ruhig fünfzig Meter hinter der Redoute graſte, der Mann jedoch, welcher es gehalten, lag tot da; die dritte Granate hatte ihn mitten durchgeriſſen. In die Redoute zurückgekehrt, beendete ich den Verband an dem Nubier, erfreute dann den Major mit der Salbe und trank mit ihm Kaffee bei einer Zigarre und heiterem Geplauder. Zu jener Zeit waren wir derart an ganze Hekatomben von Opfern gewöhnt, daß wir vereinzelten Unglücksfällen gegenüber völlig unempfindlich blieben. —

Die Lebensmittel fingen jetzt an knapp zu werden, und wenn ich auch für meine Perſon nicht wähleriſch war und mich mit Bohnen und Reis begnügte, ſo that mir doch der arme Czetwertinski leid. Er litt an Diſſenterie und ver-

geblich verordnete ich ihm nährende Diät, denn niemand vermochte dieſes Rezept zu bereiten. Da bemerkte ich eines Morgens zwiſchen meiner Wohnung und dem Lazarett eine ganze Herde fetter Gänſe in dem Gehöft eines Bulgaren. Ich ging ſogleich, um mit dem Beſitzer einen Handel abzuſchließen, derſelbe war aber ein mürriſcher, halsſtarriger Kerl und wies mich rundweg ab, trotzdem ich ihm für jede Gans einen Medjidie bot. Als ich am Abend nach Hauſe gekommen war und mein Bohnengericht verzehrte, ſprach ich ganz beiläufig zu Achmet von den ſchönen Gänſen und dem ſchlechten Kerl von Bulgaren. In der nächſten Nacht hörte ich wunderbarerweiſe die Gänſe auf unſerem Hofe. Ich äußerte natürlich mein Erſtaunen, daß die Vögel ihre Futterſtelle verlaſſen und gerade hierher gekommen wären, aber auch Achmet und ſein cirkaſſiſcher Buſenfreund Faizi konnten oder wollten mir keine Erklärung darüber geben. Sie wieder weg zu jagen, dazu konnten wir uns nicht entſchließen, ſo brieten wir uns vier und die übrigen wanderten zu meinen Kollegen. Im ganzen waren es zwölf Stück. Ich ſandte dem Bulgaren einige türkiſche Liras, ſodaß er mit dem erzwungenen Verkauf kein ſchlechtes Geſchäft gemacht hatte. —

Obgleich große Unternehmungen vor der Hand kaum zu erwarten waren, die Ruſſen vielmehr jetzt offenbar die Abſicht hatten uns auszuhungern, anſtatt ſich durch erneute Sturmverſuche blutige Köpfe zu holen, ſo gab es doch gar manche gelegentliche Scharmützel, die uns in der Uebung erhielten und daran erinnerten, daß wir nicht zum Vergnügen da waren. Gegen Ende September erhielt Muſtapha Bey den Befehl, mit einer ſtärkeren Kavallerieabteilung über

den Wid zu gehen und die Stärke des Feindes an der Straße nach Sofia zu erkunden. Ich war ein großer Liebling des alten Herrn und er wirkte beim Oberkommando für mich die Erlaubnis aus, das Unternehmen mitmachen zu dürfen. So ritt ich eines Morgens mit Muſtapha Bey und Czetwertinski, an der Spitze einer Truppe von 400 Mann regulärer Kavallerie und 300 Tſcherkeſſen, nach Opanes und von dort über den Wid, in der Richtung nach dem etwa zwei Kilometern entfernten Dolni-Netropol. In der Nähe des Dorfes angekommen, mußten wir plötzlich halten, weil Czetwertinski ungefähr in der Entfernung von tauſend Metern eine größere feindliche Infanteriemaſſe zu erkennen glaubte. Wir tauſchten unſere Meinungen aus, wobei Czetwertinski äußerte, es ſei auch nicht ausgeſchloſſen, daß es eine feindliche Batterie ſein könnte. Ich war zu jener Zeit ſehr berühmt wegen meiner ſcharfen Augen und hielt das fragliche Objekt für eine Herde Rindvieh. Die Ungewißheit zu löſen rief ich: „Warten Sie einen Augenblick, ich bin gleich wieder da," gab meinem Pferd die Sporen und ſauſte davon.

Nach Zurücklegung von ungefähr zweihundert Metern bemerkte ich eine ruſſiſche Vedette, was das Zeug halten wollte, auf Netropol zu galoppieren. Auch die Tſcherkeſſen hatten ſie bemerkt und einige derſelben waren im Nu hinter ihr her, wie Hunde hinter einem Haſen. Dieſer Jagd, faſt auf dem Fuße, ſah ich nunmehr auch unſern ganzen Reitertrupp folgen und ich ſchloß mich ihm wieder an. Wir wurden jedoch bald von neuem aufgehalten, denn plötzlich

ging es: Piff, Paff, und die Kugeln fegten zu allen Seiten von uns den Boden.

Der alte Muſtapha war völlig überraſcht und einen Moment ganz verblüfft, dann aber ſprengten wir weiter nach dem nächſten Hügelrücken, den die Tſcherkeſſen ſchon erreicht, und, zum Fußgefecht abgeſeſſen, beſetzt hatten; ſie feuerten heftig auf ein fünfhundert Meter entferntes ruſſiſches Kavallerieregiment. Wir folgten ſofort ihrem Beiſpiel, ſprangen von den Pferden, warfen uns nieder und ſchoſſen ſo ſchnell wir laden konnten in die dichten Maſſen des Feindes hinein, ich mit meinem Wincheſter als einer der Fleißigſten, da ich bald erkannte, daß das Vergnügen für uns, bei der großen Ueberzahl des Gegners, von keiner langen Dauer ſein würde.

Innerhalb eines Zeitraumes von zehn Minuten kamen dreizehn reiterloſe Pferde auf uns zu, ein Zeichen, daß wir mindeſtens ebenſoviel Sättel geleert hatten. Die Ruſſen antworteten uns mit Salven, hatten aber die Entfernung nicht richtig taxiert und fügten uns deshalb faſt gar keinem Schaden zu.

Durch einen herrlichen Rotſchimmel, der auf uns zukam, trat ein kleiner Zwiſchenfall ein. Das ſchöne Tier ſtach mir in die Augen und der Wunſch, es zu meinem Eigentum zu machen, ließ mich aufſpringen um es zu fangen. Da ich mich auf dem äußerſten linken Flügel unſerer Aufſtellung befand, ſchien mir die Gefahr nicht zu groß für den Preis, den ich erringen konnte. Während ich mich dem Schimmel zu nähern ſuchte, ſah ich plötzlich einen jener gewitzten Pferdekenner, einen jungen Tſcherkeſſen, mit derſelben Abſicht wie ich, auf das Pferd zuſchreiten. Jeder von uns

hatte die Arme erhoben, um es in seinem Laufe aufzuhalten und schnell am Zügel fassen zu können. Kurz vor uns schienen wir ihm aber doch wohl nicht geheuer; der Satan warf sich plötzlich herum und jagte wieder den Seinen zu, daß uns die Erde um die Ohren flog. Mit sehr einfältigen Gesichtern machten wir es ihm nach; dem ungemütlichen Kugelregen zu entgehen, rannten wir, so schnell uns unsere Beine tragen wollten, in den Schutz unseres Bergrückens zurück. Hier waren inzwischen zwei Verwundungen vorgekommen. Ein Mann hatte einen Schuß im Schenkel, der andere in der Schulter. Ich nahm mich beider sofort an, der letztere Mann starb mir aber unter den Händen. —

Da die Russen jetzt mit Infanterie und Artillerie heranzogen, warfen wir uns eiligst wieder auf unsere Pferde und retirierten, vom Feinde hitzig verfolgt, auf Netropol zu Die Sache schien schon eine ganz bedenkliche Wendung für uns nehmen zu wollen, als ich zu meiner großen Erleichterung das Dröhnen von Geschützen vernahm, welches aus der Richtung unserer Werke kam, und gleich darauf von dort her Granaten über uns hinweg zischten. Auf der Dorfstraße von Netropol, einem kleinen, wie immer schmutzigen Bulgarennest, waren uns die Verfolger so dicht auf den Fersen, daß wir die Revolver gebrauchen mußten. Dank unserm uns jetzt kräftig unterstützenden Artilleriefeuer, zerstreuten sich aber nunmehr die Russen, und wir kamen noch einmal mit blauem Auge davon.

Als wir nach Plewna zurückritten, sahen wir, in der Entfernung von etwa zwei Kilometern, einen langen Zug Arabas sich wie eine Schlange auf dem Wege von Sofia

heran bewegen. Es war dies ein großer Konvoi, welchen Hakki Pascha von Sofia und Orkhanie gleichzeitig mit 6000 Mann Verstärkung heranführte, nachdem er sich mit diesen Kräften den Durchgang durch die russischen Einschließungstruppen erzwungen hatte. Der Konvoi umfaßte mehr als dreihundert Wagen mit Munition, Proviant, Material- und Apothekerwaren. Hiernach wird man sich von seiner Länge eine Vorstellung machen können.

Während wir ihn noch betrachteten, kam ein Meldereiter an Mustapha herangesprengt. Er brachte die Nachricht, daß das Ende des Transports überfallen worden sei, die Begleitmannschaften niedergemacht und dreißig Wagen weggeführt worden wären. Mustapha solle letztere wieder zu erlangen suchen. — Wir stürmten ohne Zeitverlust davon. Jeder von uns brannte darauf, dem Feinde den kostbaren Raub wieder abzujagen. Unterwegs überraschten wir einen Trupp von ungefähr 60 Reitern, der in einem Maisfeld lagerte. Leider entdeckten uns die Kerle noch so frühzeitig, daß sie sich in aller Hast auf ihre Pferde warfen und entfliehen konnten. Wir erbeuteten nur den größten Teil ihrer Gewehre, die sie in der Eile liegen gelassen hatten. Die Wagen befanden sich schon, wie wir nach längerem Umherspähen erkannten, im Schutze einer so bedeutenden Truppenmacht, daß wir gar nicht daran denken konnten, auch nur den Versuch der Wiedereroberung zu wagen. Es blieb uns nichts übrig, als unverrichteter Sache nach Plewna zurückzukehren. Ich hatte vierzehn Stunden ununterbrochen im Sattel zugebracht, aber einen von Anfang bis Ende interessanten, aufregenden Tag gehabt. —

Es kam nun eine Zeit des gewöhnlichen Lagerlebens. Aller Wahrscheinlichkeit nach lag eine lange Winterbelagerung vor uns. Ich verlor allen Mut, als ich fand, daß unser Vorrat an Medikamenten und sonstigen ärztlichen Bedürfnissen nahezu erschöpft war und keine Aussicht bestand, dieselben zu ergänzen. Alle Droguen, Bandagen und übrigen Hilfsmittel, deren wir bedurften, hatten sich unglücklicherweise auf den dreißig, uns von den Russen abgenommenen Wagen befunden.

Trotzdem die Zukunft also recht düster vor uns lag, blieb der Geist und die Stimmung der Truppen doch vortrefflich und kleine Vorkommnisse hielten den Humor aufrecht. Bald nach der eben erzählten Expedition ritt ich eines Tages mit Czetwertinski die Straße nach Lowtscha entlang. Da fielen uns mehrere Leute auf, die in einem Knäul zusammenstanden und lebhaft schwatzten und lachten. Sie hatten anscheinend etwas in ihrer Mitte, was ihr Vergnügen erregte. Ich dachte, sie hätten vielleicht einen Hasen gefangen, als wir aber näher kamen sahen wir, daß es ein russischer Husar war. Czetwertinski sprach denselben russisch an. Aussehen, Sprache und Wesen des Mannes ließen Trunkenheit erkennen. Aus dem, was er lallend und unter einfältigem Grinsen sprach, ging hervor, daß er bei seiner auf Vorposten befindlichen Kompagnie Wutki erhalten, sich daran betrunken und dann irgendwo an einem stillen Ort schlafen gelegt hatte. Beim Erwachen war er, ohne Ahnung, wo er sich befand, in dem Bestreben, seine Kompagnie zu suchen, direkt in unsere Vorposten hineingelaufen und dort gefangen genommen worden. Die Sache erschien

ihm offenbar höchst spaßhaft, da unsere Leute sich mit ihm amüsierten, ihn gut behandelten und ihm sogar Zigaretten gegeben hatten. Er wurde als Kriegsgefangener nach Plewna in Gewahrsam gebracht und war dort jedenfalls besser aufgehoben, als in den Laufgräben seiner Truppe.

Wir hofften, daß die Verwundeten, die sich inzwischen angesammelt hatten, wieder nach Sofia würden abgeschoben werden können, nachdem der Weg dorthin durch Hafki Pascha freigemacht worden war, indessen kamen die Befehle, welche Osman Pascha zu dem Zwecke gab, nicht mehr zur Ausführung, weil die Russen schon nach zwei Tagen die Straße durch ansehnliche Kräfte von neuem abgesperrt hatten. Wir befanden uns dadurch wieder vollkommen eingeschlossen. Während der beiden Tage, wo der Weg frei war, wurde, auf mein Ansuchen, Czetwertinski als dienstunfähig nach Konstantinopel geschickt, welche Gelegenheit auch Lauri benutzte, aus Plewna herauszukommen. Für den Fürsten gewann seine Entfernung in der Folge eine hohe Bedeutung, da er als russischer Unterthan bei der späteren Einnahme von Plewna besonders streng behandelt worden wäre. Er erfuhr dies nach Beendigung des Krieges aus dem Munde von Skobeleff, bei dem er in St. Stefano frühstückte. Bei Kaffee und Zigarre wandte sich die Unterhaltung natürlich den unlängst durchlebten Zeiten zu, und Czetwertinski fragte seinen liebenswürdigen Wirt, wie es ihm wohl ergangen sein würde, wenn er während des Krieges in russische Hände gefallen wäre.

„O!“ hatte da der General lustig aufgelacht, „wir wußten recht gut, daß Sie in Plewna steckten und fahndeten

immerzu auf Sie. Wenn ich Sie dort erwischt hätte, würde ich Sie ohne weiteres haben erschießen lassen." —

Einer meiner umgänglichsten Kollegen war Kronberg. Stets zu allem aufgelegt, heiter und guter Dinge, besaß er ganz die Eigenschaften, die ihm mir sympathisch machten. Wir unternahmen öfter kleine Ritte miteinander und beschlossen auch eines Nachmittags einen Besuch in der Bash Tabiya abzustatten. Auf dem Janik Bair angekommen, banden wir unsere Pferde an einen gegen feindliches Feuer geschützten Baum und setzten der Sicherheit wegen unsern Weg zu Fuß fort. Die dreißig Meter lange, durch die Griwiza-Redoute ewig bedrohte Strecke legten wir natürlich in vollem Lauf unter dem üblichen Feuer zurück. Glücklich hinüber und wieder unter Deckung, gelangten wir in den Laufgraben, der die Unterkunft meines Regiments bildete, und suchten den Oberst auf. Er hauste, wie ein prähistorischer Troglodyt, in einer sauber ausgehobenen Höhle, welche durch den Laufgraben mit der vierhundert Meter entfernten Bash Tabiya in vollkommen gedeckter Verbindung stand. Die Behausung war ungefähr sieben Fuß tief und behaglich mit Decken und hellfarbigen Gebetsteppichen behangen und belegt. Wir plauderten eine Weile sehr gemütlich bei einer Tasse Kaffee und gingen dann in dem Verbindungsgraben weiter, der sechs Fuß tief und breit genug war, den Mannschaften ungehinderte Bewegung zu gestatten. In dem Thon der Seitenwände waren Lagerstellen etagenweise ausgehöhlt, ähnlich den Schlafkojen an Bord eines Schiffes, und während die ‚Freiwache', in ihre Decken eingewickelt, schlief, hielt die ‚Deck-

wache' ihre Augen offen, um für jede plötzlich eintretende Bö bereit zu ſein. Ein Bankett vermittelte das Schießen über die Bruſtwehr. Ich konnte mich nicht enthalten, auf dasſelbe heraufzutreten und dem Feinde meinen Gruß zu entbieten. Meinen Fez abnehmend, lugte ich erſt vorſichtig hinüber, dann ließ ich mir ein Gewehr reichen und ſandte, auf gut Glück mehrere Kugeln hinüber. Nach Befriedigung dieſes kleinen Gelüſtes ſetzten Kronberg und ich unſern unterirdiſchen Weg fort. Als wir den Eingang zur Redoute erreichten, ſahen wir an demſelben die Leichen von zehn tagsüber gefallenen Leuten liegen.

Im Begriff Sadik Paſcha aufzuſuchen, begegnete ich einem Mann, der ein Paar herrliche, hohe ruſſiſche Stiefeln trug, die offenbar einem ruſſiſchen Offizier gehört hatten, und ohne mir weiter Skrupel zu machen, wie er ſich dieſelben verſchafft haben mochte, ſchlug ich ihm einen Handel vor. Meine eigenen Stiefel waren dünne patentlederne Reitſtiefel, die allerdings ſehr ſchön ausſahen, aber den beſtehenden Verhältniſſen gar nicht entſprachen. Ich bot ihm einen Tauſch an und noch drei Piaſter dazu. Der treue Diener des Propheten war entzückt über das ausgezeichnete Geſchäft. Wir wechſelten die Ware auf der Stelle aus, und wie ein Pfau ſtolzierte er ſogleich, voll Selbſtbewunderung, in meinen Patentledernen herum.

Der alte Sadik Paſcha bewillkommte mich aufs herzlichſte. Er ſaß nach Türkenart auf einem Gebetteppich und ſah aus, wie das Bild heiterſter Zufriedenheit. Zum Schutz gegen die Sonne hatte er ein Zeltdach über ſeine unterirdiſche

Wohnung spannen lassen. Kronberg und ich hockten uns neben ihn.

Es war gerade so, als wenn man einen Bekannten in seinem Klub besucht, freilich mit einem kleinen Unterschied. Der Pascha bestellte Kaffee für drei Personen. Diese Bestellung schien auf dem Wege des Instinktes zu unsern feindlichen Nachbarn in der Griwiza-Redoute gedrungen zu sein und ihre Mißgunst erregt zu haben, denn in der gröbsten Weise suchten sie uns gleich die Erfrischung vom Munde wegzureißen. Da sie entdeckt hatten, daß mit gewöhnlichen Granaten bei uns nichts auszurichten war, bedienten sie sich jetzt eines Mörsers, und gerade als der Mann mit dem Kaffee kam, warfen sie uns einen ganz klobigen Ball aus dieser schrecklichen Kriegsmaschine zu. Nun besteht der eigentümliche Zauber eines Mörsergeschosses darin, daß es, bei der hohen Elevation des Rohres, wie ein Falke zum Himmel aufsteigt und fast perpendikulär auf seine Beute niederstürzt. In dieser Weise sauste der Kugelkoloß mit fürchterlichem Spektakel aus der Luft herunter, that aber keinen anderen Schaden, als daß er dem Mann, der wie ein wohlgeschulter Kellner im Begriff war, uns die drei Tassen Kaffee auf einem Tablett zu überbringen, dieses durch ein Sprengstück aus den Händen schlug. Sadik Pascha lachte und bestellte eine zweite Auflage, welche uns auch glücklich ohne weiteren Zwischenfall erreichte. Als ich aber eben meine Tasse an den Mund setzte, um den gehabten Schreck herunter zu spülen, goß ich mir den ganzen Inhalt über die Hosen, denn schon wieder fuhr ein solches Ungeheuer vom Himmel runter, und zwar diesmal nur etwa zehn

Fuß von dem Ort wo wir saßen, und riß dort ein Loch in die Erde, in dem man bequem einen Ochsen hätte begraben können. Ich mochte wohl ein furchtbar dummes Gesicht machen, denn der Pascha wollte sich ausschütten vor Lachen. Er lud mich herzlich ein, eine ganze Woche bei ihm zu bleiben und versicherte mir, daß ich mich dann bald an Bomben gewöhnen würde. Darin gab ich ihm recht, es lag jedoch noch ein anderer Umstand vor, der, selbst wenn ich die gütige Einladung hätte annehmen können, mich doch abgehalten haben würde ihr zu folgen. Ich war zu höflich ihm zu antworten, daß, so sehr ich mich auch in seiner Gesellschaft geehrt fühlte, ich doch den penetranten Gestank um sein Haus nicht würde ertragen können. Infolge des resultatlosen Verlaufs der Zusammenkunft von Tewfik Pascha mit den beiden russischen Offizieren, lagen nämlich immer noch die unbeerdigten Leichen vor der Redoute, und der Geruch war so pestilenzialisch, daß Kronberg, trotz tapferen Widerstandes, sich schließlich doch expektorieren mußte und auch ich nahe daran war meinem Ekel den Zoll zu zahlen.

Nos amis, les ennemis, hatten uns auf unserm Herwege auf der bewußten dreißig Meterstrecke so warm begrüßt, daß wir es vorzogen, für den Rückweg die Dunkelheit abzuwarten. Wir amüsierten uns bis dahin in der Redoute nach besten Kräften, hoben mitunter einen Fez auf einem Bajonett über den Rand der Brustwehr und freuten uns, wenn dann auf ihn alsbald eine ganze Anzahl Schüsse knallten. Wir erwiderten darauf die uns erwiesene Aufmerksamkeit mit viel Vergnügen, und unter dem

Austausch solcher Höflichkeiten verging die Zeit. Als es endlich dunkel wurde, sagten wir dem Pascha Lebewohl, schlüpften an der Hinterseite hinaus in den Laufgraben, gelangten glücklich wieder zu unsern Pferden und kehrten heim. —

Kronberg war wirklich ein prächtiger Mensch, mutig wie ein Löwe und edelmütig bis zum Exceß. Er verabscheute die Bulgaren von ganzer Seele, niemals aber hätte er es vermocht, seinen Gerechtigkeitssinn von seinem Haß beeinflussen zu lassen. In Plewna lebte ein angesehener Bulgare, den Osman Pascha im Verdacht hatte, daß er in seiner Vorliebe für die Russen zu weit ginge. Der Muschir glaubte schließlich in der That, der Mann wäre ein russischer Spion und gab Befehl, ihn zu erschießen. Kronberg und Rookh lagen in dem Hause dieses Bulgaren im Quartier, und als die Verurteilung desselben bekannt wurde, kam seine Frau in ihrer fürchterlichen Angst zu ihnen und flehte sie auf den Knieen an, ihren Mann zu retten, indem sie mit den heiligsten Eiden seine Unschuld beteuerte. Kronberg und Rookh hegten dieselbe Ueberzeugung, und da sie wußten, daß ich beim Stabe des Hauptquartiers ein wenig Einfluß hatte, so baten sie mich, Osman Pascha in der Angelegenheit aufzusuchen und ihn zu bitten, seine Entscheidung noch einmal zu erwägen. Das that ich natürlich. Der Pascha hörte mit größter Liebenswürdigkeit auf meine Vorstellungen und ich hatte insofern Erfolg, als er einwilligte, den Mann einfach einsperren zu lassen. Das Leben blieb dem Bulgaren also erhalten, er wurde aber als Gefangener

nach Konstantinopel abgeführt, nachdem der Weg dorthin durch Chefket Pascha wieder geöffnet worden war. —

Jetzt trat die Zeit ein, wo meine Arbeit im Lazarett, welche früher meine Mühe mit einem befriedigendem Maß von Erfolg gelohnt hatte, anfing, die Gestalt eines ebenso verzweifelten als aussichtslosen Kampfes gegen Elend, Mangel, Not und Tod anzunehmen.

Ein großes, erst nach der letzten Schlacht eingerichtetes, mit Schwerverwundeten vollständig überfülltes Lazarett, war meiner Obhut übergeben worden. Dasselbe lag fünfhundert Meter von der Stadt am Ufer der Tutscheniza, hatte früher einem reichen Türken als Wohnsitz gedient und bestand aus zwei hintereinanderliegenden Häusern, die durch einen bedeckten Gang verbunden waren. In dem hinteren Hause hatte sich ehedem der Harem befunden, das vordere war von dem Hausherrn und dem zum Hause gehörigen männlichen Personal bewohnt gewesen. Der Eingang führte durch einen kleinen, wohlgepflegten Garten, der durch eine dichte Umzäunung von der Straße abgeschlossen war. Beide Gebäude zusammen enthielten zwölf große, hohe, weiß gestrichene Zimmer, die, bei einer Belegung von 250 Kranken, nur mit 100 Betten versehen waren. Im übrigen hatten die armen, jammervoll Leidenden zum Teil noch eine Matraze mit Decke, die meisten aber mußten in ihren Kleidern auf der harten Diele ihr noch härteres Ende erwarten. Jeder Raum, jeder Gang war dicht belegt, die Enge überall derart, daß Geschicklichkeit dazu gehörte, zwischen den Kranken hindurchzukommen, ohne an sie anzustoßen. Als ich in diesen Räumen des Elends meine erste Runde machte,

sank mir der Mut vollständig; ich fühlte mich hier einer Aufgabe gegenüber, die allein zu bewältigen, meine Kräfte übersteigen würde. Zu meiner Hilfe hatte ich nur einige Jarra-Baschis und eine Anzahl Soldaten als Wärter. An Medikamenten irgend welcher Art fehlte es gänzlich, da, wie schon erwähnt, die Wagen mit diesen Dingen in die Hände der Russen fielen. Nur etwas Chloroform fand sich noch vor. Das Schlimmste aber war, daß die antiseptischen Verbandmittel zu Ende gingen, und wenn diese nicht ergänzt werden konnten, die fürchterliche Geißel des Lazarettbrandes drohte.

Und neben alledem: Schmutzige, dunkelbraune Flecken von Blut an den Wänden, Blut und Eiter auf dem Fußboden und den Lagerstellen; ringsum das Aechzen, Stöhnen und Gewimmer der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden. Was ich an diesem Ort des Grausens ausgestanden, vermag ich nur schwach anzudeuten.

In einem großen Zimmer, in welchem sich 60 Mann eingepfercht befanden, teils auf Krankentragen, teils auf Matrazen, teils auf der blanken Diele, sah es aus wie in einem Schlachthause. Um die erbarmungswürdigen Gestalten der Daliegenden hatten sich ganze Lachen von Blut und Eiter gebildet; der Geruch war fürchterlich, die Atmosphäre geradezu erstickend. Wenn die Unglücklichen ihre schmerzumflorten Augen unstät, wie Hilfe suchend, durch den Raum irren ließen, hafteten sie mitunter auf den kleinen, hoch oben in der Mauer befindlichen, vergitterten Fenstern, durch welche der blaue Himmel herein schimmerte,

und an denen ab und zu eine der weißen, heilig gehaltenen Tauben vorüber schoß. —

Bald waren die letzten antiseptischen Verbände verbraucht und ich mußte als Bandagen farbige Stoffe aus den Bazars und gewöhnliche Watte benutzen. Diese absorbierte aber nicht und dadurch wurden die mit ihr behandelten Wunden bald von einem erschreckenden Aussehen. Es erwies sich unmöglich die Gewebe klar zu erhalten; ich vermochte nichts zu thun, als auf den Knieen von einem der am Boden liegenden Kranken zum andern zu rutschen und den von Eiter und Blut durchweichten Unglücklichen die in den faulenden Geweben sitzenden Maden mit einem Instrument, oder den Fingern zu entfernen. Oft und oft, wenn ich durch die Krankenzimmer ging, in Verzweiflung mir den Kopf zerbrechend, wie ich den schrecklichen Zuständen abhelfen könnte, habe ich bei der Erneuerung des Verbandes an einer klaffenden Wunde, unter der Watte ein ganzes Nest von Maden gefunden, die sich an dem Fleisch des lebendigen Mannes mästeten.

In einem Zimmer hatte ich fünf Leute, wahre Musterbilder männlicher Schönheit. Ich gewann sie sehr lieb, und sie mich wohl auch, denn sie zeigten mir eine rührende Dankbarkeit für die kleinsten Dienste. Der eine von ihnen, mit kräftiger Adlernase und durchbohrenden Augen, erinnerte mich lebhaft an eine Statue von Dante, die ich auf dem Marktplatz von Verona gesehen hatte. Er war durch den Schenkel geschossen und der Knochen in schrecklicher Weise zerschmettert. Das ganze Bein bildete eine einzige Masse brandigen Fleisches. Wenn ich hätte operie-

ren können, würde ich vielleicht sein Leben gerettet haben, doch ohne antiseptische Verbände und ohne die Möglichkeit sorgfältiger Nachbehandlung, stand das ganz außer Frage. Ich mußte hilflos zusehen, wie er Tag um Tag, im wahren Sinne, zollweise starb.

Im nächsten Bett lag ein asiatischer Türke, dessen Verwundung eine ganz eigentümliche war. Eine Gewehrkugel hatte ihm die Hirnschale von vorn nach hinten gespalten. Ich konnte für ihn nichts weiter thun, als die Wunde so rein als möglich zu halten. Der arme Mensch litt große Schmerzen, erzählte mir aber beständig von seiner Frau und seinen Kindern in einem fernen anatolischen Dorf, welches er, wie er wußte, niemals wiedersehen würde und war sehr dankbar für die Teilnahme, mit welcher ich ihm zuhörte. Ich fürchtete beständig den Eintritt von Gehirnstörungen und solche zeigten sich auch nach Verlauf einer Woche. Infolge Entzündung der Gehirn-Häutchen begann er zu delirieren und starb endlich unter furchtbaren Konvulsionen.

Neben ihm lag ein Mann, dem ein Granatsplitter den Schulterknochen völlig zertrümmert hatte. Erst mehrere Tage nach der Schlacht nahm ich ein Stück Eisen, von der Größe eines Hühnereis, aus einem großen Loch in der Nähe der Achselhöhle. Ich redete ihm zu, sich den Arm am Schultergelenk amputieren zu lassen. Er ließ das nicht zu, lebte indessen noch einige Wochen, nachdem ich schon Plewna verlassen hatte.

Der vierte Mann war durch den Schenkel geschossen und die Wunde bot keine Aussicht, ohne richtigen Verband zu

heilen. Ich zog ihm jeden Tag etwa eine Pinte Materie ab. Der fünfte hatte einen Schuß in das Schlüsselbein und die Wunde zeigte furchtbar zerrissene Ränder. Ich füllte sie mit Watte an und bemühte mich, zu verhindern, daß sich Maden in der Höhlung ansammelten, jedesmal aber, wenn ich die Watte erneuerte, befanden sich Maden darunter. Er starb, wie der erwähnte Mann, noch ehe ich die Stadt verließ.

In dem großen Saal, in welchem 60 Mann lagen, obwohl er eigentlich nur Raum für 20 bot, kamen auch mehrere Fälle von Blutvergiftung vor. Die Schuld daran trugen die Farben der billigen bedruckten Stoffe, die ich genötigt war als Bandagen zu benützen. Diese Pyämie raffte die Menschen hin, wie Schafe, welche Lungenfäule haben. Das einzige, worüber man zu dieser Zeit nicht klagen konnte, war die Verpflegung, die neben einer Fülle vortrefflichen Wassers noch ganz erträglich war.

Elftes Kapitel.

Während der Einschließung.

Unter den vielen Fällen eigentümlicher Art, die mir entgegentraten, befand sich auch der, daß ein Mann von einer matten Kugel in die Lebergegend getroffen worden war, ohne eine sehr bemerkbare äußere Verletzung davongetragen zu haben. Ich fand nur eine kleine schmerzhafte Stelle, die, etwas anders gefärbt, als die übrige Haut, anzeigte, wo die Kugel den Mann berührt hatte. Zwei Tage nach der erhaltenen Kontusion entwickelte sich akute Gelbsucht und am dritten Tage starb der Mann. Damals konnte ich mir die Sache nicht erklären, später aber, wo ich noch einmal näher darüber nachdachte, kam ich zu dem Schluß, die Leber müsse durch den Anprall der Kugel zerrissen worden sein.

Um das Elend der allgemeinen Lage noch zu vermehren, traten Kinderpocken unter den Verwundeten auf, und da ich keinen Raum hatte, die davon Befallenen zu isolieren, verbreiteten sie sich schnell. Bald darauf zeigten sich mehrere Fälle von typhösem Fieber, merkwürdigerweise wirkten dieselben jedoch nicht in größerem Umfang ansteckend, sondern blieben beschränkt und die Sterblichkeit daran war gering. Immerhin aber war es schrecklich, die Leiden eines armen Menschen, der z. B. ein zerschmettertes

Bein hatte und ſich nicht bewegen konnte, noch durch eine ſolche Krankheit vermehrt zu ſehen.

Allmählich wurden die ſeptiſchen Leiden ſchlimmer und ſchlimmer; endlich erreichte das Elend den Höhepunkt mit dem eintretenden Lazarettbrand. Wenige der jetzt praktizierenden Zivilärzte haben wohl jemals dieſe entſetzliche Hoſpitalkrankheit anders kennen gelernt, als durch die Berichte, welche darüber vor Entdeckung der antiſeptiſchen Behandlung veröffentlicht wurden. Die Unglücklichen, die von dem Brand erfaßt waren, litten namenlos und verfaulten vor meinen Augen, ohne daß ich dieſem grauenhaften Zuſtand irgendwie Einhalt zu thun vermochte.

Eine andere Pein bildeten Läuſe, welche die Kranken furchtbar quälten, und da ich mich vierzehn Stunden täglich mit letzteren in engſter Berührung befand, ſo wurde auch ich von dieſen widerwärtigen Inſekten befallen und nicht mehr frei von ihnen, bis ich Plewna verließ. Ich beſaß nur zwei Flanellhemden und eines von dieſen wurde jeden Tag von Achmet ausgekocht; trotzdem aber konnte ich die Plage nicht loswerden.

Jeden Morgen, wenn ich nach dem Lazarett kam, war das erſte, was meinen Blicken begegnete, die Reihe am Eingang liegender Leichen der während der Nacht Geſtorbenen. So ſehr ich auch an dieſen Anblick gewöhnt war, verfehlte er doch niemals, einen tiefen Eindruck auf mich zu machen. Unwillkürlich ſtreiften meine Augen jeden einzelnen Toten, und wenn ich einen erkannte, der mir beſonders lieb geworden war und ich daran dachte, wie er noch vor kurzem von ſeiner Frau und ſeinen Kindern zu

mir gesprochen, und mir in einfach schlichter Weise die ganze Geschichte seines Lebens mit all seinen Freuden und Leiden erzählt hatte, da erfaßte mich eine schwer zu bewältigende Niedergeschlagenheit. Jeden Tag zermarterte ich mir den Kopf immer von neuem, um Mittel zu finden, diesem jammervollen Dahinsterben wenigstens einigermaßen Einhalt zu thun, jeder Tag aber ließ mich nur noch hoffnungsloser und gedrückter werden. Mitunter wurde ich von dieser Stimmung so übermannt, daß ich nicht anders konnte, als mich in irgend einen abgelegenen Winkel zu flüchten und dort zu weinen und zu schluchzen wie ein Kind. So schnell die Leute starben, so schnell wurden mir neue gebracht und oft, wenn zwanzig vertraute Gesichter in der Nacht verblichen waren, fand ich am Morgen dieselbe Zahl fremder meiner warten. Scharmützel zwischen den gegenseitigen Vorposten gab es jeden Tag und sie forderten ebenso ihre täglichen Opfer, wie das mit Zwischenräumen fortdauernde Bombardement.

In dieser schrecklichen Zeit geschah es, daß ich, der ich bisher stets, bei jeder auch noch so gefährlichen Gelegenheit, heil davon gekommen war, auch verwundet wurde. Es war nur eine Fleischwunde, eigentlich wenig mehr als eine Schramme, meine Gesundheit hatte aber unter den Anstrengungen und Gemütsbewegungen der letzten Zeit derart gelitten, daß die Wunde einen Zustand annahm, der demnächst viel dazu beitrug mich zu bestimmen, Plewna auf einige Zeit mit Urlaub zu verlassen, um eine kurze Zeit der Ruhe zu genießen. Hierbei will ich gleich erwähnen, daß ich nach Ablauf meines Urlaubs nicht mehr nach Plewna

zurückkehren konnte, weil die Russen den Weg wieder verschlossen hatten. Ich habe somit den letzten Akt des großen Trauerspiels, den Fall von Plewna, nicht mehr mit durchlebt.

Meine Verwundung erhielt ich während eines Rittes nach der Bash Tabiya. Ich hörte eine Granate auf mich zukommen. Fast tägliche Gewöhnung hatte mich gelehrt den Flug einer solchen zu beurteilen; am Klange ihres Geräusches vermochte ich mit ziemlicher Sicherheit den Fleck zu schätzen, wohin sie schlagen würde. Auch mein Pferd hatte das schon weg; als alter kriegserfahrener Veteran, nahm es von einer fünf Meter vor seiner Nase krepierenden Granate nicht mehr Notiz, wie von einem herunterfallenden Apfel. Als ich an dem Pfeifen erkannte, daß ich mich unter dem Einfallswinkel befand, setzte ich die Sporen ein und suchte zu entkommen, es gelang mir jedoch nicht mehr. Im Moment der Entladung fühlte ich einen scharfen brennenden Schlag im Nacken, so, als ob mich jemand mit einem glühenden Eisen gestoßen hätte. Ich faßte schnell mit der Hand hin und zog sie blutbedeckt zurück, erkannte jedoch gleich die Ungefährlichkeit der Wunde. Nach Hause zurückgekehrt, legte ich mir einen Verband an und fand mich danach nicht im geringsten in der Erfüllung meiner Pflichten behindert. Später indessen bildete sich leider ein Abscess, der mir große Schmerzen verursachte.

Gänzlich überanstrengt, ohne stärkende Nahrung, ohne genügenden Schlaf, schon lange ohne die Gesellschaft eines Landsmannes, jede Stunde des Wachens inmitten der furchtbarsten Leiden, denen ich machtlos gegenüberstand — bei

dem allem war es wohl kein Wunder, wenn ich Mut und Schneid verlor. Heute, nach so langen Jahren will ich es gestehen, daß ich damals mit dem Gedanken umging, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen, um diesem elenden Leben ein Ende zu machen. Wenn ich den Gedanken nicht zur Ausführung brachte, vielmehr mich schließlich seiner schämte, so bewirkte das nur der Anblick dieser bewunderungswürdigen Helden des Schlachtfeldes, die, jetzt auf dem Sterbebett, mir durch das stille Ertragen namenloser Qualen, durch ihre Ergebung und Seelenstärke ein erhabenes Beispiel gaben. An ihnen richtete ich mich auf. Ich kam wieder zu mir selbst, bannte meine düsteren Gedanken und ging mit neu gewonnener Energie zurück an meine schwere Arbeit. Selbst jetzt noch, in schlaflosen Stunden der Nacht, sehe ich mich in blutbeflecktem Hemd und Beinkleidern vorsichtig durch die dichten Reihen der jammervollen Gestalten, mit den aschfarbenen Gesichtern und den phantastisch bunten Verbänden, schreiten, sehe ich noch die Lachen geronnenen Blutes auf den Dielen, die dunklen Blutflecken an den weißgetünchten Wänden, die kleinen vergitterten Fenster, und höre das unterdrückte Aechzen, das leise Stöhnen und das wirre Gemurmel der Betenden, oder die Irrereden der im Delirium Liegenden. —

Obgleich wir weibliche Wärterinnen nicht heranzogen, fand ich doch, daß türkische Frauen, sobald sich ihnen Gelegenheit dazu bot, die Verwundeten mit der Hingebung einer Florence Nightingale pflegten. In einem der Gärten, die mein Lazarett umgaben, stand ein kleines Haus, in dem auch Verwundete untergebracht waren. Dort traf

ich einst zwei Türkinnen und erfuhr, daß sie häufig kämen und den Kranken Milch und kräftige Brühe brächten. Als ich sie sah, gingen sie geräuschlos in ihren weißen Gewändern und verhüllt durch die Yaschmaks, Stärkung spendend, umher. Besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge schenkten sie dabei einem schaudervoll verstümmelten Mann, dem eine Granate die obere und untere Kinnlade weggerissen hatte. Nur die Augen, welche unversehrt geblieben waren, blickten klagend über die zermalmte Maske, die einst ein menschliches Gesicht gewesen war. An der Zungenwurzel konnte man gerade noch die Lage des Schlundes erkennen. Durch diesen flößten die Türkinnen dem Unglücklichen Milch ein und erhielten ihn auf diese Weise noch vier Tage am Leben.

Eines Abends, eben im Begriff das Lazarett zu verlassen, mußte ich wieder umkehren, da noch drei Verwundete gebracht wurden. Dem einen hatte eine Granate aus schwerem Geschütz beide Beine abgerissen, dem zweiten fehlte der eine Arm nebst Schulter und der dritte hatte einen Schuß durch die Lunge. Ich verband sie noch, sie starben aber in der Nacht; am nächsten Morgen sah ich alle drei Leichen auf dem Gartenpfade liegen. Meine Lage gestaltete sich immer verzweiflungsvoller. Ich hatte jetzt allein mit siebenundvierzig komplizierten Knochenzersplitterungen zu thun, die sämtlich eiterten, und es standen mir keine Mittel irgend welcher Art zur Verfügung, sie sachgemäß zu behandeln.

Zu dieser Zeit gelang es Chefket Pascha, mit einer starken Entsatztruppe den Weg Sofia—Plewna wieder zu öffnen. Er brachte einen großen Transport Munition, Le-

bensmittel und Lazarettbedürfnisse, sowie eine Gesellschaft englischer Aerzte mit, welche ihre Dienste zur freiwilligen Behandlung der Kranken anboten. Das Haupt dieser Engländer war Dr. Bond Moore, der, wie ein Cirkassier gekleidet, eine sehr wunderbare Erscheinung abgab. In seiner Begleitung befanden sich: Dr. Mackellar, der im deutsch-französischen Kriege Berühmtheit erlangte, und als eine Autorität für Gewehrschußwunden galt; ferner Mr. David Christin Murray, der, in Wahrheit Kriegskorrespondent, mir als Studierender der Medizin vorgestellt wurde und als solcher auch Gelegenheit fand, mein Lazarett zu besichtigen. Er beschrieb dasselbe später sehr genau im ‚Scotsman'. Ein anderer hieß Smith, war in Indien im Zivildienst beschäftigt gewesen und hierher gekommen, Abenteuer aufzusuchen. Auch mein Freund George Stoker, jetzt Arzt in Harley Street, gehörte zu der Gesellschaft, und — last but not least — Kapitän Morisot, ein bezaubernder Mensch, welcher später mit mir nach Erzerum ging.

Die Ankömmlinge suchten mich bald auf, und ihr Eintreffen wurde mit einem großartigen Abendbrot in meinem Quartier gefeiert. Es war für mich ein unbeschreiblicher Genuß, endlich einmal wieder Landsleute um mich zu haben, und in meiner Glückseligkeit darüber verteilte ich alle meine bisher gesammelten Kuriositäten und Erinnerungszeichen unter sie. Diese bestanden in Kreuzen und Medaillen von Gold und Bronze, Armbändern und anderen Gegenständen, die alle einst Russen gehörten, und die ich in den Bazars von Plewna als Beutestücke vom Schlachtfelde gekauft hatte.

In Dr. Mackellar begrüßte ich einen mir schon vor dem Kriege in Wien bekannt gewordenen Kollegen, und in George Stoker einen Mitpassagier meiner Donaufahrt. Für einen, der nie in einer ähnlichen Lage wie ich gewesen ist, mag es schwer sein, sich das Uebermaß von Freude vorzustellen, mit welcher mich das Zusammentreffen mit englisch sprechenden Menschen erfüllte; es wird aber erklärlich, wenn man bedenkt, daß ich siebzehn Monate außer dem Bereich meiner Muttersprache gelebt hatte. Meine Empfindungen waren ungefähr die eines Engländers, der nach langen Reisen in fremden Ländern, das erstemal wieder die weißen Klippen von Dover erblickt, oder die eines Australiers, der nach mehrjährigem Aufenthalt in Europa in seine Heimat zurückkehrt, und die Feuer bei Port Philipp Heads, oder die Einfahrt zum Hafen von Sydney wieder sieht. Ja, ähnlich so war mir zu Mut, als ich, anstatt türkisch, endlich einmal wieder in meiner, beinahe halbvergessenen Muttersprache, mit Männern meines Stammes reden konnte, deren heiteres Geplauder die düsteren Gedanken verscheuchte, welche die letzte Zeit meines schaudervollen Lebens in mir erzeugt hatte.

Eine große Erleichterung verschaffte mir Dr. Mackellar noch am Abend seiner Ankunft, indem er mir den Absceß an der Wunde in meinem Nacken aufschnitt, der durch die Schmerzen, die er verursachte, meine Kräfte noch mehr heruntergebracht hatte.

George Stoker litt, als er anlangte, an einem schlimmen Anfall von Dissenterie und traf Anordnungen bei mir zu wohnen, um Hilfe bei der Hand zu haben. Durch die

Findigkeit meines kleinen Freundes, des blonden Bulgaren-Jungen, mit dem ich gleich in Unterhandlungen trat, und der keine Mühe scheute, erhielt ich die nötige Milch als passende Nahrung für meine Kranken.

Am Morgen nach ihrer Ankunft begaben sich Dr. Bond Moore und Dr. Mackellar, in Begleitung von Mr. Harvey, der von Abkunft ein Engländer, aber in der Levante geboren war und türkisch wie ein Türke sprach, zu Osman Pascha, um diesem ihre Aufwartung zu machen. Dr. Bond Moore erklärte ihm durch Mr. Harvey, daß sie hierher gesandt seien von dem Stafford-House-Komitee, einer nationalen Vereinigung zu London, welche 50 000 Pfund St. gesammelt hätte, um die Leiden des Krieges in der Türkei zu mildern. Sie bäten, sich an der Behandlung und Pflege der zur Zeit in Plewna befindlichen Verwundeten beteiligen zu dürfen.

Nun war Osman Pascha vor allem Soldat. Er besaß viel von dem ‚fortiter in re', um so weniger aber von dem ‚suaviter in modo', und Bond Moore, sowie Mackellar gewannen bei dieser Eigenart den Eindruck, daß sich der Marschall absichtlich unhöflich gegen sie benommen hätte. Er hatte ihnen erklärt, daß von den augenblicklich vorhandenen 4000 Verwundeten am folgenden Tage zwei-drittel nach Sofia gebracht werden würden, und dies eine Maßregel sei, die nicht nur im Interesse der Verwundeten, sondern auch in dem seiner Truppen läge. Die Verwundeten fänden in Sofia eine sorgsamere Pflege, und ihr Abgang verlängere die Zeit des Lebensmittelbestandes für die Truppen. Abgesehen davon, thäte es aber auch dringend Not,

in den Lazaretten Platz zu schaffen, für die in der Folge zu erwartenden Verwundeten. „Vermutlich," hatte Osman Pascha weiter gesprochen, „werden nach Abgang des Krankentransports nicht mehr als 400 Kranke hier bleiben, für diese aber reicht mein Sanitätskorps völlig aus."

Sehr erstaunt eine Abweisung zu finden, wo sie einen Empfang mit offenen Armen erwartet hatten, fühlten Bond Moore und Mackellar sich bewogen, dem Marschall die Gefahr vorzustellen, die für die Verwundeten mit einer so langen, beschwerlichen Reise verbunden wäre, und Bond Moore, als Wortführer, erhob schließlich sogar nachdrücklichst im Namen der Humanität gegen ein derartiges Verfahren Protest. Dies war Osman Pascha gegenüber aber der falsche Weg. Von Natur ein barscher, strenger Mann, hatten die wiederholten Einreden der beiden Aerzte ihn nur noch unbeugsamer und abweisender gemacht. Die Sache endete damit, daß die Deputation das Zelt Osman Paschas im heftigsten Groll verließ, indigniert und enttäuscht über den vermeintlich unhöflichen Empfang, und empört über den bestimmten Befehl, sogleich wieder abzureisen.

Dies hielt aber Dr. Mackellar nicht ab, doch noch Hassib Bey seinen Besuch zu machen und diesem gegenüber den Protest zu wiederholen. Hierbei war ich zugegen. Die Unterhaltung wurde französisch geführt und Mackellar im Laufe derselben immer gereizter. Er bediente sich äußerst schroffer Ausdrücke und erklärte es für barbarisch, brutal, aller Menschlichkeit hohnsprechend, Verwundete, von denen nach seiner Erfahrung als alter Chirurg, ein großer Teil einen Wagentransport unmöglich überstehen könne, so weit

fortführen zu wollen. Mir that der alte Hassib Bey ordentlich leid, derartiges anhören zu müssen, zumal ich selbst — doch wahrhaftig vertraut mit unserer Lage — seine und Osman Paschas Anschauung vollständig teilte. Es stand bei mir ganz außer aller Frage, daß es das weiseste, ja das allein richtige Verfahren war, die Verwundeten aus den überfüllten und durchseuchten Lazaretten in andere Luft und nach Sofia überzuführen. Allerdings ließ sich dabei erwarten, daß ein Prozentsatz unterwegs den Beschwerden der Reise unterliegen würde, blieben die Kranken aber alle in Plewna, so ging, ohne jeden Zweifel, ein viel größerer Teil an Sepsis oder später durch langsames Verhungern zu Grunde. Der Beweis für das weise Verfahren Osman Paschas trat in der Folge in helles Licht. Unmöglich hätte er sich so lange halten können, wie er es that, wenn er nicht jede Gelegenheit benutzt hätte, die Verwundeten fortzuschaffen.

Hassib Bey hörte anscheinend ganz zerknirscht der Tirade Dr. Mackellars zu, befand sich aber, wie er sagte, ganz außerstande, den erhobenen Vorstellungen Rechnung zu tragen, da er gegen den vom Höchstkommandierenden gegebenen Befehl nichts zu thun vermöge. Mackellar mußte also auch hier unverrichteter Sache heimkehren.

Dr. Bond Moore sandte nunmehr noch einen feierlichen, schriftlichen Protest an Osman Pascha, den dieser jedoch keiner Antwort würdigte. Den Rest des Tages verwandten die Abgesandten von Stafford-House zu einer Besichtigung meines Lazaretts. In Beziehung auf ihre vielbesprochene Ausweisung, erlaube ich mir hier einen Bericht einzufügen,

den ich ſpäter über dieſe Angelegenheit an Mr. V. B. Kennett, den Vorſtand der Stafford-Houſe-Geſellſchaft, ſandte. Derſelbe erſchien am 15. November 1877 in der ‚Times‘ und lautete wie folgt:

„Auf Ihr Anſuchen überreiche ich Ihnen hiermit einen Bericht über die Verhältniſſe in Plewna zur Zeit des Beſuches der von der Stafford-Houſe-Abteilung entſandten Herren, unter gleichzeitiger Darlegung der Umſtände, welche die Abſchiebung der Verwundeten nötig machten.

Als die Herren, Dr. Bond Moore und Mackellar, in Plewna anlangten, lagen in unſeren Lazaretten zwiſchen 4—5000 Mann. 3500 von dieſen hatten ihre Wunden in der Zeit zwiſchen dem 5. September und 12. Oktober erhalten, die übrigen ſtammten noch aus den früheren Kämpfen und betrafen Leute, deren Ueberführung nach Sofia, ihrer ſchweren Verletzungen wegen, nicht angängig geweſen war. Wir erhielten nach jedem bedeutenderen Gefecht Befehl, alle diejenigen, welche transportfähig waren, nach Sofia abzuſchieben, und infolge dieſer Maßregel hatten wir niemals mehr als 5—600 Kranke in unſeren Spitälern. Dieſes günſtige Verhältnis erfuhr eine Aenderung, als wir nach den letzten blutigen Schlachten im September von den Ruſſen vollkommen eingeſchloſſen wurden. Hierdurch traten nunmehr zu den von früherher zurückbehaltenen ſchweren Fällen, noch ſämtliche Verwundete aus den Kämpfen von faſt einem Monat in unſere Behandlung. Das war die Lage, als Dr. Moore und Mackellar ankamen und ſich freundlichſt erboten, in Plewna Hoſpitäler anzulegen. Als

sie sich Osman Pascha vorstellten, wurden sie durchaus höflich empfangen. Er sagte ihnen, daß er sich freue sie zu sehen, sie aber bitten müsse, wenn sie wirklich der Humanität dienen und seinen Verwundeten helfen wollten, sich nach Sofia zu begeben und dort ihr segensreiches Werk auszuüben. Sollten sie indessen vorziehen, in Plewna zu bleiben, um sich den Kampf anzusehen, so wären sie zwar auch willkommen, dürften aber in diesem Fall wenig zu thun finden, da er beinahe alle Verwundeten nach Sofia schicke, und für die Behandlung der Zurückbleibenden sein Sanitätskorps ausreiche. Seine Gründe für die Abschiebung mußten jedem, dem die Umstände bekannt waren, einleuchten. Ich glaube, daß es stets eine der ersten Pflichten eines Generals ist, nach einer Schlacht alle transportfähigen Verwundeten sobald als möglich nach rückwärts zu schaffen, um stets den nötigen Platz für neuankommende zu haben. Ich muß auch erwähnen, daß unsere Räumlichkeiten durchaus unzureichend waren und viele unserer Lazarette aus Häusern ohne Fenster bestanden. Die Ueberfüllung der Krankenstuben war so groß, daß oft dreißig Kranke in einem Zimmer lagen, welches, unter gewöhnlichen Verhältnissen, nur mit 10 Patienten hätte belegt sein dürfen. Ferner besaßen wir keine Bettstellen und konnten uns auch solche nicht fertigen lassen, da das Holz dazu fehlte. Ein anderer, schwer ins Gewicht fallender Punkt war der, daß sowohl die richtige Nahrung für die Kranken, als auch jedes Mittel zu ihrer sachgemäßen Behandlung mangelte. In sanitärer Hinsicht wurde eine schnelle Ortsveränderung zu einer Lebensfrage, um dem Ausbruch von Epidemien vorzubeugen,

der stets in einem Ort befürchtet werden muß, wo eine starke Bevölkerung, auf einem kleinen Raum zusammengedrängt und nach außen abgesperrt ist. Von den 4500 Verwundeten wurden, glaube ich, alle bis auf 250 fortgeschickt, deren Verletzungen sehr schlimmer Art waren. Von den Abgeschobenen hatten die meisten nur minder schwere, oft nur Fleischwunden, die von Gewehrkugeln herrührten und die Erwartung zuließen, daß sie in wenigen Wochen geheilt sein würden. Ich glaube, im ganzen wurden 60—70 Mann mit Knochenbrüchen fortgeschickt. Bei den meisten von diesen war schon ein starker, sicherer Verband angelegt worden, aber auch denen gegenüber, wo dies nicht der Fall war, bin ich fest überzeugt, daß die Entfernung aus einem mit septischen Keimen angefüllten Lazarett, und Ueberführung in gesunde Räume und sorgsame Pflege, die Aussicht auf Genesung erhöhte. Dr. George Stoker nahm nach seinem in Orkhanie errichteten Lazarett 40 Kranke mit, doch waren dies fast alles Fälle schlimmster Art. Drei Mann starben unterwegs, da aber alle drei aus meinem eigenen Lazarett stammten, kannte ich dieselben genau und kann bezeugen, daß eine Heilung, selbst unter den günstigsten Verhältnissen, ausgeschlossen war. Auch vom militärischen Standpunkt handelte Osman Pascha mit weiser Voraussicht. Hätte er die Kranken nicht fortgeschickt, ständen sie vielmehr zur Zeit in Plewna unter der Behandlung der Herren vom Stafford-House und des roten Halbmondes, in welcher Lage würden sie sich alsdann jetzt befinden, wo Plewna aufs neue, fester denn je, von den Russen umschlossen ist? Es muß Osman Pascha eine große Beruhigung gewähren, sich von einer so großen

Anzahl Dienstunfähiger entlastet zu haben, denn es ist für ihn gegenwärtig von hoher Bedeutung, ob er 4—5000 Mann mehr oder weniger zu ernähren hat. Ich darf hinzufügen, daß ich glaube, für meine Auslassungen eine gewisse Autorität beanspruchen zu können, da ich seit fünfzehn Monaten in türkischen Diensten stehe und die letzten fünf Monate in Plewna gewesen bin." —

Die englischen Aerzte sahen bei der Besichtigung meines Lazaretts all das Grauenhafte, was seit einem Monat meine Kräfte allmählich aufgerieben hatte. Als ich ihnen auch unsern Operationsplatz unter dem blauen Himmel am Ufer der Tutscheniza zeigte, führte Dr. Mackellar mehrere glänzende Operationen aus, darunter vier Exartikulationen von Schultergelenken. Am nächsten Tage ritt ich mit ihnen nach der von Skobeleff während der letzten Schlacht genommenen, und von uns mit so furchtbaren Verlusten wieder eroberten Krschin-Redoute. Dieses Gefechtsfeld erregte das lebhafteste Interesse der Herren; sie waren entzückt, einen Platz persönlich in Augenschein nehmen zu können, der durch die Scenen heroischer Kämpfe eine so hohe historische Bedeutung erlangt hatte.

Als wir unseren Weg in südlicher Richtung nach der Ibrahim-Redoute fortsetzten, wurden wir von einer der russischen Schanzen bemerkt. Sie stand nicht an, den Ankömmlingen von Stafford-House eine besondere Begrüßung zu teil werden zu lassen, welche dieselben mit dem Reiz alles Neuen und Unerwarteten berührte. Sechs Granaten schlugen dicht in unserer Nähe in den Boden, und ein wahres

Wunder war es, daß keiner von uns Schaden nahm, denn durch die lange Uebung hatten die russischen Kanoniere die Schußweiten kennen gelernt. Für mich war die Sache ja nichts Neues, für jeden Fremdling aber entschieden etwas Kitzliches, und umsomehr mußte ich die Ruhe und Kaltblütigkeit bewundern, welche die englischen Herren unter dem Feuer zeigten. Jedenfalls nahmen sie bei dem guten Verlauf eine angenehme Erinnerung mit. —

An diesem Abend kam ich zu dem Entschluß, einen kurzen Urlaub zu meiner Erholung zu erbitten. Meine Absicht war, nach Konstantinopel zu gehen und dann wieder zurückzukehren.

Ich würde nicht daran gedacht haben, meinen Posten zu verlassen, wenn ich nicht zur Zeit entbehrlich gewesen wäre. Dies war aber der Fall, da die meisten Verwundeten nach Sofia abgingen und für mich somit wenig, oder nichts zu thun blieb. Meine Gesundheit hatte, wie gesagt, sehr gelitten, und das stark eiternde Loch an meinem Nacken zehrte immer mehr an meinen Kräften. Dazu kam das Verlangen, meine Mutter, die sich gerade in Europa befand, endlich einmal wiederzusehen und schließlich auch der Umstand, daß ich mich der türkischen Regierung nur auf ein Jahr verpflichtet hatte, ihr aber schon 15 Monate diente. Lediglich diese Gründe waren es, die mein Gesuch veranlaßten, nicht aber — wie später in verschiedenen Zeitungen behauptet wurde — die Weigerung Osman Paschas, den Beistand der Stafford-House-Aerzte anzunehmen. Ich bat um zwei bis drei Wochen Urlaub und Hassib Bey kam meinem Wunsche nicht nur sogleich mit großer Liebens-

würdigkeit entgegen, sondern gab mir auch selbst noch ein Schreiben an das Seraskierat mit, in welchem er die Güte hatte, der von mir geleisteten Dienste mit hoher Wertschätzung zu gedenken. Ich kann sagen, daß wohl nicht bald jemand ein ehrenderes Zeugnis erhalten haben wird, als das, welches Hassib Bey mir am Vorabend meiner Abreise gab. Da er es für gut hielt, den mir von ihm erteilten Urlaub auch seitens Osman Paschas bestätigen zu lassen, ging er mit mir zu diesem. Ich wiederholte dem Muschir mein Anliegen, worauf auch er mit hoher Anerkennung meiner Leistungen gedachte; er entließ mich mit dem Wunsche, mich bald neugekräftigt wiederzusehen.

Hätte ich vorhersehen können, daß die Russen bald nach meiner Abreise alle Wege nach Plewna wieder absperren, und meine Rückkehr dadurch unmöglich machen würden, so würde ich um keinen Preis die Truppen verlassen haben. Ich hatte eine große Anhänglichkeit an dieselben gewonnen und war der türkischen Sache sehr ergeben. Die Ausübung meiner Pflichten hatte mich und meine Patienten mit einem starken Bande gegenseitiger Zuneigung verbunden, ich liebte geradezu diesen herrlichen Menschenschlag, diese großen rauhen Barbaren, welche ihre Leiden mit so erhabener Seelengröße ertrugen. Ich erinnere mich nicht, während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Plewna auch nur die geringste Unannehmlichkeit mit einem einzigen von ihnen gehabt zu haben, und alle zollten mir aufrichtige Dankbarkeit. Zu jener Zeit gab es in Plewna keinen Türken, der besser türkisch gesinnt gewesen wäre, als ich. Mit ganzem Herzen und all meinen Kräften hatte

ich mich der türkischen Sache gewidmet, und niemand hätte das durchmachen können, was ich durchmachte, ohne von dem Gefühl höchster Bewunderung für den heroischen Mut, die Geduld und echte Vaterlandsliebe des gemeinen türkischen Soldaten erfüllt zu werden. —

Da ich doch nur einige Wochen fortzubleiben gedachte, hielt jeder die Trennung nur für eine vorübergehende und deshalb war der Abschiedsschmerz nicht allzugroß. Ein herzlicher Händedruck mit allen guten Wünschen für die Reise, oder ein fröhliches ‚Auf Wiedersehen' bildeten meist das kurze Ende aller meiner Besuche, die ich bei guten Freunden und Bekannten machte. Nur von dem lieben, alten Hassib Bey nahm ich rührenden Abschied. Zuletzt ging ich auch noch zu dem Regimentsbarbier, den ich aber leider nicht antraf. Er war ein kleiner rotköpfiger Türke, der mich jeden Sonntag rasierte. Mochte es draußen auch noch so heftig krachen und knallen, er kam; ich mußte mich auf die Erde setzen, er nahm meinen Kopf zwischen seine Kniee, seifte mich ein und schabte los. Gleich den Genossen seines Handwerks in aller Herren Länder war er sehr gesprächig, und während der 10 Minuten, die ich mich jeden Sonntag unter seinem Messer befand, erfuhr ich alles Geklatsch aus den Gräben. Schade, daß ich ihn nicht antraf, ich bin ihm noch heute das Geschenk schuldig, welches ich ihm gern für seine Pünktlichkeit und Geschicklichkeit gemacht hätte.

Meinem armen Achmet wurde wohl der Abschied von mir am schwersten. Er mußte, sehr zu seinem Leidwesen, in seine Kompagnie zurücktreten. Wir hatten so glücklich zusammengelebt. Jetzt war sein Los ein trauriges. Statt

mit Muße meinen Pilaw zu kochen, mein Pferd zu pflegen und ab und zu, wenn es Not that, einen Streifzug nach Heu, Geflügel, Eiern, oder anderen nützlichen Dingen zu unternehmen, die ebensosehr seinem eigenen Wohl wie dem meinen dienten, mußte der arme Mensch jetzt in einem feuchten Graben hausen, der ihm zur Lagerstatt ein Lehmloch, und beim Erwachen statt des Kaffees vielleicht eine Kugel bot.

Am Abend, ehe wir Plewna verließen, veranstalteten die Kollegen eine große Abschiedsfeier im Hause des Dr. Robert, der sich dabei, ich bedauere es sagen zu müssen, fast sinnlos betrank. Dieser Zustand hielt ihn aber nicht ab, nach Tisch gewohnheitsmäßig das Pianino zu bearbeiten und dazu seine Lieder in sechs Sprachen zu brüllen. Schließlich beendete die gelbgesichtige Wienerin das schöne Fest, indem sie ohne weitere Umstände den Hausherrn abschleppte, und uns auf diese Weise gleichzeitig an die Luft setzte. Der arme Robert! Schon lange vor dem Abschiedsschmaus hatten wir alle seine zoologischen Kuriositäten aufgegessen, sein zahmes Reh sowohl, wie sein Geflügel, doch er vergab uns alles. Ich sah ihn niemals wieder. —

Der alte Mustapha Bey war ganz betrübt, als ich mich bei ihm empfahl. Ich hatte die Zuneigung dieses alten bärbeißigen Kavallerieobersten durch das Versprechen gewonnen, ihm einmal eine Flasche echten schottischen Whisky zu schenken, von dem der alte Kunde gehört, aber noch nie einen Tropfen über seine Zunge gebracht hatte. Wenn er Gelegenheit fand, war er ein hartnäckiger Zechbruder, und darin eine Seltenheit in der türkischen Armee. Er

trank Raki, oder irgend etwas anderes, mit erhabener Geringschätzung der Qualität, sobald ihn nur die Quantität befriedigte. Mein Freund, Mr. Wrench, welcher damals britischer Konsul in Konstantinopel war, hatte mir ein Kistchen solchen Whisky versprochen. Mit dem letzten großen Transport war die Sendung eingetroffen, wenigstens das Kistchen, aber von dem Dutzend Flaschen, welche es enthalten sollte, waren nur zwei für den enttäuschten Adressaten, nämlich meine Wenigkeit, übrig geblieben. Natürlich gab es sofort eine große Lustbarkeit und der letzte Tropfen des echten Glenliver war in der weiten Gurgel eines österreichischen Medikus verschwunden, ehe ich mich, mit einem Stich im Herzen, meines Mustapha Bey gegebenen Versprechens erinnerte. Indessen, da er den Whisky noch nie gekostet hatte, gab es noch eine Möglichkeit mein Wort zu halten, wenigstens dem Anschein nach. Ich vertraute meine Verlegenheit meinen Kollegen an, und wir brauten eine besondere cuvée réservée für den Türken. Soviel ich mich erinnere, bestand die Basis der Mischung aus einem Dekokt von Pflaumen, welches in dem Landwein der Gegend abgekocht, stark mit Kohlenöl, oder irgend einem anderen mineralischen Oel, versetzt wurde, und durch Hinzufügung eines harmlosen Farbstoffes die richtige Bernsteinfarbe erhielt. Dieses herrliche Gebräu filtrierte ich durch einen Schwamm, verkorkte es in eine der leeren Whiskyflaschen, und sandte es so mit meinen besten Empfehlungen an Mustapha Bey ab. Als ich ihn demnächst bald wiedersah, schnalzte er in seliger Erinnerung mit der Zunge und erklärte, nie im Leben etwas Köstlicheres ge-

trunken zu haben. Der arme, betrogene, alte Mann! Einige Zeit später, wie ich ihm Lebewohl sagte, kam ich mir recht schlecht vor, als er mich bat, ihm doch ja von diesem schönen Whisky eine Portion Flaschen mitzubringen.

Meine Abreise fiel mit der der Abgesandten von Stafford-House, und dem nach Sofia abgehenden Verwundeten-Transport zusammen. Dr. Stoker führte etwa zwanzig sehr gut federnde, der englischen Gesellschaft gehörige Ambulanzwagen, die mit Verwundeten schwerster Art beladen waren. Da ich mein mir jetzt nutzloses Pferd an Dr. Mackellar verkauft hatte, nahm ich auf dem Bock eines der Ambulanzwagen Platz und kutschierte selbst. Wir fuhren an dem großen Transport von 300, mit je zwei kleinen weißen Ochsen bespannten Arabas vorbei, da diese roh gearbeiteten, knarrenden und quietschenden Wagen in der Stunde nur ungefähr fünf Kilometer zurücklegten. Als wir an ihnen vorüberkamen, war es wahrhaft qualvoll, das jammervolle Schreien und Stöhnen der armen Menschen zu hören, denen die hart stoßenden Wagen die grausamsten Martern bereiteten. Es befanden sich auf denselben Leute mit Knochenbrüchen, und man wird sich die Tortur der Gequälten vorstellen können, wenn man sich denkt, wie bei dem Rütteln der Wagen auf holprigem Wege die gesplitterten Teile sich rieben, stießen und in das Fleisch bohrten. Die Meisten ertrugen zwar ihre entsetzlichen Leiden mit fest aufeinandergebissenen Zähnen, aber ihr Anblick war fast noch erschütternder, als die lauten Schmerzensschreie. O, dieser gräßliche Transport! Ich werde den Eindruck, den er auf mich machte, nie los werden. Dann und wann hielt ein Fuhr-

mann an, um einen seinen Qualen Erlegenen abzuladen und einfach an den Weg zu legen. Die Zeit, ein Grab zu graben, war nicht vorhanden; die Leiche blieb liegen, um vom Regen durchweicht, oder von der Sonne gebleicht zu werden. Ich habe nicht genau die Anzahl der Verwundeten erfahren, die unterwegs zu Grunde gingen, aber ich glaube ziemlich richtig zu rechnen, wenn ich sieben Prozent schätze. Freilich, wären sie in Plewna geblieben, so würden wahrscheinlich mindestens fünfzig Prozent an septischen Krankheiten, oder langsamer Entkräftung hingerafft worden sein.

Wir nahmen unser erstes Nachtquartier in Telisch, woselbst Hakki Pascha kommandierte, der mich sehr freundlich bewillkommte, als ich mich bei ihm meldete. Vierzehn Tage später bildete der Ort den Schauplatz eines schweren Kampfes.

Nach dreitägiger Fahrt erreichten wir Orkhanie, unsern ersten größeren Halteplatz. Hier wurden diejenigen Verwundeten, deren Weitertransport nicht angängig erschien, in eines der Lazarette gebracht. Die Einrichtungen desselben boten einen erfreulichen Gegensatz zu Plewna. Es waren auch mehrere englische Aerzte darin thätig. Ich lernte einige von ihnen kennen. Einer der Herren, Namens Temple Bey, befand sich schon viele Jahre in türkischen Diensten. Mein Freund Mackellar entschloß sich, eine Zeitlang bei diesen Herren zu bleiben, da er einige interessante Fälle entdeckt hatte, deren Operation er übernehmen wollte. Bei unserer Trennung war er so freundlich, mir einen Brief an Baron Munday, einen österreichischen Arzt und begei-

sterten Philanthropen, mitzugeben, der mir später in Konstantinopel große Güte erwies.

In Sofia traf ich Lady Strangford, die ein sehr gut ausgestattetes Hospital hatte, in welchem drei oder vier englische Doktoren und mehrere englische Krankenwärter beschäftigt waren. Es enthielt fünfzig bis sechzig Betten und der Kontrast zwischen diesem Hospital und jenem schrecklichen Feld meiner letzten Thätigkeit, war genau so groß, wie der Unterschied zwischen Hölle und Himmel. Lady Strangford gab mir einen Brief an die Baronin v. Rosen mit, welche einem Hospital in Adrianopel vorstand. Bei dieser enthusiastischen Dame verlebte ich einige sehr angenehme Tage. Als ich von hier nach Ichtiman ging, traf ich dort mit Fano Bey, einem höheren Lazarettbeamten zusammen, den ich schon von Widdin her kannte. Da er erst spät in der Nacht ankam, freute ich mich Gelegenheit zu finden, ihm frühere Gefälligkeiten erwidern zu können, indem ich ihm mein Zimmer abtrat. Am nächsten Tage reiste ich weiter nach Tatar-Basardschick und von dort mit der Eisenbahn nach Konstantinopel, auf welcher Fahrt ich, in Gesellschaft von sechs lustigen Kriegskorrespondenten, die letzten Spuren der trüben Stimmung abschüttelte, in die mich die verzweifelten Zustände der letzten Zeit versetzt hatten.

Zwölftes Kapitel.

Von Konstantinopel nach Erzerum.

In Konstantinopel stieg ich wieder im Hotel Misserie ab. Die fünfzehn Monate, welche vergangen waren, seit ich in diesem komfortablen Hause gewohnt hatte, umschlossen die Erlebnisse eines ganzen Menschenalters und nun — wieder zurückgekehrt, ein kriegsmüder Veteran von 23 Jahren — genoß ich, nach den vielen auf bloßer Erde zugebrachten Nächten und den vielen Maiskolben, die oft meine einzige Nahrung gebildet hatten, die französische Küche und die weichen Betten mit wonnigem Behagen.

Die Augen der ganzen Welt waren jetzt auf Plewna gerichtet und zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß in Stambul mein Name ziemlich bekannt war. Jedermann war begierig, von einem Augenzeugen etwas über die glorreichen Schlachten zu hören; ich mußte in Klubs und Kaffees, Bureaus und Boudoirs, meine Schlachten immer aufs neue durchkämpfen, um die Hunderte patriotischer Neugieriger zu befriedigen, die alle darauf erpicht waren, das Allerneueste zu erfahren. Dabei lernte ich viele Menschen kennen, unter anderen auch den General Sir Collingwood Dickson, einen alten Haudegen aus dem Krimfeldzug, der sich lebhaft für die Kämpfe gegen den Feind interessierte, dem er selbst vor 23 Jahren bei Alma und Inkermann

gegenüber gestanden hatte. Es war ein Vergnügen, die Augen dieses alten Kriegers leuchten zu sehen, als ich ihm die Geschichte von den beiden Krschin-Redouten erzählte — wie Skobeleff sie nahm, wie er sie dann einen Tag und eine Nacht allen Anstürmen gegenüber hartnäckig behauptete, sie schließlich aber doch, trotz des heldenmütigsten Ringens, wieder räumen, und von dem unwiderstehlichen Elan der Türken gedrängt, über die ‚grünen Hügel' zurückweichen mußte. —

Mit Osman Paschas Brief in Händen meldete ich mich im Seraskierat, und nachdem ich mein Empfehlungsschreiben überreicht hatte, wurde ich aufs freundlichste von den Offizieren des Kriegsministeriums begrüßt und im Namen der türkischen Regierung, mit Dank für meine Leistungen überhäuft. Bis jetzt war das Kriegsglück den ottomanischen Truppen, trotz der Schlappen am Schipka-Paß und am Lom, im ganzen günstig gewesen, und die herrlichen Siege, welche Osman Pascha errungen hatte, ermutigten die Offiziere des Seraskierats, auf weitere Erfolge zu hoffen. Es ist nicht meine Sache, die türkische Heeresleitung zu kritisieren, aber ich kann es mir nicht versagen, hier auf die allgemein ausgesprochene Ansicht zu verweisen, daß Mißwirtschaft, Eifersüchteleien unter den höheren Führern, Uneinigkeit und Unentschlossenheit an den höchsten Kommandostellen die Schuld trugen, daß die Russen, trotz ihrer bald mißlich gewordenen Lage, doch Fortschritte zu machen vermochten, wogegen es — bei einheitlichem Zusammenwirken der türkischen Heeresabteilungen nach einem festen Plan, und bei den glänzenden Eigen-

ſchaften der türkiſchen Armee — den Ruſſen wohl kaum gelungen ſein würde, ſich vor Stambul zu zeigen. —

Meine Mutter, welche wiederzuſehen ich großes Verlangen trug, befand ſich jetzt in England. Ich hatte ihr ſofort nach meiner Ankunft in Konſtantinopel geſchrieben und wartete nun auf Antwort. Inzwiſchen amüſierte ich mich und beobachtete, inwieweit ſich das Leben und Treiben in der türkiſchen Hauptſtadt, ſeit meinem erſten Beſuch, verändert hatte. Es ſcheint, daß bei Ausbruch eines Krieges die Abenteurer aller Nationen aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen und ſich auf dem Schauplatz zuſammenfinden, um Vorteil, Vergnügen oder Aufregung zu ſuchen. Aas war zur Genüge vorhanden und ſo konnte man beobachten, wie die Geier von allen Seiten herbeikamen. Ich begegnete einer Menge Engländer von jener vagabondierenden Wagehalsklaſſe, auf die jeder Krieg wie ein Magnet wirkt. In augenblicklicher Ermangelung eines andern, waren ſie deshalb hierher gekommen und ſetzten alles daran, bei der türkiſchen Armee Anſtellung zu erlangen und ihre Kampfesluſt zu befriedigen. Viele allerdings verfolgten auch andere ſelbſtſüchtige Zwecke. Dies waren Leute, welche irgend eine Erfindung in Zerſtörungsmitteln, oder in Verbeſſerungen auf dem Gebiet der Waffen, Bekleidung und Ausrüſtung gemacht hatten, und dieſe der Heeresverwaltung für hohen Preis verkaufen wollten. So traf ich z. B. einen Mann, der den Plan hegte, die Donaubrücke bei Siſtowa mit einer Art Torpedo in die Luft zu ſprengen, und mich als Teilhaber zu gewinnen ſuchte. Nach ſeiner Erfindung ſollte das flußabwärts ſchwimmende Spreng-

mittel im Moment des Antreibens an die Brücke die Zerstörung bewirken. Wie aber, im besten Fall, die wirklich gesprengte Brücke den Fortschritt der Russen wesentlich hemmen, oder auf den ganzen Verlauf des Feldzuges Einfluß üben sollte, das mir zu erklären, ließ er sich nicht herbei. Mein Begriffsvermögen war so schwach und meine Dummheit so groß, daß ich diese einzige Gelegenheit, mir mit einem Schlage einen Namen und ein Vermögen zu machen, versäumte. Anderseits war ich leichter zu haben. Ich traf mit einem Landsmann zusammen, der ein sehr vornehmes Wesen zeigte, gut gekleidet, und durchaus nicht aufdringlich war. Er sprach sehr gut und kannte offenbar die Welt. Man hätte ihn für 35 Jahre alt halten können, die Linien auf seiner Stirn und um seinen Mund, sowie das schon etwas grau melierte Haar, deuteten aber an, daß er wohl stark gelebt haben mochte. Er bekundete das lebhafteste Interesse für meine Erzählungen über Plewna und forderte mich eines Tages auf, mit ihm zusammen Mittag zu essen. Ich will ihn Smith nennen, obgleich das nicht sein Name ist. Das Diner ließ nichts zu wünschen übrig, nach Beendigung desselben mußte ich jedoch nicht allein mein eigenes auserwähltes Mahl, sondern auch das meines liebenswürdigen Freundes, nebst der von ihm getrunkenen Flasche Leoville bezahlen. Bei Kaffee und Zigarre bat er mich sogar noch ganz beiläufig, ihm 5 Pfund zu leihen; zu meinem Bedauern fand ich indessen, daß ich das Geld nicht bei mir hatte.

Wenn sich aber auch damals viele Abenteurer und Hochstapler in Konstantinopel herumtrieben, so begegnete ich doch auch vielen angenehmen, guten Menschen, die ohne

Nebenabsichten stets bereit waren, mir einen Dienst zu erweisen. Eine reizende Bekanntschaft machte ich z. B. in Mr. Charles Austin, welcher in Oxford studiert hatte, und sich jetzt als Spezialkorrespondent für die ‚Times‘ in Konstantinopel befand. Ein anderer höchst liebenswürdiger Mensch war Frank Ives Scudamore, den jedermann in der Stadt kannte. Er war der Vorsteher des britischen Postamtes, und als ich ihm bei Gelegenheit erzählte, daß ich in Widdin zwanzig Pfund aus meiner eigenen Tasche für Depeschen an den ‚Standard‘ ausgegeben hätte, weil der Korrespondent des Blattes mich bei Antritt einer Reise ersucht hatte, ihn zu vertreten, dann aber nicht zurückgekehrt war, ersetzte mir Scudamore das Geld ohne alles Bedenken, mit dem Bemerken, daß er es von der Zeitung schon wieder bekommen würde. Die Namen der Engländer, welche ich in dieser interessanten Zeit kennen lernte, würden viele Seiten füllen; ich kann deshalb nur noch einige davon erwähnen. So z. B. Oberst Valentin Baker (Baker Pascha), der in dem Ruf stand, einer der besten Kavallerieoffiziere in ganz Europa zu sein, und der augenblicklich die Gendarmerie neuorganisierte, in der er eine Menge von ihm ausfindig gemachter pensionierter englischer Offiziere anstellte. Ein ungewöhnlich interessanter, alter Knabe war auch General Berdan, der Erfinder des nach ihm benannten Gewehres. Ich blickte auf den harmlosen, freundlichen alten Mann mit wahrem Entsetzen, wenn ich an mein Lazarett und an all das Elend dachte, welches die Geschosse seiner Erfindung hervorgerufen hatten. — Es gab auch mehrere Leute, die im Examen in Sandhurst oder Woolwich

durchgefallen waren, und nunmehr Glück und Ruhm da zu finden hofften, wo ein fester Sitz zu Pferde nützlicher war, als Trigonometrie, und ein sicherer Schuß mehr Wert hatte, als alle Vertrautheit mit der Differentialrechnung.

Während der wenigen Tage, die ich in Konstantinopel weilte, arrangierte Valentin Baker eine reizende Partie nach dem Golf von Ismet, wo ein britisches Geschwader lag. Wir fuhren zunächst auf einem kleinen Dampfer bis Prinkapo, nahmen dort mehrere Herren und Damen an Bord, dampften dann weiter und bekamen nach einigen Stunden das Geschwader in Sicht, welches auf dem blauen Wasser des Golfes vor Anker lag. Trotzdem ich unter dem roten Halbmond diente, pochte mir doch das Herz vor Stolz, als unser kleines Boot an dem Stern des mächtigen Téméraire vorbeirauschte, und ich wieder die teure alte Flagge über mir flattern sah. Es waren damals bewegte Zeiten; an dem internationalen politischen Horizont standen düstere Wolken; sowohl in den Kreisen der hohen englischen Diplomatie, wie in den Londoner Klubs und Hallen galt das Wort: „Niemals dürfen die Russen Konstantinopel haben," und die Anwesenheit des Achilles, der Alexandra, des Téméraire und der anderen Schiffe von Admiral Hornbys Geschwader, deutete an, daß Großbritannien in diesem Punkt seinen Entschluß gefaßt hatte.

Wir frühstückten mit Kommodore Hewitt an Bord des Achilles, und nach dem Frühstück besichtigten wir die Ausrüstung des herrlichen Schiffes. Als ich die Damen in ihren weißen Kleidern auf dem schneeweißen Deck hinschweben, und über die Visiere der mächtigen, glänzenden Marinege-

schütze blicken sah, welche nach Stambul wiesen, da dachte ich an jene anderen Kanonen, die ich verlassen hatte — an jene schmutzigen, pulvergeschwärzten, blutbespritzten Veteranen, die täglich ihre rauhe Stimme ertönen und so lange hören ließen, bis ihre Bedienungsmannschaft tot war und sie selbst unter den zerschossenen Lafetten lagen.

Wir verlebten einen sehr genußreichen Tag bei dem Geschwader und am Abend dampften wir nach der Stadt der vielen Minarets zurück, auf welche zur Zeit die Augen von ganz Europa gerichtet waren. In Prinkapo kam ein australischer Landsmann, Namens Pearse, an Bord. Er war der Erste, welcher an der Universität Adelaide die juristische Doktorwürde erlangt hatte, und jetzt als Advokat, am englischen Gerichtshof in Konstantinopel, eine sehr gesuchte Persönlichkeit. Natürlich hatten wir uns sehr viel zu erzählen, von all dem, was wir seit dem Ueberschreiten des Aequators erlebt hatten.

Mein Freund, Mr. Wrench, der britische Konsul in Konstantinopel, erwies mir außerordentlich viel Güte und daher wagte ich es, in einer etwas delikaten Angelegenheit seinen Rat einzuholen. So sehr ich den vortrefflichen Geist und die militärischen Vorzüge des türkischen Soldaten bewunderte, so konnte ich doch nicht blind sein gegen die vielen Mängel und Unregelmäßigkeiten im türkischen Verwaltungsdienst. Von Anfang an hatte ich Gelegenheit zu erkennen, daß die oberste Staatsbehörde eine ganz ausgesprochene Abneigung besaß, ihren pekuniären Verpflichtungen nachzukommen. Der Sold der Truppen war seit Monaten im Rückstand und mein eigenes Guthaben zu einer ganz

erheblichen Summe angelaufen. Mir schien es, als wenn man an maßgebender Stelle der Ansicht huldigte, daß es eine unverzeihliche Thorheit sein würde, sein gutes Geld in eine Hosentasche zu stecken, die samt den Beinen jeden Augenblick von einer Granate weggerissen werden konnte. Jedenfalls schuldete mir die türkische Regierung ungefähr siebzig Pfund, und da ich keine Hoffnung hegte, dies Honorar für meine ärztlichen Bemühungen jemals mittelst persönlicher Mahnung, ohne fremde Hilfe, zu erlangen, so trug ich die Sache Mr. Wrench vor.

Dieser lebte schon zu lange in Konstantinopel, um nicht genau die Wege zu kennen, auf denen man bis zu dem Ohr eines Beamten vorzudringen und sein Gewissen zu rühren vermochte. Ich habe nicht erfahren, wieviel Tassen Kaffee er trinken, und welche Kunstgriffe er anwenden mußte, die auf ihren Divans feierlich dasitzenden alten Paschas weich zu stimmen, das aber weiß ich, daß mir Mr. Wrench — in Anbetracht der türkischen Art, alles möglichst in die Länge zu ziehen — in verhältnismäßig kurzer Zeit mitteilte, die Angelegenheit würde auf ein von mir einzureichendes Gesuch erledigt werden. Als ich daraufhin meine Eingabe gemacht hatte, brachte man mir die ganze Summe in Silber, und ich hätte eines kleinen Handwagens bedurft, wenn ich dieses Geld, im Gewicht von etwa einem halben Zentner, immer hätte bei mir führen wollen. Jedenfalls war es das schwerste Honorar, welches ich jemals für ärztliche Bemühungen empfangen habe.

Um die Nachrichten vom Kriegsschauplatz schneller zu erhalten, verließ ich Missieries Hotel und schlug mein Quar-

tier im Klub in der grande rue de Pera auf. Es war dies eine sehr komfortable, echt kosmopolitische Karawanserai, welche die vornehmsten fremden Elemente Konstantinopels zu ihren Mitgliedern zählte. Hier traf ich manchen früheren Bekannten wieder; unter diesen auch den ehrenwerten Sir Randolph Stewardt, den Kurier der Königin, der auf meiner ersten Reise nach Konstantinopel die Donau mit mir herabgekommen war. Ich fand auch einige verwandte Geister, lustige Brüder, mit denen ich mich ein paar Tage wohlverdienten Zerstreuungen hingab, die man in Konstantinopel nicht lange zu suchen braucht. Abends machten wir gewöhnlich eine Runde durch die Cafés chantants und amüsierten uns da köstlich. In einem dieser Lokale trat eines Tages eine junge Französin vor die Lampen der Bühne und sang ein Lied auf Plewna, welches einen wahren Beifallssturm hervorrief. Begeistert davon, plagte einen meiner Bekannten der Teufel, mich dem gesamten Publikum als einen Mitkämpfer vorzustellen, was eine ungeheuere Ovation für meine Person zur Folge hatte, die, so schmeichelhaft sie auch für mich war, mich doch ganz bestürzt machte und in tödliche Verlegenheit setzte.

Während ich mich in dieser Weise vergnügte, ahnte ich nicht, daß inzwischen die folgenschwersten Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz stattfanden. In der asiatischen Türkei machten die Russen schnelle Fortschritte. Hierüber teilte mir Mr. Barrington Kennett — der Vorstand des Stafford-House-Hilfskomitees, der sich zur Zeit in Konstantinopel befand — eines Tages mit, daß der Zustand der türkischen Garnison in Erzerum ein höchst beklagenswerter sei und

dringend ärztliche Hilfe erfordere. Er wünſchte, mich zu engagieren und ſogleich, als Abgeordneten der Stafford-House-Geſellſchaft, nach Erzerum zu ſenden. Die Anerbietungen, die er mir hierbei machte, waren glänzend; ſie übertrafen bei weitem das, was mir in meiner bisherigen Stellung geboten worden war, und ließen mir in Bezug auf meine Thätigkeit vollſtändig freie Hand. Trotzdem entſchloß ich mich aber, meinen alten Freunden in Plewna nicht untreu zu werden und zu ihnen zurückzukehren, ſobald ich meine Mutter geſehen hätte. Als ich mich von Mr. Barrington Kennett trennte, bat er mich, mir die Sache noch einmal zu überlegen, da er vorläufig den Platz noch für mich offen halten würde.

Am ſelben Tage erhielt ich noch Nachrichten, die alle meine Pläne über den Haufen warfen. Sir Collingwood Dickſon ſandte mir ein Telegramm mit der Bitte, ihn unverweilt in dem Sommerſitz der britiſchen Geſandtſchaft, in Therapia, zu beſuchen. Dort teilte er mir mit, daß bei Gorni Dubnik und Teliſch ein blutiger Kampf ſtattgefunden habe, bei dem die ruſſiſchen Garden 4000 Mann verloren, die Türken aber eine vollſtändige Niederlage erlitten hätten. Infolge dieſes Sieges befanden ſich nunmehr alle Zugänge nach Plewna in Händen der Ruſſen, und jede Verbindung mit der Armee Osman Paſchas war abgeſchnitten. Das ſtimmte mich ſehr traurig, denn unter dieſen Verhältniſſen mußte ich natürlich jeden Gedanken an eine Rückkehr nach Plewna aufgeben. Abends in meinem Bett faßte ich daher den Entſchluß das Anerbieten Mr. Barrington Kennetts anzunehmen, und nach Erzerum zu gehen.

Noch ehe ich am nächsten Morgen aufgestanden war, kam er schon zu mir. Er hatte ein Telegramm aus Erzerum erhalten, nach welchem Mukhtar Pascha in einer mörderischen Schlacht, nahe bei der Stadt, gänzlich geschlagen worden war. Die Verhältnisse in Erzerum hatten sich dadurch ganz trostlos gestaltet, alles lag voll Verwundeter, an allen Ecken und Enden fehlte es am nötigsten, schnelle Hilfe war geboten. Dies veranlaßte Mr. Kennett, mich zu bitten, sogleich mit dem um 12 Uhr abgehenden Dampfboot abzureisen. Ich willigte ein und er erbot sich, mir jemand mitzugeben, den ich gern hätte. Demgemäß schlug er mir einen Dragoman und Kapitän Mr. Morisot vor, welch letzteren ich von Plewna her kannte. Mr. Stoney, der auch zu dem Stafford-House-Komitee gehörte, und mir sehr freundlich gesinnt war, redete mir ebenfalls sehr zu, die Stellung anzunehmen, und so versprach ich noch einmal, bestimmt um 12 Uhr auf dem Dampfer zu sein.

Die Dampfschiffe leiden jedoch in der Türkei, ebenso wie vielfach anderwärts, an Unpünktlichkeit und im letzten Augenblick stellte sich heraus, daß die Abfahrt erst am andern Morgen stattfinden könne. Diesen Umstand benutzte Baron Munday, mir noch im Klub ein großes Abschiedsessen zu geben. Es nahmen an demselben im ganzen zwölf Herren teil und angeregt von dem Champagner wurden viel Gesundheiten ausgebracht. In jenen Tagen des Kampfes hatte ein Abschiedsfest immer seine besondere Bedeutung und Feierlichkeit, denn immer lag der Schatten der Wahrscheinlichkeit darüber, daß der oder jener der Teilnehmer am Fest, sei es durch irgend eine Seuche, sei es durch eine

Kugel, dahingerafft werden konnte, ein Wiedersehen also sehr fraglich war. Je ungewisser aber die Zukunft erschien, umsomehr genoß man die Freuden der Gegenwart. Erst spät am Abend, oder vielmehr, erst früh am anderen Morgen, begleiteten mich alle zum Quai, woselbst ich an Bord des Messageriebootes stieg, beschwert mit einem Beutel, welcher dreihundert englische Sovereigns enthielt, eine Münze, die überall ihren Wert behält. In meiner Begleitung reisten Kapitän Morisot, Mr. Harvey und Dr. Woods, ein wunderlicher Stutzer aus dem Norden von Irland.

Der Kapitän des Dampfschiffes war ein feiner alter Franzose von so aristokratischem Aussehen und Wesen, daß ich überzeugt bin, er hatte früher bessere Tage gesehen. Wenn auch fern von Paris, zeigte er sich doch als Gastronom erster Klasse, denn er führte eine geradezu ausgesuchte Küche an Bord. Nie in meinem Leben hatte ich so gut gelebt. Unsere Fahrt über das Schwarze Meer war herrlich. Wir legten an verschiedenen Häfen der Südseite an, in Sinope, Samsun und zuletzt in Trapezunt, woselbst wir uns ausschifften, um die Ueberlandreise nach Erzerum anzutreten.

Trapezunt ist eine schöne Stadt. Auf einer Hochebene über hohen Felsen erbaut, blickt sie herab auf das Schwarze Meer. Es gab ein sehr gutes griechisches Hotel daselbst, in welchem wir die Nacht zubrachten. Sobald als möglich suchten wir den englischen Konsul, Mr. Biliotti, auf. Er trieb uns sehr zur Eile an, da Mukhtar Pascha auf das dringendste ärztlichen Beistandes und medizinischer Vorräte benötigte.

Bei Mr. Biliotti fanden wir Kapitän Mc. Calvont,

der zum Stabe von Sir Arnold Kemball, dem britiſchen Militärattaché in der aſiatiſchen Türkei gehörte. Alle Vorbereitungen für unſere Reiſe waren ſchon von dem unermüdlichen Mr. Biliotti getroffen worden, und da wir über zwei Dragomen verfügten, ließ ich den einen, Namens Williams zurück, um uns das ſchwere Gepäck, die Bandagen, Droguen, Stärkungsmittel und andere Apothekerwaren nachzubringen, während wir übrigen ſchleunigſt aufbrachen.

Als wir Trapezunt verließen, beſtand unſere Geſellſchaft aus Dr. Woods, Kapitän Moriſot, Harvey und mir. In aller Morgenfrühe beſtiegen wir unſere Pferde zu dem langen Ritt nach Erzerum, durch die wilde, maleriſche Landſchaft, welche Ethnologen und Philologen für die Wiege des Menſchengeſchlechts halten, und welche ſowohl die bibliſche Legende, wie die Wiſſenſchaft, als das Land bezeichnen, wo einſt das Paradies geweſen iſt. Der Weg war vortrefflich, beinahe überall chauſſiert und zwar in jener dauerhaften, ſoliden Weiſe, in der die Menſchen ihre großen Heerſtraßen anlegten, ehe die Eiſenbahnen mit dieſen rivaliſierten. Es war die Straße, auf der Xenophon mit ſeinen Legionen bei dem berühmten Rückzug nach Griechenland vor mehr als zweitauſend Jahren zog. Die Leſer des Tagebuches dieſes griechiſchen Feldherrn werden ſich ſeiner genauen Beſchreibung der Reiſe und der beſtändig wiederkehrenden Bemerkung erinnern, daß ſie nach einer Strecke von ſo und ſo viel ‚Paraſangen‘ (perſiſcher Meilen), eine volkreiche, wohlbewäſſerte Stadt erreichten, die an einem Fluß lag. Seit Xenophons Tagen ſind die meiſten jener bevölkerten Städte verſchwunden, es ſind nur die finſter ragen-

den Felsen geblieben, welche schon die heimwärtsziehenden Griechen erblickten, und das Meer, welches sich heute, ebenso wie damals, auf derselben Stelle kräuselt, wo es die Bogenschützen und Hopliten plötzlich vor sich schimmern sahen, und mit dem frohlockenden: ‚Thalassa! Thalassa!‘ daraufzustürzten.

Die Straße ist auch heute noch in Stationen geteilt und wir erhielten auf jeder derselben frische Pferde. Auf diesen rohen, schlecht zugerittenen Tieren war das Reiten aber sehr anstrengend und ermüdend und Dr. Woods, ein ganz ungeübter Reiter, hatte besonders viel zu leiden. Die Aufregung des Reisens, und die Wildheit der Scenerie verlieh uns jedoch die nötige Spannkraft.

Der Weg, den wir am ersten Tage zurücklegten, war sehr malerisch. Er zog sich viele Kilometer an einer tiefen Schlucht entlang und wand sich später an den mit Haselstauden bekleideten Höhen hin, die zu beiden Seiten aufstiegen. Wir kamen durch einen Teil des Distrikts von Lasistan und staunten den herrlichen Menschenschlag an, den wir da trafen; große, schlanke, muskulöse Gestalten, geschmeidig und wetterfest wie die Bergesche. Vielleicht ist es doch Wahrheit, daß dieses Land die eigentliche Wiege des Menschengeschlechts ist, und daß von dort der Strom der Wanderung westwärts flutend, einen Nebenstrom nach Griechenland, einen anderen nach Italien entsandte, und in immer anwachsenden Massen weiterrollte, bis er das ganze westliche Europa überschwemmte. Einige besonders eifrige Archäologen meinen sogar, indem sie auf die höchst merkwürdigen Funde unter den Inkas von Peru und Mexiko

hinweisen, der große Völkerstrom aus dem Osten sei auch auf den westlichen Kontinent übergetreten.

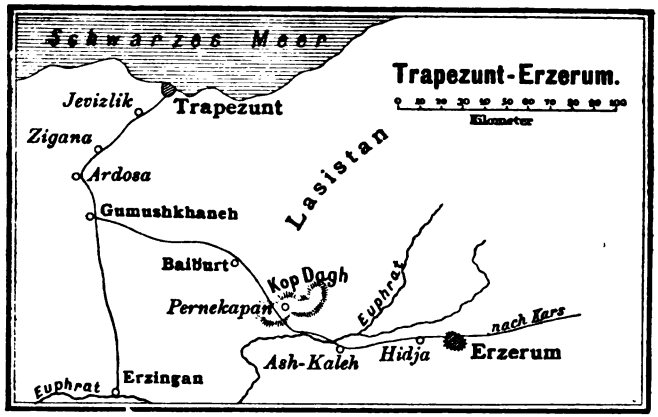
Neben den herrlichen Menschengestalten bewunderten wir auch die außergewöhnlich schönen Hunde, langhaarige, zottige Tiere von ungeheurer Kraft. Diese Hunde wurden von ihren Besitzern sehr hochgeschätzt; vergeblich bemühte ich mich, einen derselben käuflich zu erwerben. Sie dienen zur Bewachung der Herden, und häufig wird ein blutiger Kampf ausgefochten zwischen einem alten grauen Wolf, den der Hunger treibt die Schafe zu überfallen, und dem grimmigen Hüter derselben. Im Winter sind alle Berge um Kasistan monatelang mit Schnee bedeckt, und oft ist die weiße Decke jener einsamen Weideplätze an manchen Stellen blutgetränkt von den Schlachten à outrance. —

Nach Beendigung unserer ersten Tagereise kamen wir am Abend in ein kleines Dorf, in dessen einzigem Khan wir einkehrten und es uns so bequem als möglich machten. Wir hatten reichliche Zehrung mitgebracht und wären ganz zufrieden gewesen, wenn nicht, wie überall, so auch hier, die Flöhe ebenso beharrlich ihr nichtsnutziges Spiel mit uns getrieben hätten, wie jene, von denen Thackeray erzählt, daß sie auf einer Rheinreise die Kickleburys aus ihren Betten gezogen haben.

Am zweiten Tage gelang es uns, schneller vorwärts zu kommen, da der Weg ebener war, und am Abend erreichten wir das Stadtgebiet von Ghumisch Khané, welches hauptsächlich durch einige in seiner Nähe liegende sehr alte Silberminen bekannt ist. Einem Australier, wie mir, sah dieser Stadtbezirk freilich durchaus nicht nach Bergbau aus.

Nirgends bemerkte ich die heimatlichen Docken, die Schutthaufen und die durchwühlte Alluvialerde, nirgends schlug das Geräusch der Bohrstampfer und das eintönige Gurgeln der Pumpen an mein Ohr, nirgends entdeckte ich auch nur eine einzige anständige Buschhütte.

Wir hatten die Annehmlichkeit eines Khans in der letzten Nacht zur Genüge ausgekostet, waren deshalb weise



und gingen direkt nach dem Hammam oder türkischen Bade, welches auch in den kleinsten Städten nicht fehlt. Hier genossen wir den erfrischenden Luxus gut gedampft zu werden und ein Backschisch, in Gestalt einiger Piaster, verschaffte uns die Erlaubnis des Badedieners, auf den Divans schlafen zu dürfen, die den Besuchern des Etablissements zur Ruhe dienen.

Nachdem wir am nächsten Morgen Ghumisch Khané verlassen hatten, ritten wir durch ein Thal, welches von Höhen mit grünbuschigem Gehölz begrenzt war. In diesem

etwa zwölf Kilometer langen und einen Kilometer breiten Thal lief die Straße zwiſchen den herrlichſten Hainen von Birnbäumen. Jetzt, im Herbſt, waren die Früchte gerade reif und ſchlugen uns faſt ins Geſicht, als wir unter ihnen hinritten. Wir hatten von Ghumiſch Khané aus an den Kaimakan von Baiburt telegraphiert und uns Quartier beſtellt. Bei unſerer Ankunft waren wir von der Schönheit des Ortes außerordentlich überraſcht. Baiburt, wie jede Stadt dieſer Gegend, ſtammt aus dem grauen Altertum. Es ſchläft in der Gegenwart und träumt von all den Kriegen, die gewütet haben, ſeit die erſten Bewohner ſich vor Jahrhunderten, wenn nicht vor Jahrtauſenden, Verteidigungswerke gegen die Räuber der Berge bauten. Es wurde 1829 von den Ruſſen genommen, nachdem die Greuel auf dem Aegäiſchen Meere, England, Frankreich und Rußland veranlaßt hatten, ſich gegen die Türken zu verbinden, und heute noch, wo immer man auch die majeſtätiſchen Ruinen der Stadt betrachtet, fallen einem die Spuren in die Augen, welche die ruſſiſchen Kanonen daſelbſt zurückgelaſſen haben.

Nachdem wir Baiburt verlaſſen hatten, kamen wir wieder in die Berge und ritten einen Weg entlang, der aus den Felſen herausgehauen war. An einigen Stellen erinnerte dieſer Pfad an die erhabene Einſamkeit des Julier-Paſſes in der Schweiz, an anderen Punkten zeigte er die ſanfteren Schönheiten der Straße von Hobart nach dem Huon-River in Tasmanien.

Auf jeder Seite des Weges befanden ſich Haine rieſiger Rhododendrons, das Grün mit prächtigen Farben ſchmückend.

Hie und da blickten in einsamer Hoheit die Ruinen alter Burgen auf uns herab, welche die genuesischen großen Handelsherren einst zum Schutz ihrer Warenzüge gegen die Räuber der Berge erbaut hatten. Dieser Weg vermittelte im Mittelalter hauptsächlich den Verkehr mit Persien, und wenn die langen Karawanen, beladen mit Seidenstoffen, köstlichen Gewürzen, mit Fabrikaten persischer Webstühle und Edelsteinen aus persischen Bergwerken, langsam nach den europäischen Märkten zogen, da war es nicht zu verwundern, daß das räuberische Bergvolk aus seinen Nestern herabstieg und den Kampf mit der gepanzerten Eskorte nicht scheute, um sich der Schätze zu bemächtigen.

Von dem Wunsche getrieben, diese romantischen alten Ruinen etwas näher in Augenschein zu nehmen, erkletterte ich einen der Bergabhänge, auf dem eine solche Burg wie ein Adlernest zwischen Himmel und Erde klebte. Doch sehr bald bereute ich meine Neugier; nur mit äußerster Not, in meiner Angst nach jedem nur erreichbaren Zweige eines Busches haschend, gelangte ich in einer unfreiwilligen Rutschpartie, bei der ich alles zu thun hatte, um nicht kopfüber zu schießen, wieder auf den Weg.

Gegen Abend passierten wir eine düstere Schlucht, aus welcher die Felsen senkrecht emporstiegen, und in der es eisig kalt war, da niemals ein erwärmender Sonnenstrahl hineindrang. Nachdem wir die Schlucht im Rücken hatten, kamen wir in ein Dorf, wo wir sogleich nach dem Konack ritten und uns dort unterbrachten. Hier hörten wir, daß sich Sir Arnold Kemball in Begleitung des Marineleutnants

Dugald in Purnekapan, dem Ziel unserer nächsten Tagereise befände.

Am folgenden Morgen, ehe wir unsere Reise fortsetzten, telegraphierte ich an Leutnant Dugald unsere bevorstehende Ankunft. Wir mußten über einen Paß, der sich bis zu einer Höhe von sechs bis sieben tausend Fuß erhob. Als wir den höchsten Punkt erreicht hatten, machten wir an einer Stelle Rast, welche der ‚Kopdagh' genannt wird, und von wo wir eine herrliche Aussicht über Berg und Thal genossen. In der Ferne schimmerte das silberne Band eines Flusses, dessen Name unsere Herzen höher schlagen machte. Es war der Euphrat, und als wir weiter über die Ebene hinblickten, erkannten wir mit beinahe stockendem Atem, daß die sagenhafte Stelle des Gartens Eden vor uns lag.

In Purnekapan besuchten wir sofort Sir Arnold Kemball, den ich schon von Nisch her kannte. Derselbe empfing uns mit den aufregendsten Neuigkeiten. Er hatte ein Telegramm erhalten, welches meldete, daß die Russen nach erbittertem Kampf Erzerum mit Sturm genommen hätten.

Am nächsten Tage beschleunigten wir unsern Ritt soviel als möglich, überschritten um Mittag den Euphrat und langten um 5 Uhr nachmittags in Erzerum an. Natürlich erwarteten wir die Russen im Besitz der Stadt zu finden, konnten aber keine Spur der wohlbekannten Uniformen entdecken und erkannten daraus, daß Sir Arnold Kemball falsch berichtet worden war.

Wir begaben uns sofort nach dem britischen Konsulat zu unserem Konsul, Mr. Zohrab, welcher uns sehr freundlich empfing und über die Lage der Stadt informierte. Die-

ſelbe war allerdings eine ſehr ſchlimme, denn etwa eine Woche vor unſerer Ankunft hatten die Ruſſen einen heftigen Angriff gemacht und ein Fort genommen, wobei die Türken 2000 Mann an Toten und Verwundeten verloren. Infolgedeſſen waren alle Lazarette ſtark angefüllt und ſämtliche Aerzte in angeſtrengteſter Thätigkeit, trotzdem das türkiſche Sanitätskorps ſchon durch mehrere engliſche Aerzte Unterſtützung hatte. Lord Blantyre hatte auf ſeine Koſten eine Anzahl engliſcher Doktoren nach Erzerum geſchickt, aber die Geſamtſtärke des ärztlichen Perſonals war durch verſchiedene Unglücksfälle vermindert worden. Dr. Caſſon und Dr. Buckle z. B. waren in Gefangenſchaft geraten und zur Zeit in den Händen der Ruſſen. Dr. Guppy war eine Woche vor unſerer Ankunft an typhöſem Fieber geſtorben; die noch vorhandenen engliſchen Aerzte beſtanden nur noch aus: Dr. Fetherſtonhaugh, Dr. James Denniſton, den ich in Edinburg kennen gelernt hatte, und Dr. Pinkerton. Bei dieſen dreien nahmen wir unſer Quartier; ſie wohnten in einem großen kahlen Hauſe, ohne irgendwelche andere Möbel als einen Tiſch und einige Bänke. Betten gab es nicht; wir mußten auf der bloßen Diele liegen. Unſere durchaus nicht luxuriöſen Mahlzeiten wurden uns von einem Armenier, Namens David, gekocht, und deſſen Sohn Siropé, gewöhnlich Jonathan genannt, verſah bei uns die Stelle eines Dieners und allgemeinen Faktotums.

Nachdem wir uns auf dieſe Weiſe untergebracht hatten, gingen wir gleich daran, uns umzuſehen, und der erſte Eindruck, den ich von Erzerum gewann, war ein ſehr gün-

stiger. Ich fand, daß wir in eine malerisch schön gelegene Stadt gekommen waren, die im Schutze einer Bergkette lag, welche bis zur Höhe von sechstausend Fuß emporstieg. Erzerum selbst liegt viertausend Fuß über der Meeresfläche. Was mir sofort auffiel, war das gänzliche Fehlen jeden Gehölzes, und als altem Veteranen, dem der Wert von Feuerungsmaterial und das schreckliche Unbehagen bekannt war, das Mangel an solchem bereitet, erregte mir dieser Umstand großes Bedenken. Ich erfuhr, daß das nächste Brennholz, hundert Kilometer weit aus dem großen Walde von Soghanli Dagh herkäme. In der Stadt gab es nur einige verkrüppelte Bäume; die Berge bestanden aus kahlem Fels ohne jede Spur von Vegetation. Unter diesen Verhältnissen behalfen sich die Einwohner mit getrocknetem Kameeldünger zur Feuerung, doch erschien mir dieses Hilfsmittel etwas sehr prekär.

Erzerum war von einer starken Umwallung mit davorliegendem Wassergraben umgeben, über welchen Zugbrücken führten. Mehrere Forts verstärkten die Befestigung. Es war eine sehr wichtige Stadt, da beinahe der ganze Handel von Teheran den Weg über sie nahm. Sie zählte 40 000 Einwohner, die meist Armenier waren. Die Häuser, aus Stein gebaut, hatten glatte Dächer, welche an warmen Abenden als Promenade benutzt wurden. Die hellen Farben, die die Frauen in ihrer Kleidung bevorzugten, belebten und schmückten das Bild. Die Stadt besaß mehrere schöne armenische Kirchen, deren Innenwände geschmackvoll mit blauen Ziegeln verziert waren. Der Konak, oder das Rathaus, war ebenfalls ein sehr ansehnliches Gebäude. Das Wasser wurde

größtenteils Brunnen entnommen, es gab aber auch noch einen kleinen Fluß, der von den Bergen herabkam; der Euphrat lag fast acht Kilometer entfernt.

Mr. Zohrab, der in jeder Hinsicht Engländer war, stellte uns Mukhtar Pascha, dem Höchstkommandierenden vor, welcher uns sehr freundlich begrüßte und für unser Kommen dankte. Fetherstonhaugh, Denniston und Pinkerton waren in einem großen Lazarett beschäftigt, welches als ‚Lord Blantyres Hospital' bekannt war. Mir gelang es ein im Yeni Khan (altes Fürstenschloß), eingerichtetes türkisches Lazarett zu erhalten. Pinkerton willigte ein, zu mir überzutreten, da die andern beiden für die Arbeit in Lord Blantyres Hospital genügten. So installierten sich also Pinkerton, Woods und ich, mit Kapitän Morisot und Harvey zusammen, im Yeni Khan, und übernahmen gleichzeitig die dort befindlichen Assistenten, Wärter und Jarra Baschis in unseren Dienst. Von den beiden Jarra Baschis war der eine ein im Krankendienst ausgebildeter türkischer Sergeant. In diesem fand ich einen so sorgsamen, gewissenhaften Gehilfen, wie ich bis jetzt noch keinen angetroffen hatte. Ich schloß mit dem gesamten übernommenen Hilfspersonal das Abkommen, ihm die Hälfte der Löhnung als Zuschuß zu zahlen, die ihm von seiner vorgesetzten Behörde zustand, und da keiner mit Sicherheit auf die Auszahlung seines Soldes rechnen konnte, wurde mein Anerbieten mit Freuden angenommen und feuerte erneut zu treuen Diensten an. Für mich selbst hatte dieses Abkommen den großen Vorteil, daß es die Leute an mich band und mir eine gewisse Macht über sie verlieh. Ich engagierte auch noch einen ungarischen Chirurgen, Namens

Schmidt, als Assistenzarzt, wies ihm ein Zimmer im Lazarett an und machte ihn dadurch gewissermaßen zum Hausarzt, sodaß in Fällen, wo z. B. unvorhergesehene Blutungen eintraten, sofort eine Hilfe zur Hand war, bis einer von uns herbeikommen konnte.

Wir hatten den alten Khan bald in ein wohlausgestattes Lazarett mit dreihundert Betten verwandelt. Dasselbe bildete einen mächtigen Unterschied mit dem, welches ich in Plewna zurückgelassen hatte. Der größte Krankensaal unseres Stafford-House-Hospitals war hundert Fuß lang, fünfundsechzig Fuß breit, und dreißig Fuß hoch. Er empfing Luft und Licht durch große, gläserne Oberlichter und wurde durch zwei Oefen erwärmt. In diesem Saal standen achtundneunzig in einem anderen zweiundsechzig Betten, während kleinere Räume, die mit diesen großen in Verbindung standen, sechs oder acht Kranken Unterkommen gewährten. Als ich die Oberaufsicht übernahm, betrug die Zahl der Patienten dreihundert. Wir hatten ein Operationszimmer, einen Vorratsraum und alle nötigen Wirtschaftsräume. Der große Krankensaal bot ein beinahe malerisches Bild, wenn ein Krankensaal überhaupt etwas Malerisches haben kann. — Es war nicht nur alles skrupulös sauber, sondern auch die Betten, mit persischen Decken und Polstern belegt, machten in ihrer Farbenpracht einen überaus freundlichen Eindruck. Wenn die Sonne um Mittag ihre Strahlen durch die Oberlichter ergoß, beleuchtete sie scharlach und grün, kobaltblau und citronengelb, das dunkle und helle Rot des Geraniums und das Violett des Veilchens. Der ganze Raum sah dann aus, wie ein großer Blumengarten. Doch mit diesen heiteren

Farben ſtanden die bleichen, ſchmerzverzerrten Geſichter der Verwundeten in traurigem Gegenſatz, und die ſchrecklichen Leiden traten unter der bunt ſchimmernden Umgebung nur noch ſtärker hervor.

Im Anfang hatten wir nur Verwundete zu behandeln, keine anderen Krankheitsfälle, und unſer Sterblichkeitsregiſter wies ſehr günſtige Zahlen auf. Von den dreihundert Kranken ſtarben in der erſten Woche nur ſechs, dagegen wurden dreißig als geheilt zu ihren Regimentern entlaſſen. Nach meinen entſetzlichen Erlebniſſen in Plewna erſchien mir dieſer Zuſtand wie eine Befreiung und Erlöſung und mir wurde ganz leicht ums Herz. Doch ſpäter, ehe ich Erzerum verließ, ſah ich Leiden und Greuel, vor denen diejenigen in Plewna zur Bedeutungsloſigkeit verblaßten.

Das erſte Zeichen des nahenden Unheils war eines Morgens die Entdeckung eines Falles des wirklichen Typhus und mehrere Fälle typhöſen Fiebers. Wir ſchickten dieſe Kranken ſogleich in das Zentralhoſpital, da wir, gemäß des getroffenen Abkommens, in unſerem Lazarett lediglich nur Verwundete in Behandlung haben ſollten. Immerhin beunruhigte mich aber dieſer Typhusfall doch ſehr, denn er erſchien mir wie eine Prophezeiung all des furchtbaren Elends, welches die Zukunft für uns barg.

Dreizehntes Kapitel.

In Erzerum.

Es ist wohl unnötig, zu sagen, daß, nachdem das Fieber sich gezeigt hatte, wir jetzt bei unserer täglichen Runde jeden Kranken auf das sorgfältigste untersuchten. Hierbei fanden wir jeden Tag drei bis vier weitere Fälle von Typhus, und da die schweren Wunden vieler Erkrankten eine Ueberführung in das Zentralhospital nicht erlaubten, so richtete ich, behufs ihrer Absonderung, ein eigenes Zimmer für sie ein.

Anfang Dezember wurde das Wetter sehr schlecht, der Schnee fiel in großen Massen und die Hospitäler füllten sich mit Kranken. Dieselben wuchsen bald bis zur Zahl von viertausend an. Kapitän Morisot und Mr. Harvey waren uns sehr schätzbare Gehilfen, zu unserem lebhaften Bedauern mußte uns aber letzterer in der ersten Dezemberwoche verlassen, da er nach Konstantinopel zurückberufen wurde. Glücklicherweise jedoch traf gleichzeitig Mr. Williams, unser zweiter Dragoman, der bis jetzt durch das schlechte Wetter aufgehalten worden war, mit dem Transport ein und ersetzte Mr. Harvey. Er erwies sich als ein höchst nützliches Mitglied unserer Gesellschaft.

Pyämie begann nunmehr große Verheerungen anzurichten. Schneidende Kälte vermehrte die Leiden der Ver-

wundeten, und wirkte störend auf den Erfolg unserer Thätigkeit. Ich amputierte einem Mann den Arm am Schultergelenk, und hätte ihn unter anderen Umständen wohl durchgebracht, die Kälte übte aber schlimmen Einfluß; er bekam eine schwere Brustfellentzündung und starb nach vierundzwanzig Stunden.

Wie ich schon erwähnte, wohnten Pinkerton, Woods und ich in dem großen, leeren armenischen Hause, mit Fetherstonhaugh und Denniston zusammen. Jeden Morgen begaben wir uns zur selben Zeit zu unseren Kranken, kehrten gegen Mittag zum zweiten Frühstück zurück, und gingen nachmittags wieder an die Arbeit. Holz zur Feuerung kostete uns das Pfund zwei Pence. Unsere Mahlzeiten waren mager und knapp, aber in das, was wir hatten, hieben wir wacker ein, und die große Gastfreiheit von Mr. Zohrab bereitete uns häufig eine herrliche Abwechselung. Er besaß ein prachtvolles, für den Winter praktisch eingerichtetes, und mit allen Lebensbedürfnissen reich versorgtes Haus. Seine Mittagessen ließen an Quantität und Qualität nichts zu wünschen übrig. Eine besondere Würze erhielten dieselben noch durch seine Frau, eine reizende Engländerin, welche es prächtig verstand, ihr heiteres, frisches Wesen auf ihre Umgebung zu übertragen. Die beiden kleinen Jungen dieses liebenswürdigen Paares besuchten uns oft.

Unsere russischen Belagerer verharrten in einem unheimlichen Schweigen. Als Grund dieses Verhaltens stellte sich heraus, daß sie die größere Zahl ihrer Truppen von Erzerum weggezogen hatten, um den Angriff auf Kars zu unternehmen. Inzwischen arbeiteten bei uns Typhus,

Pyämie, Lungenentzündung und die grausame Kälte aufs beste für die Russen, und richteten größere Verheerungen an, als es das stärkste Granatfeuer vermocht hätte. Woods wurde auch krank, und da unzweifelhaft sehr schwere Zeiten bevorstanden, beredete ich ihn, sich nach Konstantinopel zu begeben. Sein Abgang machte sich uns sehr fühlbar.

Der Schnee fiel immer stärker und bedeckte die Straßen bald mehrere Fuß hoch. In der Nacht sank der Thermometer auf vierzig Grad unter den Gefrierpunkt. Jeden Morgen wurden in den Vorposten fünf bis sechs Erfrorene gefunden, die mit geschlossenen Augen, ihre Gewehre fest in den Armen, im Schnee lagen.

Während wir mit so widrigen Verhältnissen kämpften, hatte General Melikoff die Vorbereitungen zum Angriff auf Kars beendet und den Sturm ausgeführt. Mit Todesverachtung und unwiderstehlicher Tapferkeit waren seine Russen gegen die türkischen Werke und Feuerschlünde vorgegangen und Herren des Platzes geworden. Melikoff vermochte die hierbei gemachten zahlreichen verwundeten Gefangenen, neben den eigenen Truppen, nicht in der Stadt unterzubringen; er sah sich deshalb zu dem barbarischen Entschluß gezwungen, dieselben auszuweisen. Er ließ jedem Mann, der noch laufen konnte, eine Decke und einige Piaster aushändigen und schickte die in dieser Weise notdürftig Ausgerüsteten auf die Reise nach Erzerum, oder mit anderen Worten, in das grausamste Elend, in Tod und Verderben. Der Schnee lag dick auf der hartgefrorenen Erde und wurde durch das Blut der langsam dahinschleichenden Verwundeten gefärbt, die mit vielen hundert Toten ihren Weg bezeich-

neten. Mukthar Pascha hat mir gesagt, daß von den zweitausend Mann, die so aus Kars ausgewiesen wurden, nur dreihundertundsiebzehn Erzerum erreichten. Fünfzig derselben kamen in mein Hospital. Einer von ihnen erzählte mir, daß von den dreißig, mit denen zusammen er gegangen war, nur zehn am Leben geblieben waren und davon sieben ihre sämtlichen Zehen durch Frost verloren hätten.

Es traten mir Fälle von erfrorenen Gliedern vor Augen, die in ihrer Gräßlichkeit alles überstiegen, was ich je davon gesehen hatte. So wurden mir z. B. zwei Leute überwiesen, welche zwar ihre verwundeten Leiber über die fast zweihundert Kilometer lange Schneestraße, von Kars hierher, geschleppt hatten, denen aber gleich im Anfang die Hände erfroren waren, und die mir bei ihrer Ankunft nur wortlos die Skelette ihrer Hände entgegen streckten. Jedes Atom von Fleisch, vom Handgelenk bis zu den Fingerspitzen, war abgefault, und die Knochen sahen von der Verwesung schwarz aus. Ich nahm ihnen die verstümmelten Glieder ab und ließ ihnen die beste Pflege zu teil werden, beide Leute aber starben doch bald an den Folgen des schrecklichen Marsches, für welchen selbst die düstere Phantasie eines Dante nur schwer ein Seitenstück hätte ersinnen können.

Gleich dem General Melikoff, waren auch wir genötigt, Abschiebungen stattfinden zu lassen. Diese hatten aber ein ganz anderes Gesicht und setzten das Leben der Leute nicht aufs Spiel. Wir mußten in unseren überfüllten Krankenzimmern Platz schaffen, um den ausgebrochenen Epidemien möglichst Einhalt zu thun, oder sie doch zu beschränken. Es waren nur leicht an Armen oder Händen Ver-

wundete, die wir wegschickten. Am Weihnachtstag setzten wir sechsundsechzig solcher Leute nach Baiburt in Marsch, dank aber der Freigebigkeit von Lord Blantyre versehen mit wollenen Unterkleidern, langen Strümpfen und wollenen Halstüchern. Drei Tage später folgten diesen noch dreißig Mann, von denen jeder, außer warmer Bekleidung, noch dreißig Piaster erhielt. Sämtliche Leute gelangten wohlbehalten an Ort und Stelle.

Doch auch diese Maßnahme schaffte nur für kurze Zeit Erleichterung. Unsere Räume waren bald wieder so überfüllt, daß Typhus und typhöses Fieber mit vermehrter Gewalt auftraten, und der gefürchtete Hospitalbrand, den ich schon in Plewna kennen gelernt hatte, sich zu zeigen begann. Innerhalb weniger Tage hatte ich acht Fälle, von denen drei mit dem Tode endeten. Im übrigen bildeten Pyämie und Frost die Haupturſachen der jetzt erhöhten Sterblichkeit.

Pinkerton und ich, in Verbindung mit Morisot und Williams, verwalteten unsere dreihundert Betten ganz gut, plötzlich aber bekam Williams das Fieber und wir drei übrigen mußten uns in die Arbeit teilen. Wenn Pinkerton und ich abends zu Hause mit Denniston und Fetherstonhaugh zusammentrafen, sahen wir uns immer verstohlen darauf an, wer wohl der nächste sein werde. Es war Fetherstonhaugh. Er wurde von einer Art Wechselfieber ergriffen, suchte sich indessen mit aller Gewalt zu bezwingen und ging wie gewöhnlich seiner Arbeit nach. Eines Abends, als wir anderen bei Tisch saßen, trat er plötzlich sehr aufgeregt ein und sagte, in seinem Schlafzimmer lägen drei Männer mit abgeschnitte-

nen Hälſen. Wir ſtürzten ſofort hinein, ſahen aber nichts und hielten es deshalb für die höchſte Zeit, Fetherſtonhaugh ſeiner aufreibenden Thätigkeit zu entziehen. Wir ſchickten ihn nach Trapezunt.

Danach hörte ich viele Jahre nichts mehr von ihm, aber jene wunderbare Macht, die wir in Ermangelung eines beſſeren Namens Zufall nennen, führte uns auf ſonderbare Weiſe doch noch einmal zuſammen. Es war dies in Melbourne, wo ich mich als praktiſcher Arzt niedergelaſſen hatte, und bei meiner Beſchäftigung kaum noch der aufregenden Tage in Kleinaſien gedachte, wenn nicht bei ſeltenen Gelegenheiten die Erinnerung geweckt wurde. Einſt hatte ich bei Gericht zu thun, wo ich irgend eines Rechtsfalles wegen als ſachverſtändiger Zeuge zugezogen war. Als ich nach beendeter Sitzung die Barre verließ, begegnete mein Blick dem eines Mannes im Zuhörerraum, deſſen Geſicht mir bekannt erſchien.

„Hallo Ryan! wie gehts?“ ſchallte es mir im ſelben Moment entgegen.

Gleich darauf ſchüttelte ich mir voller Freude mit Denniſton die Hände. Er erzählte mir, daß er, auf einer Erholungsreiſe begriffen, von England herübergekommen wäre und zum Zeitvertreib die gerichtliche Verhandlung beſucht hätte. Während er zu mir ſprach und wir dem Ausgang zuſchritten, fiel mir ein zweites vertrautes Geſicht ins Auge.

Gerade in dieſem Augenblick ſagte Denniſton: „Ich möchte wohl wiſſen, was eigentlich aus Sharlie Fetherſtonhaugh geworden iſt.“

„Das wird er uns gleich selbst sagen," lachte ich, „sehen Sie doch, da kommt er eben leibhaftig an."

Dieses Zusammentreffen war wirklich wunderbar. In der That, Sh. Fetherstonhaugh schritt gesund und munter auf uns zu. Er hatte die drei Kerle mit den abgeschnittenen Hälsen in seinem Schlafzimmer zu Erzerum glücklich überwunden. Auch er war wie aus den Wolken gefallen, uns hier zu treffen, wohin ihn nur der reine Zufall geführt hatte. Natürlich feierten wir das Wiedersehen mit einem solennen Essen, schwelgend in Erinnerungen und in derjenigen Lust, welche die unverhoffte Freude in uns hervorrief.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich wieder in mein Hospital zurück. Immer neue Verwundete wurden demselben zugeführt, denn unsere Kavallerie suchte unablässig den Feind anzufallen und ihm Abbruch zu thun; kleine Scharmützel zwischen den beiderseitigen Vorposten gehörten gewissermaßen zum täglichen Brot. Alle durch Todesfälle oder durch Entlassung Genesener freigewordenen Betten wurden fast unmittelbar wieder durch Neuankömmlinge besetzt. Der Frost stellte ein immer größeres Kontingent an Schwerkranken. Oftmals mußte ich Füße oder Hände abnehmen, weil das Fleisch einfach auf den Knochen verfaulte. Auch die Rationen begannen knapp zu werden und die, welche zunächst darunter zu leiden hatten, waren natürlich die Insassen des Gefängnisses. Wer damals in Erzerum Gelegenheit hatte, einmal in diese Schauerhöhle hineinzusehen, wird sicher den Eindruck niemals vergessen. In Räumen, die von Schmutz starrten, lebten die in ihnen zusammengepferchten Menschen wie wilde Tiere in einem Käfig. Mit bestiali-

ſcher Wildheit kämpften ſie untereinander um die wenigen Händevoll Getreidekörner, die der Wärter ihnen hin und wieder zuwarf. Wir jedoch erhielten noch regelmäßig für die Verwundeten Rind- oder Hammelfleiſch-Bouillon, und ich ließ es mir nicht nehmen, dieſelbe auf meinem Rundgang durch die Krankenzimmer perſönlich denen zuzuteilen, die ihrer am meiſten bedurften.

Dieſes Thema lenkt meine Erinnerung auf Edmund O'Donovan, einen der wildeſten, luſtigſten, begabteſten und originellſten Burſchen, der jemals Irland verlaſſen hat, um dem Beruf als Kriegskorreſpondent zu folgen. Er beſuchte uns eines Abends und imponierte mir ſehr durch ſeinen Witz und ſeine glänzende Unterhaltungsgabe. Stets den Kopf voller Tollheiten, brachte er ſich oft in große Ungelegenheiten. Eines Tages ſchickte er zu mir und ließ mich dringend bitten, eiligſt zu ihm zu kommen, da er ſich in einer höchſt bedenklichen Lage befände. Dieſelbe war allerdings ſehr kritiſch, gleichzeitig aber auch ſo kennzeichnend für ihn, daß ich ſie hier berichte.

In der ſeinem gutherzigen Volksſtamm eigenen Gaſtfreiheit hatte O'Donovan ſich einige tſcherkeſſiſche Offiziere zu Tiſch geladen und ihnen ein leckeres Mahl bereitet. Unter anderen Gerichten war auch eines geweſen, welches durch ſeine außerordentliche Schmackhaftigkeit dem Gaumen der Gäſte ganz beſonders zugeſagt hatte. Etwas ähnlich Köſtliches, wie dieſes zarte, weiße, zum Teil knuſprige Fleiſch mit der delikaten dunkelbraunen Sauce, war dieſen einfachen Naturkindern, den Tſcherkeſſen, noch nie über die Zunge gekommen. Immer von neuem hatten ſie ihre Teller

gefüllt, bis sie, wie in einer Art Zerstreutheit, unter fortwährendem Lachen über die drolligen Schnurren, welche O'Donovan zum Besten gab, die Schüssel völlig geleert hatten.

Das war für den liebenswürdigen Wirt natürlich die größte Freude; er erntete den überschwänglichen Dank seiner Gäste; sie versicherten, nie etwas so Delikates genossen zu haben und baten, ihnen zu sagen, welche Götterspeise sie gegessen hätten.

„Jawohl, gewiß, mit größtem Vergnügen will ich Ihnen das sagen," war da O'Donovan mit schallendem Gelächter losgebrochen, „Sie haben das niedlichste Spanferkelchen verspeist, das ich jemals außerhalb Connaught habe quieken hören." Diese Aufklärung versetzte die guten Muselmänner in eine rasende Wut. Es entstand ein Höllenlärm. Die Tscherkessen ergriffen als Waffe, was ihnen zur Hand kam; O'Donovan verteidigte sich zuerst mit Flaschen, dann mit einem Stuhlbein; der Tisch wurde umgerissen; die Schüssel, welche noch vor kurzem das Spanferkel à l'Irlandaise enthalten hatte, ging in Scherben; die Lichter fielen erlöschend zur Erde, und der Kampf wogte unentschieden um das Wrack des Tisches, bis, durch den Mordspektakel herbeigezogen, die Dienerschaft O'Donovans zum Succurs erschien und sich das Schicksal des Tages gegen die von dem Fleisch des verabscheuten Tieres übervollen Moslemiten entschied. Sie traten den Rückzug unter ausgiebigem Gebrauch der Revolver an, glücklicherweise aber bestand das Resultat der ganzen Bataille nur in einer Schramme, die einer von O'Donovans Leuten am Arm davontrug. Die Geschichte machte viel böses Blut, und die Tscherkessen ge-

lobten blutige Rache für den ihnen angethanen Schimpf; mir und anderen Freunden O'Donovans gelang es aber ſchließlich, die Rachſüchtigen zu beſänftigen und den Frieden wieder herzuſtellen.

Dies war nicht die einzige Gelegenheit, wo O'Donovan ſich in die Klemme brachte. Während er eines Tages auf dem Dache ſeines Hauſes Luft ſchöpfte, kam ihm der Gedanke, eine kleine Schießübung mit ſeinem Revolver abzuhalten. Als Objekt wählte er ſich einen Hund, der auf der Straße einen Knochen benagte. Kugel auf Kugel entfloh dem Lauf, ohne das Tier in ſeiner Beſchäftigung zu ſtören, endlich aber ſaß eine, und zwar in dem fleiſchigen Sitzteil einer dicken Türkin, die, entſetzt ob eines ſolchen plötzlichen, frevelhaften Angriffs, ſchreckliches Zetergeſchrei erhob.

Auch in dieſer Angelegenheit mußte ich O'Donovan wieder beiſtehen. Nach vielen Mühen gelang es mir, mit zehn Pfund Sterling Schmerzensgeld die Sache auszugleichen. Der ungeſchickte Schütze war damals Korreſpondent der ‚Daily News' ich fand aber niemals einen Bericht über dieſen Vorfall in ſeinen ſonſt ſehr ausgebreiteten Schilderungen jedes kleinen Ereigniſſes. Im Dezember verließ er Erzerum und ſpäter hörte ich, daß er bei der Niedermetzelung des Heeres von Hicks Paſcha in Egypten ſeinen Tod gefunden habe.

Leider verloren wir bald unſeren Konſul, Mr. Zohrab. Lord Derby, welcher alle Verwickelungen zu vermeiden wünſchte, im Falle Erzerum von den Ruſſen beſetzt würde, hatte beſtimmt, daß ſich der britiſche Konſul nach Konſtantinopel begeben ſolle, ſowie Kars genommen ſei. Dem-

gemäß verließ Mr. Zohrab jetzt die Stadt. Wir beklagten das sehr, denn wir hatten seiner Liebenswürdigkeit und thatkräftigen Unterstützung viel zu danken. Indessen überwies er uns sein Haus samt den reichen Vorräten, dem bedeutenden Heizmaterial und dem wohlgefüllten Keller. Wir nahmen alles sogleich in Besitz. Nach unserer bisherigen erbärmlichen Wohnung erschien uns das neue Quartier wie ein Palast.

Obgleich wir persönlich jetzt viel besser daran waren, so steigerte sich doch die Not unter den Einwohnern täglich mehr und mehr. Jede Art von Lebensmitteln wurde knapp und Kurd Ismael Pascha, welcher an Stelle des nach Konstantinopel berufenen Mukhtar Pascha das Kommando übernommen hatte, fand in der Verwaltung eine schwierige Aufgabe. Gegen Ende Dezember wurde es nötig, die Stadt von einem Teil der Bevölkerung zu entlasten, und eine große Anzahl Familien, vierhundert Männer mit zweihundert Frauen nebst Kindern, erhielt Weisung, nach Erzingan zu gehen, einer Stadt, welche fünf Tagereisen von Erzerum entfernt liegt.

Diese Abschiebung wetteifert in den Greueln, die aus ihr erwuchsen, mit der Ausweisung der Verwundeten aus Kars. Bevor noch der Zug die erste Tagereise zurückgelegt hatte, erfaßte ihn ein Schneesturm. Was dabei nicht umkam, schleppte sich nach Erzerum zurück und dort stellte sich heraus, daß sämtliche Frauen und Kinder im Schnee ihr Grab gefunden hatten. Alle waren auf der Stelle verweht worden, auf der die Ermattung sie niedersinken ließ. Selbst die Frau des den Transport leitenden Obersten wurde

unter dem treibenden Schnee begraben. Von den Begleitmannſchaften, welche nach Erzerum zurückkehrten, ſtarb der größere Teil an Froſtwunden und Diſſenterie.

Das angelſächſiſche Herz iſt ſonderbar angelegt; trotzdem Fieber, Diſſenterie, ſchreckliche Verwundungen aller Art, Froſt und ſeptiſche Krankheiten uns nicht aus Sorge, Not und Arbeit herauskommen ließen, beſchloſſen wir doch, das Weihnachtsfeſt luſtig zu feiern. Mochten die Ruſſen auch an unſere Thore pochen, wir wollten uns dadurch in unſerem Vergnügen nicht ſtören laſſen. Mein vorjähriges Weihnachtsdiner beſtand aus einer Handvoll Maiskolben, die ich einſam auf dem eisbedeckten Weg nach Orkhanie verzehrte. Während des dazwiſchenliegenden Jahres hatte ich meine Kräfte ſo überanſtrengt, ſo viel erlebt, gelitten und erduldet, daß es mir nach all dem wie ein Wunder erſchien, noch am Leben zu ſein. Die Erinnerung daran ließ mich um ſo lebhafter den Wunſch faſſen, jetzt das Feſt möglichſt würdig zu feiern; ich machte deshalb den Vorſchlag, und Pinkerton, ſowie Denniſton gingen freudig darauf ein. Wir beſchloſſen, alle europäiſchen Aerzte in der Stadt einzuladen und ihnen ein richtiges engliſches Weihnachtseſſen vorzuſetzen. Dazu waren aber große Vorbereitungen nötig.

Zugleich mit ſeinem Hauſe hatte uns Mr. Zohrab auch zwei ſeiner Bedienſteten übergeben. Der eine war der alte Tom Renniſon, welcher vor dreißig Jahren, während der damaligen Belagerung von Erzerum, Dragoman bei General Williams geweſen war; der andere, ein Armenier, hieß Vachin. Tom Renniſon hatte trotz aller Kriegserfahrung doch niemals Fleiſchpaſteten unter dem Feuer des Feindes

machen sehen, und Yachin verstand wohl die Zubereitung des Pilaw — von Plumpudding hatte er aber im Leben noch nichts gehört. Infolgedessen fiel uns nicht allein die Aufstellung des Menüs, sondern auch seine Ausführung zu. Leider aber muß ich gestehen, daß, obgleich es in der Chirurgie zur damaligen Zeit wenige Dinge gab, die wir nicht versucht hätten, wir doch in der Kochkunst peinlich unwissend waren. Lister war für uns ein offenes Buch, aber die dunklen Reden von Brillat-Savarin waren uns so unverständlich wie Sanskrit.

Pinkerton, Woods und ich traten zu einer Konsultation über den Plumpudding zusammen. Derselbe sollte Neid und Eifersucht, zugleich aber auch unbegrenzte Hochachtung in den Herzen unserer österreichischen und ungarischen Kollegen erregen, und ihnen ein blendendes Beispiel der Ueberlegenheit englischer Kochkunst über das gehaltlose Gemengsel kontinentaler Küchen geben. Ich bemerkte, daß Yachin, welcher stets ein unangenehmer Mensch war, verächtlich auf unsere Vorbereitungen blickte, und daß der alte Rennison ersichtlich zwischen Neugier und Nasenrümpfen schwankte. Es wird mir nicht leicht, mich genau zu erinnern, was alles in den Pudding kam. Dennisson hatte gehört, Rindertalg wäre eine Ingredienz von der höchsten Wichtigkeit; diesen Bestandteil gewannen wir aus einer Lende, welche zwei Tage vorher noch Mr. Johrabs schönster Färse angehört hatte. Korinthen und Rosinen fanden wir in Menge unter den Vorräten; dagegen fehlte es an Citronat und kandierter Pomeranzenschale, und die aus Teheran importierten Gewürze rochen ganz anders, als die, die wir uns erinnerten

in unſerer Jugend in den vorſtädtiſchen Krämerläden geſehen zu haben. Mehl hatten wir zur Genüge und ſo miſchten wir unſer chef d'oeuvre tapfer in einem großen braunen Topf. Es wurde eine zähe, klebrige Maſſe von der Konſiſtenz weichen Kautſchuks, und als wir alles gut untereinander gerührt hatten, glich das Gemenge einem dicken Teig, der aus Verſehen in einen Leimtopf geraten war. Die anderen ließen es nicht an entmutigenden Bemerkungen fehlen, ich aber ließ mich dadurch nicht einſchüchtern, ſondern band das feine Gemiſch in die Hälfte eines reinen Bettlakens, ſteckte den auf dieſe Weiſe wohlverpackten Kloß in einen Keſſel und ſaß die ganze Nacht vor dem Feſttag am Herde, um mein mühevolles Werk, zur Ueberraſchung aller, doch noch zu Ruhm und Ehren zu bringen.

Als der Abend des heiligen Tages kam, fand unſer Feſtmahl ſtatt. Etwa zwanzig der von uns eingeladenen europäiſchen Aerzte waren dazu erſchienen. Wir verfehlten nicht, ihnen zu Gemüt zu führen, daß ihrer ein echt engliſches Eſſen warte, und wir uns beſtrebt hätten, ihnen einen Hochgenuß zu bereiten, wie ihnen ein ſolcher wahrſcheinlich bis jetzt noch nie geboten worden wäre, und vermutlich auch kaum je wieder geboten werden würde.

In dieſer Weiſe aufs beſte vorbereitet, begannen wir mit dem Mahl. Das Rindfleiſch erwies ſich ziemlich zähe, da die unglückliche Färſe, die es geliefert, erſt tags zuvor geopfert worden war. Die Sauce langte nicht, und Meerrettig gab es nicht. Als Braten erſchienen ganz unvergleichliche Gänſe. Wie alles andere in Kleinaſien, waren auch ſie

offenbar von großem Altertum. Wahrſcheinlich hatten ſie ſchon die frühere Belagerung von Erzerum geſehen. Doch das Alter, welches ſonſt alles Lebende zu ſchwächen pflegt, hatte ihre Glieder gekräftigt und ihre Muskeln geſtählt, ſodaß es einer wahren Kraftprobe bedurfte, das Sehnengewebe zu zerkleinern. Jeder Biſſen, den man hinunterſchluckte, gewährte nur die eine Befriedigung, der Beendigung einer anſtrengenden Arbeit näher zu kommen. Ueber die Fleiſchpaſteten will ich keine Kritik üben, da Woods die Bereitung dieſer köſtlichen Delikateſſe durchaus unter eigene Leitung genommen hatte. Bei aller Achtung aber für meinen werten Kollegen erſchienen mir die von ihm benutzten Zuthaten doch etwas fraglicher Natur. Als ich mir eine von der Schüſſel nahm, hatte ich das Gefühl, daß dieſe Paſteten in ihrer Solidität und Schwere einen ſehr gewichtigen Teil unſeres Menüs bildeten. In höchſter Spannung und mit einer gewiſſen Angſt ſah ich nunmehr dem Erſcheinen des Puddings entgegen, doch das Glück, welches ein Künſtler über ſein gelungenes Werk empfindet, erfaßte mich, als endlich der alte Tom Renniſon mit dem Prachtſtück eintrat. Er trug es mit einer Art Ehrfurcht und Feierlichkeit. Umzüngelt von den blauen Flammen des brennenden Brandys lag die Krone des Tages auf der Schüſſel.

Bis zu dieſem Augenblick hatten unſere Gäſte uns die höflichſten Komplimente gemacht und das wie Sohlleder zähe Rindfleiſch, ſowie den eiſenfeſten Gänſebraten, als herkömmliche Gerichte eines richtigen engliſchen Mittageſſens hingenommen. Mit Hilfe von viel Wein und mehrfacher Unterſtützung von Brandy war es ihnen bis hierher ge-

lungen, alles herunter zu spülen, doch als sie jetzt den Plumpudding sahen, zeigten ihre Mienen unverkennbar Spott. Mit den Flammen, die seine verkohlte, beschundene Oberfläche umspielten, hatte allerdings schon sein Aeußeres ein ganz verteufeltes Ansehen, noch schlimmer aber stand es mit seinem Innern. Felsenfest und zugleich von klebriger Zähigkeit, widerstand er einige Zeit selbst den energischen Angriffen mit einem großen Tranchiermesser. Ich sah jetzt keinen Spott mehr auf den Gesichtern unserer Gäste, der Blick, mit dem sie die Portionen auf ihren Tellern betrachteten, malte starres Entsetzen. Indessen als Gastgeber blieb mir nichts übrig als mit gutem Beispiel voranzugehen und ein Stück in den Mund zu stecken. Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich in demselben Augenblick den Leichtsinn meiner Handlung empfand. Alle vorhergegangenen Gerichte waren ausgesuchte Leckerbissen gewesen gegen das Machwerk meiner Mühen. Niemals habe ich mich wieder an die Bereitung eines Plumpuddings gewagt.

Trotz dieser kleinen Enttäuschungen waren wir doch sehr vergnügt und machten ein hübsches Loch in Mr. Zohrabs Keller, welcher mit Wein, Spirituosen, Porter und Ale wohlversorgt war. Der Morgen dämmerte bereits über dem Schnee der fernen Berge, als wir uns lachend und singend trennten, und uns zum Abschied ‚fröhliche Weihnachten' und ein ‚glückliches Neujahr' wünschten.

Kaum vierzehn Tage nach diesem heiteren Abend bekam fast jeder von uns den Typhus und innerhalb eines Monats erlagen ihm mehrere Kollegen. Der erste von uns englischen Aerzten, der vom Fieber befallen wurde, war

der arme Pinkerton. Er hatte ſchon immer eine ſchreckliche Angſt davor gehabt und ſtets eine Menge Kampfer als Desinfektionsmittel bei ſich getragen. Doch bei einer derartigen Epidemie, wie ſie hier herrſchte, mußte jede Desinfektion bei einem Menſchen, der gezwungen war, ſich fortwährend unter den Kranken zu bewegen, wirkungslos bleiben. Pinkerton hatte immer geſagt, wenn er ſich anſteckte, würde er die Krankheit nicht überſtehen. Dies machte Denniſton und mich ſehr beſorgt um ihn, denn, wenn er auch ein kräftig gebauter junger Mann von vortrefflicher Konſtitution war, ſo verringerte doch ſeine Angſt ebenſoſehr die Ausſicht auf Geneſung, wie ſie der Krankheit bei ihm den Weg gebahnt hatte. Durch den beſtändigen Aufenthalt unter Kranken und Sterbenden, ſelbſt in einem Zuſtand hoher Nervoſität, war es nicht zu verwundern, wenn wir Kleinigkeiten Bedeutung beilegten, und ſo dachten Denniſton und ich auch mit Unbehagen des Umſtandes, daß jeder unſerer Patienten geſtorben war, der in dieſer Zeit das Vorgefühl ſeines Todes gehabt hatte.

Pinkerton wurde am letzten Tage des alten Jahres krank und mußte zu Bett. Er war ſehr verzagt und erwies ſich als ein ſchlimmer Patient, denn er wollte weder die ihm beſtimmte Nahrung, noch die verordnete Medizin nehmen; er machte uns viel Mühe.

Die ganze Laſt von zwei Krankenhäuſern lag nun auf den Schultern von Denniſton und mir, und jeden Morgen ſahen wir uns mit prüfenden, ſorgenvollen Blicken an. Zum Glück hatte Denniſton den Typhus ſchon während ſeiner Studienzeit in Glasgow gehabt und durfte deshalb hoffen,

ihn jetzt nicht wieder zu bekommen; blieb ich ebenfalls verſchont, dann konnten wir zur Not wohl die Arbeit in beiden Hoſpitälern bewältigen. Nach vier Tagen verſank Pinkerton in einen ſchlafſüchtigen Zuſtand, aus welchem er nicht wieder erwachte. Er lag leiſe ſtöhnend auf ſeinem Lager und redete unzuſammenhängend, von Gefechten, Operationen und von mir unbekannten Perſonen und Orten.

Wie deutlich erinnere ich mich jener ſchrecklichen Tage! Wir hatten anhaltende, erſtarrende Kälte und geradezu aufreibende Arbeit. Wir gingen von einem Bett zum andern, von den ächzenden Verwundeten zu den Armen, welche die Fieberhitze verzehrte, und von dieſen zu den gräßlich Verſtümmelten, welche durch den Froſt, Hände, Füße, Ohren oder Naſen verloren hatten. Hierzu trat noch die Sorge um Pinkerton und die Befürchtung, daß einer von uns, oder wir alle beide den Anſtrengungen erliegen könnten, und dann alle unſere Kranken und Verwundeten ohne ärztliche Hilfe bleiben würden. Zu all dem kam noch das nervenerregende Warten auf den drohenden Angriff der Ruſſen, den wir mit Freuden als eine Erlöſung von der unerträglichen Spannung willkommen geheißen hätten.

Während der erſten Tage des Januars 1878 war die Sterblichkeit in Erzerum wahrhaft erſchreckend. Von der Totalſumme der etwa 17 000 Mann ſtarken Beſatzung ſtarben eines Tages nicht weniger als 302, und die gewöhnliche Zahl belief ſich auf ungefähr 200 in 24 Stunden. Die ſchwachen, abgezehrten Ueberlebenden hatten ſchwere Arbeit, für ihre geſtorbenen Kameraden die Gräber in der harten, gefrorenen Erde zu bereiten. Schließlich gaben ſie

auch das Graben ganz auf; sie verscharrten die Leichen einfach im Schnee, an den Endpunkten der Hauptstraßen, an der Innenseite der Stadtmauer.

Als Leichenwagen dienten Schlitten. Diese kamen jeden Tag an unserem Hause vorüber, nachdem sie ihre traurige Last aus den verschiedenen Lazaretten abgeholt hatten. Die Toten waren ihrer Kleider entledigt und nach moslemitischer Sitte in weiße Tücher gehüllt. Jeder Schlitten enthielt zwölf solche verhüllte Leichen, die dicht übereinander gepackt waren. Jeden Morgen, wenn ich aus dem Fenster sah, begegneten meine Blicke den von den matten Mannschaften langsam gezogenen Schlitten, und da dieselben hinten offen und sehr kurz waren, ragten die nackten Füße der Toten in grauenvoller Weise über den hinteren Teil hervor. Die unheimliche Stille, in welcher die Leichenzüge über den gefrorenen Schnee dahinglitten, wurde nur unterbrochen durch ein aus der Ferne kommendes, lang gezogenes Geheul, welches alsbald von verschiedenen Seiten her Erwiderung fand, bis die Stimmen von mehreren hundert hungernden Hunden die klare Winterluft durchdrangen und den Hörer schaudern machten. Die Totenfeier eines Parsen, bei welcher die Aasgeier in den Lüften schweben und sich zum Schmause sammeln, muß einen schaurigen Eindruck machen; das Begräbnis eines frommen Hindu im heiligen Strom des Ganges, in dem die großen flachköpfigen Alligatoren beutegierig lauern, muß sogar den träumerischen, unempfindlichen Hindu erregen; schrecklicher aber noch als diese Totenfeiern waren sicherlich die Leichenbestattungen der Hunderte, die damals in Erzerum, statt mit einem Gebet, unter dem wütenden

Geheul von Hunden, einfach in ein Schneebett gelegt wurden, um gleich darauf von den reudigen, verhungerten Bestien wieder ausgescharrt und in wildem Kampfe zerrissen zu werden.

Es war ungefähr am 8. Januar, als auch ich von dem Fieber erfaßt wurde, welches um diese Zeit nicht allein die Militärhospitäler, sondern auch die Häuser der Bevölkerung verheerte. Im Anfang wollte ich mich nicht geben und fuhr fort, mit schmerzendem Kopf und zitternden Gliedern meines Amtes zu walten. Doch meine Hoffnung, auf diese Weise die Krankheit nicht zu vollem Ausbruch kommen zu lassen, erfüllte sich nicht. Am zweiten Tage wurde mein Kopfschmerz immer heftiger, ich begann zu taumeln, entschloß mich aber trotzdem immer noch nicht, mich fest zu Bett zu legen. Am Abend dieses Tages starb Pinkerton. Wir beerdigten ihn den folgenden Tag. Da ein Sarg nicht zu erlangen war, zimmerten wir in der Not einen solchen aus einer Kiste. Die Bretter waren zwar kaum stark genug für die schwere Leiche, indessen das ließ sich nicht ändern bei dem völligen Mangel an Holzmaterial. Es fehlte uns sogar das Holz, einen dichten Deckel herzustellen. Während der Vorbereitungen zum Begräbnis war ich selbst schon wirr. Beinahe das letzte, dessen ich mich erinnere, bevor ich das Bewußtsein verlor, war der elende Sarg mit dem klaffenden Spalt im Deckel, durch welchen die Spitzen des seidenartigen blonden Bartes des Toten hervorsprießten. Denniston meldete unseren Verlust an Hakki Bey, den Civilgouverneur. Bald darauf erschien ein Ehrengeleit von Soldaten. Unser Freund wurde

zur Seite von Dr. Guppi beſtattet, welcher im Dienſt desſelben Hoſpitals geſtorben war, ehe wir ankamen. Die Grabrede hielt der Rev. Mr. Cole, ein amerikaniſcher Miſſionär, der in Erzerum lebte. Seine Frau und Familie, ſowie eine junge amerikaniſche Dame, welche ſich gleichfalls dem Dienſt der Miſſion unter den Armeniern gewidmet hatte, beteiligten ſich am Grabgeleit. Die Soldaten feuerten eine Salve über das Grab und damit war die Laufbahn des ſtattlichen jungen Militärarztes geſchloſſen.

Als ich mich gelegt hatte und mit Moriſot und Williams, die beide ſchon vor mir den Typhus bekommen hatten, dasſelbe Krankenzimmer teilte, ruhte nunmehr die Sorge für unſere beiden Hoſpitäler und für uns drei Patienten zu Haus, allein auf den Schultern Denniſtons.

Ich befand mich bald in gänzlich bewußtloſem Zuſtand, hörte jedoch ſpäter alles was geſchehen war. Denniſton gab das eine Hoſpital, welches vor unſerer Ankunft unter türkiſcher Verwaltung geſtanden hatte, an dieſe zurück und verſchaffte ſich durch den franzöſiſchen Konſul einen Aſſiſtenten zur Hilfe. Er erzählte mir ſpäter, ich wäre ein ſehr folgſamer Patient geweſen, doch bezweifle ich das. Ich erinnere mich wenigſtens, daß, als er mir eines Tages eine Pille in den Mund ſteckte, während ich halb im Delirium lag, ich mir den Schein gab, dieſelbe herunter zu ſchlucken, ſie aber in Wirklichkeit unter der Zunge behielt und ſofort ausſpuckte, als er das Zimmer verlaſſen hatte.

Der amerikaniſche Miſſionär, Mr. Cole, kam zuweilen und ſetzte ſich an mein Bett. Ich hatte ihn ſchon kennen und hochſchätzen gelernt, ehe ich krank wurde. Er ſchien

mir ein ganz vortrefflicher Mensch und echter Christ zu sein. In Erzerum war zu jener Zeit die Seelsorge ebenso gefährlich, wie die Sorge des Arztes um den kranken Leib. Beide Berufszweige hatten ihre Märtyrer. Mr. Cole verlor eines seiner Kinder am Typhus; auch die heitere, liebenswürdige und enthusiastische Amerikanerin, die in Verbindung mit Mr. und Mrs. Cole als Missionärin wirkte, fiel ihrer edlen Lebensaufgabe zum Opfer.

Während des Tages, wenn Denniston fort war, um einen verzweifelten Einzelkampf gegen Wunden und Krankheiten aller Art zu führen, wurden wir drei Patienten durch manchen freundlichen Besuch erfreut. Morisot und Williams hatten die Krisis früher überwunden, als ich, aber eine Zeitlang bedurften wir alle drei steter Wartung.

Ich schäme mich, gestehen zu müssen, daß ich während meiner Krankheit schwer gegen alle gute Sitte verstieß und ganz die Achtung und Rücksicht vergaß, die ich, wie ich mir schmeichle, dem schönen Geschlecht sonst stets erwiesen habe. Der Grund für dieses unverzeihliche Verhalten lag wohl darin, daß ich in den letzten achtzehn Monaten fast gar keine Damen gesehen hatte, und der plötzliche Anblick solcher mein krankes Gehirn außerordentlich erschreckte, reizte und ärgerte. Nur so kann ich es mir erklären, daß zwei lieblich aussehende französische Nonnen, die von der Not Dennistons, um Krankenpfleger, gehört hatten und gekommen waren, mich zu pflegen, mich vollständig aus dem Häuschen brachten. Ich hatte bisher immer nur mit großen, starken, bärtigen Türken zu thun gehabt, sodaß mein krankes Gehirn in diesen beiden jungen Nonnen mit den raschelnden

Gewändern und ihren weichen weißen Händen etwas Geisterhaftes erblickte. Sie flößten mir solches Entsetzen ein, daß sie genötigt waren, ihre wohlgemeinte Pflege bei mir aufzugeben. Es giebt ein Bild (in den Ingoldsby-Legenden), von François Xavier Auguste, ‚Der lustige Musketier', welches diesen, unter dem Ausdruck höchsten Schreckens, im Bett aufrecht sitzend darstellt, während man in Sesseln zu beiden Seiten seiner Kopfkissen die Gestalt einer barmherzigen Schwester sieht. Ich denke mir, daß ich wohl ein ähnliches Bild abgegeben haben werde, als ich zum erstenmal die beiden guten Nonnen neben mir entdeckte und sie durch mein Benehmen und meine Sprache so erschreckte, daß sie davonliefen und mich den weniger aufregenden Hilfeleistungen eines lieben, alten Kapuzinermönchs, Pater Basilio genannt, übergaben. Dieser wachte dann bei mir die ganzen langen Nächte und willfahrte sanftmütig allen meinen Launen. Die gute alte Seele glaubte wohl kaum, daß ich durchkommen würde.

Obgleich noch jung an Jahren, war ich doch ein Veteran, soweit es das Grausen betrifft. Todesfurcht kannte ich absolut nicht. Möglicherweise war es gerade dies, was mich rettete, denn ich erinnere mich, in der schlimmsten Zeit meiner Krankheit zu Denniston gesagt zu haben, er möchte sich um meinetwillen keine Sorge machen, ich hätte noch keine Lust ‚abzufahren'.

Etwa 12 Tage stand es um mich sehr schlimm, und die Ereignisse aus dieser Zeit der Krankheit prägten sich meinem Gedächtnis in der unbestimmtesten und undeutlichsten Weise ein. Doch ist die Bemerkung von wissenschaft-

lichem Gesichtspunkt interessant, daß selbst ein halb schlafendes Gehirn Eindrücke aufnehmen kann, welche stark genug sind, um später von Nutzen sein zu können. Die Negativbilder, welche zunächst meinem Gehirn entstiegen, waren nicht scharf skizziert, doch der Wille vermochte sie, wie ich später an mir erfuhr, gleich einem geschickten Photographen so zu retouchiren, daß sie sich zu einem klaren Bilde gestalteten. Diese Thatsache brachte über unseren armenischen Dragoman Vachin großes Unglück.

Die Sache war nämlich die: Als ich genesen war, half ich Denniston ein Inventar der Besitztümer des armen Pinkerton aufnehmen, um dieselben an seine Verwandten zu schicken. Hierbei machten wir die unangenehme Entdeckung, daß eine Summe von zwanzig Pfund, die er besessen hatte, fehlte. Pinkerton hatte die Gewohnheit, das Geld in türkischen Liras in der Hosentasche zu tragen, und als ich nach seinem Tode in sein Zimmer gebracht wurde, weil dieses größer und luftiger als das meinige war, hingen seine Hosen gerade meinem Bett gegenüber an der Wand. Beim Durchsuchen der Taschen fanden wir sie leer.

Dies führte mich unwillkürlich dazu, nachzusinnen und scharf zurückzudenken. Allmählich erschien vor den Augen meines Geistes das Bild einer schattenhaften Nebelgestalt, welche von einer Seite zur anderen schwankte und sich samt Zimmer, Bett, Stuhl und Fenster zu drehen schien, weil alles schaukelte und wogte, wie der kleine Messageriedampfer, der uns nach Trapezunt gebracht hatte. — Was in aller Welt hatte der Kapitän des Messageriedampfers vor? — Und wie das kleine Dampfboot schlingerte! — Ich richtete

die ganze Willenskraft meines nun wieder gesunden Gehirns auf die Schattengestalt, die ich während meiner Krankheit gesehen hatte. Die Scene trat mir immer deutlicher vor Augen. Jetzt sah ich die Gestalt, wie sie leise nach der Stelle der Wand schlich, wo, meinem Bett gegenüber, die Hosen hingen. Die Maschine schien jetzt langsamer zu gehen; endlich drehte sich der Mann nach mir herum und ich sah das Gesicht. Es war nicht der Kapitän des Dampfers, sondern Vachin, unser Dragoman; er zählte bedächtig Geld, welches er aus der Hosentasche des armen Pinkerton genommen hatte.

All dies wurde mir immer klarer und klarer, je länger ich darüber nachdachte, und endlich war ich moralisch überzeugt, daß kein anderer als Vachin der Dieb war; er hatte ganz ungeniert das Geld vor meinen Augen genommen, weil ich mich in Fieberphantasien befand, und weil er auch wohl bestimmt dachte, ich würde sterben und nie imstande sein, gegen ihn zu zeugen.

Hiernach nahmen wir keinen Anstand, den Armenier direkt des Diebstahls zu beschuldigen, und als ich ihm sagte, er solle nicht erst leugnen, denn ich hätte gesehen, wie er das Geld nahm, gestand er sein Verbrechen ein. Denniston und ich berieten uns nunmehr und meldeten die Sache Hakki Bey schriftlich. Infolgedessen wurde Vachin zur Strafe für begangene Missethat und zur Ermunterung für künftige Tugend, ins Gefängnis geworfen, nachdem er uns die gestohlenen zwanzig Pfund hatte zurückerstatten müssen. Dieses Gefängnis war so schaurig, daß selbst ‚das schwarze Loch' von Kalkutta ein angenehmer Aufenthalt dagegen gewesen

wäre. Wir ließen ihn drei Wochen über die Unbeständigkeit menschlichen Glückes nachdenken, schickten ihm aber ein paar Decken, auch manchmal etwas Mundvorrat und gingen dann und wann einmal zu ihm, um uns zu überzeugen, ob er seine That bereue. Ob dies der Fall war oder nicht, möge dahingestellt bleiben, jedenfalls überkam uns schließlich Erbarmen für den armen Kerl, dessen Zustand wahrhaft qualvoll war. Er saß mit einer Rotte halb erfrorener, halb verhungerter Sträflinge zusammen, mit denen er, der Selbsterhaltung wegen, einen permanenten Krieg führen mußte, um wenigstens einiges von den Körnern oder den alten Lumpen zu erringen, die ihnen von den Wärtern zugeworfen wurden. Dies erweichte uns für ihn. Wir gingen zu Hakki Bey und erwirkten seine Entlassung. Noch in derselben Nacht, nachdem er freigegeben war, desertierte er zu den Russen und wir sahen ihn niemals wieder.

Vierzehntes Kapitel.

Die Uebergabe von Erzerum.

Als ich von meinem Krankenlager erstand, war ich natürlich sehr abgefallen und schwach, Demnistons sorgliche Pflege brachte mich aber bald wieder so zu Kräften, daß ich versuchen konnte auszugehen. Es war dies in der ersten Woche des Februar; in der Niederung begann der Schnee zu schmelzen, während er auf den Höhen noch in dicken Massen lag und der eisbedeckte Kopdagh sich in der Ferne wie eine kristallene Lanzenspitze scharf gegen den Himmel abhob.

Im Gegensatz zu der heiteren Reinheit der Berge, empfand das Auge mit doppeltem Grauen den schaudervollen Anblick, welchen Erzerum bot. Als ich, von Fieber noch geschwächt, schwer auf meinen Stock gestützt durch die Straßen wankte, sah ich mit Entsetzen die Greuel in der schwer heimgesuchten Stadt. Die zahllosen hungrigen Hunde, welche dieselbe durchstreiften, hatten die Knochen der von ihnen ausgescharrten und zerrissenen Leichen bis in die Straßen geschleppt, und das Tauwetter raubte ihnen die Hülle, die sie bisher barmherzig gedeckt hatte. Gleich dicht neben unserer Hausthür lag im schlammigen Kot ein völlig abgenagter Schädel. Kaum hundert Meter weiter traf ich auf einen Armknochen, dem die Hand fehlte. Die

Reinheit des Schnittes ließ mich erkennen, daß sie wahrscheinlich erfroren gewesen, und infolgedessen amputiert worden war. Auf meinem ganzen Wege begegnete ich solchen menschlichen Ueberresten, die aus dem Schnee hervorragten. Während ich im Delirium des Fiebers gelegen hatte, mußten schreckliche Dinge in der Stadt vorgegangen sein. Sie machte auf mich den Eindruck eines vollständigen Pesthauses. Zivil und Militär waren in gleicher Weise der Geißel des Typhus zum Opfer gefallen, am furchtbarsten aber waren die Reihen des Sanitätskorps gelichtet worden. Die Krankheit raffte von siebenundzwanzig Aerzten mehr als die Hälfte dahin. Daß ich zu den Ueberlebenden gehörte, danke ich noch heute warmen Herzens einzig und allein der Kunst, der Aufopferung und hingebenden Fürsorge von Dr. James Denniston.

Die Menschen, die ich traf, waren nur Schatten, die matt und schwach wie ich selbst, sich durch die Straßen schleppten. Außerhalb der Thore aber warteten ungeduldig die Russen auf den Eintritt einer Witterung, die es ihnen endlich erlauben würde, ihre schweren Geschütze in Position zu bringen, um das Werk zu vollenden, welches die in der Stadt herrschende Seuche begonnen hatte. Ich blickte nach den Bergen, deren ferne Gipfel wie aus dem Himmel auf alles menschliche Elend und Leiden herabschauten. Wolkenschatten zogen über ein großes Schneefeld nach Süden aber die Eisspitze des Kopdagh, hoch über ihm, erglänzte im Sonnenlicht in den Farben des Regenbogens. Sie er-

schien mir wie eine Illustration zu den Worten des französischen Dichters:

„En haut la cime
En bas l'abîme
En haut mystère
En bas misère."

Als ich nach Beendigung meines Ausganges mich wieder meinem Quartier näherte, bemerkte ich einige Herren vor der Thür und gleich darauf schüttelte ich in sprachloser Freude meinen lieben Freunden Dr. Stoker und Dr. Stiven die Hände. Sie waren von Konstantinopel zu unserer Hilfe herbeigeeilt.

Nachdem Denniston durch meine Erkrankung auf sich allein angewiesen war, hatte er darauf denken müssen, Unterstützung zu erhalten. Es war ihm gelungen, einen Brief, in welchem er seine Lage und die Verhältnisse in Erzerum schilderte, durch die russischen Vorposten, nach Konstantinopel zu schmuggeln. Hilfsbereit waren auf diesen Notschrei Dr. Stoker und Dr. Stiven sofort abgereist, hatten am 27. Januar Trapezunt erreicht, und von dort ohne Aufenthalt die Reise fortgesetzt. Hinter Jevislik begannen die Schwierigkeiten der Reise. Erst von hier aus lernten die wackeren Männer die Größe des Wagnisses ihres Unternehmens kennen. Auf müden Pferden und mit einem widerwilligen Führer betraten sie die Schnee- und Eisregion, in welcher sie bis zu ihrem Zielpunkt noch über zweihundert Kilometer zurückzulegen hatten. Der Weg war außerordentlich gefahrvoll, denn der schmale und glatte Saumpfad, von nur wenigen Fuß Breite, führte auf der einen Seite am Rande

eines neunhundert Fuß hohen Felsens und auf der anderen Seite an einem Abgrund entlang. In steter Gefahr abzustürzen, mußten ungeheure Schneewehen überwunden werden. Mehrmals versanken die Packpferde so tief, daß ein längerer Aufenthalt nötig wurde, um sie wieder heraus zu arbeiten; sie mußten abgeladen und von neuem beladen werden. Der erste Tagesmarsch verzögerte sich dadurch sehr, und das Nachtquartier, die Höhe des Zeganapasses, wurde erst zwei Stunden nach Eintritt der Dunkelheit erreicht. Der folgende Tag endete in Ghumish Khané und hier, zum erstenmal seit Trapezunt, gelang es den Reisenden Relais-Pferde zu erhalten. Mit diesen trafen sie, nach achtzehn Stunden schwerer Mühen, in Baiburt ein, und nur mit großen Schwierigkeiten erlangten sie auch hier wieder frische Pferde zum Weitermarsch nach dem schlimmsten Paß auf dem ganzen Wege.

Mit unsäglichen Anstrengungen war derselbe kaum zur Hälfte überwunden, als der Mut der tapferen Männer auf eine neue harte Probe gestellt wurde. Der Führer, welcher schon die ganze letzte Zeit seine Abneigung verraten hatte, weiter zu gehen, verweigerte nunmehr plötzlich ganz entschieden seine fernere Begleitung; er erklärte es für Wahnsinn, bei der Ungunst der Witterung den Paß überschreiten zu wollen, und sich dem sicheren Tode durch die Lawinen auszusetzen, welche man ins Thal hinabdonnern hörte.

Der Mann ging. Dies vermochte aber die beiden beherzten Aerzte nicht aufzuhalten. Allen Gefahren trotzend, setzten sie ihren Weg allein fort. Einmal versank die kleine Karawane in einer großen Schneewehe, doch glückte es ihr,

sich wieder frei zu machen, und nach neunstündiger, furchtbarer Anstrengung den Kopdagh endlich zu überschreiten. In Purnekapan hörte sie, daß sich ganz in der Nähe russische Vorposten befänden. Auf der Höhe des Passes lag der Schnee so hoch, daß, wenn die Telegraphenstangen nicht gewesen wären, die heldenmütigen Männer noch kurz vor dem Ziel den Weg und damit ihr Leben verloren hätten. Dem durch die Stangen bezeichneten Wege folgend, gelang es ihnen aber bis Ashkaleh vorzudringen, woselbst sie ein Kosaken-Pikett antrafen. Sie entfalteten die britische Flagge und das rote Kreuz der Genfer Konvention, wurden demgemäß respektiert und nach Hidja eskortiert, wo der russische General Sistowitsch sie sehr freundlich aufnahm. Dieser erbat telegraphisch von dem Großfürsten Michael die Erlaubnis zur Fortsetzung der Reise, und nach erfolgter Bewilligung trafen beide Herren am 3. Februar in Erzerum ein.

Wenn man bedenkt, daß der siebentägige gefahrvolle Marsch lediglich nur aus Hilfsbereitschaft unternommen, und allen Schwierigkeiten gegenüber mit unbeugsamer Energie durchgeführt wurde, so muß man den mutigen Männern, die ihren Beruf und Stand durch ein solches Beispiel unerschrockener Hingebung ehrten, die höchste Bewunderung zollen.

Stoker und Stiven erzählten mir, die Nachricht von meiner Erkrankung habe in Konstantinopel großes Bedauern erregt, und sie hätten den Auftrag, mich, wenn ich bei ihrer Ankunft noch am Leben sei, nach der Hauptstadt zu senden. Auch brachten sie mir eine Einladung vom Vice-Admiral

Sir Edward Commerell, der im Golf von Ismet stationiert war, an Bord seines Schiffes zu kommen, und daselbst die völlige Wiederherstellung meiner Gesundheit abzuwarten. So geehrt ich mich aber auch hierdurch fühlen durfte, so widerstrebte doch der Gedanke, ein sinkendes Schiff zu verlassen, ganz und gar meinem Sinn und Wesen. Nach manchem Hin und Her kamen wir endlich überein, daß Stiven in Begleitung Morisots wieder zurückgehen, ich aber mit Stoker und Denniston zum Hospitaldienst dableiben sollte. Hiernach reisten Stiven und Morisot bald ab, und wir übernahmen aufs neue das den Türken übergebene Stafford-House-Hospital. Während meiner Krankheit war dasselbe unter der türkischen Verwaltung ziemlich zurückgekommen, nach einigen Tagen angestrengter Arbeit kam aber alles wieder in Ordnung.

Um diese Zeit hatte der Krankenstand in der Stadt den Höhepunkt erreicht; die Verheerungen durch Typhus und typhöses Fieber waren furchtbar. Wir hatten übermäßig zu thun, und wenn wir einmal eine Stunde im Hospital erübrigen konnten, opferten wir diese den ärmeren Armeniern. Es wäre uns nicht schwer geworden, bedeutende Honorare zu verdienen, falls wir eingewilligt hätten, die reichen Klassen zu besuchen, wir hielten es aber für Menschenpflicht, unsere freie Zeit den Armen zu widmen, da diese niemand hatten, der nach ihnen sah.

Soweit es anging, behandelten wir auch andere, so z. B. den armenisch-katholischen Erzbischof, einen lieben, alten Mann, der Denniston und mir viel Dankbarkeit für unsere Bemühungen bezeigte. Nach seiner Genesung wünschte

er, wir sollten ein Honorar von ihm annehmen, und als wir dies ausschlugen, bestand er darauf, uns den einzigen Wertgegenstand, den er besaß, zu schenken. Es war dies ein Armband, welches in einem unterirdischen Dorf aus grauem Altertum am Fuße des Ararat gefunden worden war; ein dicker Bronzereif, den zwei Schlangenköpfe zierten. Man schätzte sein Alter auf etwa 2300 Jahre. Wir nahmen das merkwürdige alte Schmuckstück an; ein geschickter Kunstschmied mochte es verfertigt haben, dessen Vater wohl die Sonnenstrahlen auf den Helmen der Athener bei Marathon blitzen, oder bei Salamis die Perserschiffe in den Grund bohren sah. Die Schlangenköpfe hatten unter der Erde geruht, während die Jahrhunderte kamen und gingen und Dynastien wie Schatten vorüberzogen, endlich aber waren sie doch wieder ans Tageslicht gekommen. Denniston und ich betrachteten das altertümliche Stück mit ebensoviel Neugier als Ehrfurcht und beschlossen dann, Fortuna über den Besitz entscheiden zu lassen. Ein türkischer Piaster, den wir in die Luft warfen, machte Denniston zum Besitzer des Andenkens aus der Zeit des mächtigen Xerxes.

Sobald es bekannt wurde, daß wir uns für archäologische Gegenstände interessierten, wurden uns eine Menge alter Merkwürdigkeiten zugetragen. Der unsicheren Lage der Stadt wegen waren viele Eigentümer bereit, diese Sachen zu sehr herabgesetzten Preisen herzugeben; oft mußten wir schweren Herzens es ablehnen, für ein Medikament, welches ein besorgter Vater oder Gatte zu erwerben wünschte, solche Wertstücke einzutauschen. So wurde mir ein eiserner Siegelring, welcher einer vornehmen Person zur Zeit Alexanders

des Großen angehört hatte, für einige Dosen Chinin angeboten, und ebenso für eine halbe Flasche Brandy ein sonderbarer schwarzer Stein, der eine Inschrift trug, welche die gelehrten Altertumsforscher am Britischen Museum in Verlegenheit gesetzt haben würde. Eines Tages brachte mir ein Armenier, Namens Magack, der beim Britischen Konsulat ein Amt bekleidete, eine Münze, die den Kopf eines Stiers zeigte. Er versicherte mir, daß sie aus der Regierungszeit des zweiten Perserkönigs stamme und ihm in London siebzig Pfund eintragen würde. Da mir aber diese Behauptung weder in dem einen, noch anderen Punkte glaubwürdig erschien, so behielt ich mir lieber die dreißig Pfund in der Tasche, die er für seinen Schatz haben wollte.

Wie schon erwähnt, warteten die Russen nur auf günstigere Witterung, um ihre Artillerie aufzufahren. Augenblicklich war es ja freilich noch bitter kalt, aber der Schnee schmolz doch allmählich und die Zeit des Beginns der Beschießung schien nicht mehr fern zu liegen. Glücklicherweise jedoch blieb uns eine solche erspart. Mit dem Fall von Kars und Plewna war der Krieg sowohl in Kleinasien wie in Europa im großen und ganzen beendet, und schon tauchten Gerüchte von einem nahen Waffenstillstand auf. Endlich erblickte ich eines Tages einige russische Offiziere in der Stadt. Ich eilte so schnell als möglich in mein Quartier und beauftragte den alten Tom Rennison, sich nach dem Gouvernement zu begeben und in Erfahrung zu bringen, was sich ereignet hätte. Er kam mit der Nachricht zurück, daß zwei Parlamentäre dem Kommandanten Telegramme aus Konstantinopel, via Petersburg, überbracht

hätten, welche anzeigten, daß Erzerum, zufolge der Bedingungen eines abgeschlossenen Waffenstillstandes, von den Russen besetzt werden würde.

Als der Kurde, Ismail Pascha, dies vernahm, vergoß er Thränen der Wut und zerraufte sich den Bart. Auch die Truppen, trotz all ihrer Leiden und Entbehrungen, waren sehr niedergeschlagen, die Stadt dem Feinde ohne Kampf übergeben zu sollen. Doch das Klagen war nutzlos, zwei Tage später wurden die Thore geöffnet und General Melikoff, von seinem Stabe umgeben, ritt in Erzerum ein und nahm in der Stadt Quartier.

Am selben Abend, gerade als Denniston, Stoker und ich, uns behaglich zum Essen niedersetzten, sprachen vier russische Aerzte bei uns vor, die mit Melikoff angekommen waren. Sie gehörten der russischen Verbindung des Roten Kreuzes an und baten für die Nacht um ein Unterkommen, da sie keines zu finden wußten. Natürlich behielten wir sie bei uns, schickten ihre Pferde in den Stall und forderten sie auf, an unserem Mahl teilzunehmen, eine Einladung, die sie freudig annahmen. Es mundete ihnen auch vortrefflich und das einzige, was der vollen Gemütlichkeit Eintrag that, war die Schwierigkeit, mit welcher die Unterhaltung stattfand.

Meine beklagenswerte Unzulänglichkeit in der französischen Konversation brachte bei dieser Gelegenheit sogar mein Leben in Gefahr, welches zu erhalten mir bisher, trotz Kugeln und Granaten, Fieber und Frost, so wohl gelungen war. Weder Stoker noch Stiven hatten ihre Studien in der Sprache der Diplomatie viel weiter gebracht, als

bis zu den unregelmäßigen Verben, mit denen sie sich in ihren Schultagen gequält hatten, und um mein eigenes Französisch, welches ich mir mühselig in Australien angeeignet und niemals später durch Uebung verbessert hatte, stand es nicht viel anders. Infolgedessen blieb unser Wunsch, dem Feinde neben einem guten Mahl auch eine angenehme Unterhaltung zu bieten, weit hinter unserem guten Willen zurück, und wir dokterten nur mit dem größten Aufwand geistiger Anstrengung Bemerkungen zusammen, wie wir sie zum Gegenstand des Gespräches für passend und geschmackvoll hielten. Natürlich kam die Rede auf Dinge, die den Beruf betrafen. Ich erwähnte dabei unsere Kollegen Dr. Cassson und Dr. Buckby, die, auf dem Wege von Kars nach Erzerum, von den Kosaken gefangen genommen worden waren, nachdem sie unter Mukhtar Pascha an den Kämpfen bei Eolia-tepe und Nalban-tepe teilgenommen hatten. Ich wünschte zu sagen, ich hätte gehört, daß die Russen beide Gefangene mit großer Zuvorkommenheit und Güte behandelt, und ihnen ihre Gefangenschaft so angenehm als möglich gestaltet hätten, und begleitete meine Redewendung mit einem Lächeln, welches Verbindlichkeit und Dankbarkeit zu erkennen geben sollte. Dieses Lächeln muß mir aber mißglückt sein, denn es wurde mir als eine boshafte, höhnische Grimasse, als eine absichtliche Beleidigung ausgelegt, und meine so schmeichelhaft sein sollenden Worte: „J'ai entendu, que vous avez fait beaucoup de plaisanteries pour nos deux amis", hatten einen üblen Erfolg. Es trat zunächst eine Verlegenheitspause ein, etwa in der Art, wie solche entsteht, wenn man bei einer großen Tisch-

gesellschaft seinen Nachbar fragt: „Sagen Sie, wer ist jenes abschreckend häßliche Weib dort?" und erfährt, daß es die Gattin des Gefragten ist. Die vier russischen Aerzte sahen sich einige Augenblicke verwundert an und begannen dann, unter wütenden Blicken auf mich, höchst aufgeregt miteinander zu sprechen. Plötzlich sprang einer derselben auf, und überflutete mich unter den heftigsten Geberden mit Ausdrücken, aus welchen ich dunkel Erstaunen, Zorn und eine Herausforderung zu ahnen vermochte. Jedenfalls war es ganz klar, daß ich irgend ein Unheil angerichtet hatte. Ich bestrebte mich, meinen Fehler zu verbessern und Aufklärungen zu geben, je mehr ich aber redete, desto wilder wurden unsere Gäste und bestanden lärmend darauf, daß ich ihnen Satisfaktion geben müßte. Da war ich ja in eine recht hübsche Patsche geraten! Und welches Unglück, daß gerade Morisot in Konstantinopel sein mußte, der in dieser Not mein bester Freund gewesen wäre! Wie in aller Welt konnte ich mich denn mit den rabiaten Menschen verständigen? Plötzlich kam mir ein rettender Gedanke. Magack, der Besitzer der Goldmünze mit dem Stierkopf aus der Regierungszeit des zweiten Perserkönigs, konnte wundervoll französisch sprechen. Ich ließ also diesen unbezahlbaren Numismatiker eiligst zu mir bitten, und obgleich ich mit einer gewissen Angst daran dachte, daß er sich jetzt für meine Weigerung, ihm den Stierkopf abzukaufen, rächen würde, willigte er doch ein, unseren Gästen das Mißverständnis aufzuklären, welches die Mängel meiner Erziehung hervorgerufen hatten. Die Beleidigten erwiesen sich darauf als gute Kollegen, und hinternach ließ uns sogar General Melikoff durch einen Adjutanten

für die seinen Aerzten geschenkte Gastfreundschaft danken.

Dieser Adjutant, Hauptmann Sergius Pizareff, war ein sehr angenehmer, liebenswürdiger junger Mann. Er erzählte, daß die russischen Truppen am nächsten Tage ihren feierlichen Einzug in die Stadt halten würden, und stellte sich zur Verfügung, falls wir uns denselben ansehen wollten. Dieses freundliche Anerbieten nahmen wir natürlich dankbar an.

Am anderen Morgen kamen ein paar Kosaken vor unsere Wohnung, die uns Pferde brachten, auf denen wir nach dem Sammelplatz der Einzugstruppen vor das Thor ritten. In der Umgebung der Stadt lagen etwa 60 000 Russen. Von diesen zogen Detachements aller Waffengattungen, Infanterie, Kavallerie und Artillerie herbei, und wurden zu einer Brigademasse formiert. Danach ertönte das Kommando zum Antreten und mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zogen jetzt die Russen ohne Schwertstreich in die Stadt, deren Thore in blutigem Kampf zu öffnen, sie noch vor wenigen Monaten vergeblich versucht hatten.

Das Wetter war klar und heiter und die glitzernde Kruste des Schnees hart genug die Truppen zu tragen, wenn auch ab und zu ein Pferd die Decke durchtrat. Der Marsch ging nach einem freien Platz, woselbst General Melikoff die Parade abnahm. Wir drei Engländer betrachteten, von unseren zottigen kleinen Kosakenpferden aus, mit gemischten Gefühlen den Triumph, mit dem die große nordische Macht den Abschluß des siegreichen Feldzuges feierte.

Nach dem Vorbeimarsch vor General Melikoff for-

mierten die Truppen ein großes, in der Mitte offenes Karree, in welchem der Kommandierende mit seinem Stabe und den sich im Winde blähenden kaiserlichen Feldzeichen von gelber Seide mit schwarzem Adler Aufstellung nahm. Auf ein gegebenes Zeichen intonierten sämtliche Musikkorps gleichzeitig die russische Nationalhymne, die Fahnen senkten sich, und tausendstimmige Hurras durchbrausten die Lüfte. Man empfand, mit welcher Freudigkeit jeder das Ende des Krieges begrüßte. Unsere Leiden in Erzerum waren schwer genug gewesen, doch diejenigen der russischen Armee, welche im Schnee hatte kampieren müssen, überstiegen doch noch alles, was wir durchgemacht hatten. General Melikoff äußerte bei Gelegenheit, daß er vierzig Prozent seiner Mannschaften durch Krankheit und Witterung verlor.

Ein Priester, oder ‚Pope', wie er genannt wurde, der die Armee als Feldgeistlicher begleitete, hielt nunmehr eine feurige Ansprache, in welcher er besonders den Sieg des Kreuzes über die Ungläubigen hervorhob. Nach Beendigung dieses Aktes wurden die Leute entlassen und durften sich zerstreuen. Mehrere Wagen voll Wein wurden herbeigebracht, und die christlichen Kämpfer ergaben sich einem ruhmreichen Zechgelage.

Der Vertrag von St. Stefano war am 3. März ratifiziert und dadurch dem Kriege ein Ende gemacht worden. Die ottomanische Regierung hatte den Frieden teuer erkaufen müssen. Außer einer Kriegsentschädigung von dreihundert Millionen Rubeln, kostete er ihr bedeutende Gebietsabtretungen in Kleinasien und ungeheuere Zugeständnisse in Europa.

Um in Erzerum Platz zur Unterkunft für die Russen zu schaffen, mußten alle marschfähigen türkischen Truppen die Stadt räumen. Dieselben wurden nach Erzhinghan und Baiburt geschickt. In den Lazaretten blieben über 2000 Mann zurück. Stoker, Denniston und ich behielten also reichliche Arbeit, zumal wir uns auch weiterhin noch den ärmeren Kranken der Stadt widmeten, um die sich außer uns niemand kümmerte.

Am Tage nach der Friedensfeier ließ General Melikoff uns drei Aerzte zu sich entbieten. Sein Adjutant, unser vortrefflicher Freund Pizareff, geleitete uns nach dem großen Hause, in welchem der Feldmarschall Quartier genommen hatte und stellte uns dort vor.

General Melikoff war zu jener Zeit ein Mann von fesselndem Aeußeren; jeder Zoll an ihm verriet den Soldaten. Von hoher, wohlgebauter Gestalt, mit einer Adlernase und dunklen, leuchtenden Augen, machte er so recht den Eindruck eines Feldherrn. Er empfing uns mit großer Liebenswürdigkeit, sagte, daß er wisse, welch schweren Dienst wir in den Hospitälern gehabt und uns dabei auch noch der Armen der Stadt angenommen hätten. Gleichzeitig forderte er uns auf, Vorschläge zur Hebung des Gesundheitszustandes der Stadt zu machen, deren Ausführung er in jeder Weise fördern würde.

Seitens der russischen Offiziere erfuhren wir große Freundlichkeit, ja wir wurden sogar von ihnen sehr gesucht. Unsere Wohnung im englischen Konsulat war in der That sehr bald der richtige russische Klub. Die Herren schienen besonders am Abend gern bei uns vorzusprechen;

manchmal gaben wir auch ein kleines Mittagessen, welches stets großen Beifall fand. Infolge der reichen Küchen- und Kellervorräte, die Mr. Zohrab uns hinterlassen hatte, vermochten wir aber auch unseren Gästen Besseres vorzusetzen, als sie irgendwo in Erzerum erhalten konnten. Eine Einladung zu uns erschien diesen jungen Aristokraten um so verlockender, als sie seit Monaten, umgeben von Schnee und Eis, nur unter den herbsten Entbehrungen gelebt hatten.

Die meisten waren Freunde von Pizareff, welcher mit feinen, liebenswürdigen Formen das offene, freie Wesen des geborenen Soldaten und eine durch Reisen erweiterte, vielseitige Bildung verband. Gleich Czetwertinski war er ein ganz brillanter Reiter und besaß ein Pferd, welches den Neid aller seiner Kameraden erregte. Es war ein außergewöhnlich schöner Schimmelhengst, der einem berüchtigten Räuber in Daghistan gehört und mit dem dieser lange Zeit aller Verfolgungen gespottet hatte, bis er endlich gefangen und gehängt wurde.

Ein anderer reizender Mensch, der oft zu uns kam, war der Oberst der Orenburg-Kosaken. Meist erschien er in Begleitung seines Adjutanten, eines Hauptmanns Anisimoff, welcher englisch wie ein Engländer sprach, und auch wie ein englischer Marineoffizier aussah. Alle unsere Besucher tranken Brandy in einem Maße, welches unseren Vorrat an diesem Stärkungsmittel bald zu erschöpfen drohte. Eines Abends tranken sie, wie ich mich erinnere, drei Flaschen schnell hintereinander, eine Leistung, bei der ich doch die Augen aufriß, und zwar ganz besonders auch deshalb, weil um diese Zeit in Erzerum die Flasche Brandy zwei Pfund

kostete. Einer von den Beteiligten, ein junger russischer Fürst, dessen Namen ich vergessen habe, hatte noch niemals Brandy gekostet; er war nun so stolz auf seine Heldenthat, daß er sofort an seinen Vater nach Petersburg telegraphierte, er habe im Hause von drei englischen Aerzten in Erzerum eau-de-vie getrunken. Gewiß eine höchst wichtige Depesche vom Kriegsschauplatz.

Zu diesem Zeitpunkt erhielt ich eines Tages ein Telegramm aus Konstantinopel, welches mir anzeigte, daß der Sultan die Gnade gehabt hatte, mir in Anerkennung meiner Verdienste den Medjidieorden vierter Klasse zu verleihen. Jung, wie ich war, erfüllte mich diese Dekoration mit hohem Stolz. Denniston und Stoker gratulierten mir und hielten gleichzeitig den Fall für ernst genug, eine Konsultation mit mir abzuhalten. Sie meinten, und ich mußte ihnen beipflichten, daß meine nunmehrige Ritterwürde es unbedingt erheische, ein Fest zu veranstalten, es sei das Ehrensache für mich. Ja, ohne Frage, das war es, und ich beschloß, in Anbetracht, daß meine jetzigen Freunde hauptsächlich russische Offiziere waren, der Feier einen möglichst würdigen Anstrich zu geben. Dazu gehörte vor allen Dingen Champagner; solchen aber hatte Mr. Zohrab vergessen für uns zurückzulassen. Ich mußte also welchen beschaffen. In Erzerum gab es keinen, ich vermutete jedoch, daß die im Gefolge der russischen Armee befindlichen Lieferanten, das in Rußland so beliebte Getränk ganz sicher mitgeführt haben würden. Der alte Tom Rennison war ein Veteran von hoher Erfahrung. Er hatte während seines vielbewegten Lebens die Fähigkeit erlangt, selbst da in Ueberfluß zu

leben, wo eine Ziege verhungert sein würde. Ihm vertraute ich mich daher an, und er meinte, er wisse schon einen Ort, wo er einige Flaschen Sekt auftreiben könnte. Ich beauftragte ihn also, mir ein halbes Dutzend Flaschen coûte que coûte zu besorgen. Als er sie mir brachte, war ich freilich etwas betroffen, zugleich die kleine Rechnung von achtzehn Pfund für die sechs Flaschen Moët und Chandon zu erhalten, die allerdings unter den Vorräten eines spekulativen Armeelieferanten, von Tiflis aus vierhundert englische Meilen über den Schnee bis hierher gemacht hatten. Das Fest gelang über Erwarten. Denniston brachte auf englisch meine Gesundheit aus und ich antwortete ihm ebenso. Darauf sprach Pizareff französisch, und ich radebrechte meinen Dank in derselben Sprache. Auch auf deutsch wurde ich angetoastet und schließlich auch noch russisch gefeiert. Es war herrlich. Ehe der Abend vorüberging, hatten wir uns alle miteinander geküßt und die überschwenglichsten Liebesversicherungen gemacht. Ich habe die unbestimmte Erinnerung, daß ich um Mitternacht versuchte, einem dicken, blonden russischen Hauptmann ein englisches Volkslied zu lehren, und dann noch ein anderes in dem mir eigenen, besonderen Französisch vorzutragen, ein Unternehmen, bei welchem ich jedoch scheiterte.

Meinem Fest folgten demnächst mehrere Einladungen seitens der Russen, unter anderem auch eine von General Komaroff. Stoker und ich nahmen dieselbe an, Denniston aber mußte ablehnen, weil er krank war. Der General, der damals ein junger Mann war, einen stattlichen Bart hatte

und eine Brille trug, machte einen höchst liebenswürdigen Wirt, und hatte keine Mühe gescheut uns angenehme Stunden zu bereiten. Eine Regimentskapelle spielte auf dem Hof uns zu Ehren englische Weisen, und das Menü, welches mit einer Zacuska aus Kaviar und Anchovis begann, war vortrefflich. Als Getränk erhielt jeder Gast zur Einleitung ein großes Glas unvermischten Absinth, und nachdem ich dasselbe, trotz aller meiner Protestationen, auf einen Zug bis zur Neige hatte leeren müssen, kam ich mir wie vergiftet vor. Später wurde englischer Porter in Weingläsern gereicht. Wie dieser hierher nach Erzerum gekommen, konnte ich nicht erfahren, denn die Russen trinken keinen Porter, jedenfalls aber sollte uns damit eine besondere Aufmerksamkeit erwiesen werden, und ich lohnte diese, indem ich mein Glas mit einer sehr schmeichelhaften Bemerkung gegen den Wirt leerte.

Auch Hauptmann Pizareff, welcher im Hause des Generals Melikoff im Quartier lag, forderte mich eines Abends, als sein General abwesend war, auf, bei ihm zu essen. Um es mir so bequem wie möglich zu machen, schickte er mir einen Kosaken mit einem Pferd. Das Essen ließ nichts zu wünschen übrig, das Getränke bestand aber einzig und allein in einer dickbauchigen Steinkruke voll Benediktiner. Das war eine Aufgabe! Aber wir lösten sie; mein Freund zeigte sich derselben vollkommen gewachsen, ich aber bedurfte, als wir uns spät in der Nacht trennten, zur Rückbeförderung in mein Quartier zweier Kosaken. Sie nahmen mich in die Mitte und hielten mich auf dem Pferde in der

Balance. Es waren ein paar muntere, luſtige Burſchen in ſchweren Schafspelzen, die jedesmal unmäßig lachten, ſobald ſie mich einmal einen Augenblick losließen und ich dann ſofort vom Pferde fiel, was mir auf der Strecke von etwa zwei Kilometern dreimal paſſierte. Wenn ich bei dieſen Gelegenheiten in meinem langen Mantel, Stiefeln, Sporen und einem Säbel, der mir hartnäckig zwiſchen die Beine kam, hilflos auf dem gefrorenen Schnee lag, ſetzten die Koſaken mir zuerſt meinen Fez wieder auf, entwirrten mich aus meinem Säbel und hißten mich dann wieder in den Sattel. Trotz aller ſchrecklichen Geſchichten, die man oft von ihnen hört, wird mein Herz doch immer ein warmes Plätzchen für die Koſaken behalten.

Obgleich wir mit den ruſſiſchen Offizieren vortrefflich harmonierten, benahmen ſich doch die Mannſchaften der Occupationstruppen ganz nichtswürdig gegen die unglücklichen türkiſchen Soldaten, welche ihrer ſchweren Wunden wegen noch nicht nach anderen Orten hatten übergeführt werden können. Ich habe geſehen, wie ſolche arme Menſchen, wenn ſie todesmatt auf der Straße dahinſchlichen, verhöhnt und aufs grauſamſte mißhandelt wurden. Einſt war ich Augenzeuge, wie ſechs Ruſſen einige ſchwache, abgezehrte Türken überfielen, ſie niederwarfen, mit den Füßen traten und dann halb tot liegen ließen.

Einmal entgingen Stoker, Denniſton und ich nur mit knapper Not vielleicht derſelben Brutalität. Wir machten außerhalb der Stadt einen Spaziergang nach den Redouten, als uns mehrere ruſſiſche Infanteriſten entgegenkamen, die

sogleich Händel mit uns anfingen. Einer der Burschen trat an mich heran, sagte etwas auf russisch und schlug mich dabei mit der flachen Hand auf den Kopf. Natürlich sprang ich, wutentbrannt, sofort mit den Fäusten auf ihn ein und Denniston und Stoker gingen gegen die anderen los. Doch die Soldaten hatten ihre Seitengewehre bei sich und es wäre uns schlimm ergangen, wenn nicht zufällig ein russischer Hauptmann Zeuge des Vorfalls geworden und mit dem Revolver in der Hand zu unserem Beistand herbeigeeilt wäre. Er schlug mit dem Kolben des Revolvers auf der Stelle meinen Angreifer zu Boden und überschüttete die anderen mit einer solchen Flut wohlgemeinter Worte, daß sie wie geprügelte Hunde davonschlichen. Wir waren ihm für sein Einschreiten sehr dankbar, denn ohne dasselbe wären wir wohl kaum mit dem Leben davongekommen. In der Folge machten wir weitere Spaziergänge vor die Stadt niemals mehr unbewaffnet.

Der Komfort, von welchem wir in unserem Konsulat umgeben waren, hatte den Neid einiger russischer Offiziere erregt, und unter diesen war es ganz besonders ein Mann, der uns mit größter Mißgunst in unserem schönen Hause sah. Es war dies der General Heymann, der infolge seiner glänzenden Tapferkeit bei dem von ihm geleiteten Angriff auf Devoi Boyun, der Held von Devoi Boyun genannt wurde. Er war, wie ich bald hörte, schon vor zwanzig Jahren in Erzerum und damals Bewohner des nämlichen Hauses gewesen. Während der verflossenen langen, trübseligen Wintermonate, wo nur elende Hütten sein Quartier ge-

wesen waren, hatte er sich schon immer darauf gefreut, nach Einnahme der Stadt wieder seine alte Wohnung beziehen zu können. Dieselbe nunmehr durch drei englische Aerzte besetzt zu finden, bereitete ihm großen Aerger und Verdruß. Er schickte seinen Adjutanten mit der Aufforderung zu uns, das Haus zu räumen, wir aber wiesen dieses Ansinnen natürlich kurzweg ab. Nun kam es zu sehr unerquicklichen Auseinandersetzungen. Aufs neue erschien der Adjutant, sprach sehr von oben herab, und deutete an, daß weitere Schwierigkeiten von unserer Seite ganz nutzlos sein würden. Seinem hochfahrenden Ton entsprechend, beharrten wir nur umso hartnäckiger auf unserer Weigerung, und er erklärte darauf kalt lächelnd, Macht ging vor Recht und wenn wir das Haus nicht freiwillig verließen, würden wir einfach hinausgesetzt werden. Dies empörte mich. Ich erwiderte gereizt, dann würden wir es darauf ankommen lassen und nur der Gewalt weichen; die Stadt wäre nicht erobert, sondern nur auf Grund von Waffenstillstands-Präliminarien besetzt worden und niemand stände deshalb das Recht zu, uns aus unserem Hause zu verdrängen, sollten wir aber trotzdem gewaltsam vertrieben werden, so würde ich auf der Stelle an Lord Derby telegraphieren, und um seine Intervention in der Sache bitten. Nach diesem Bescheid komplimentierte ich den Adjutanten zur Thür hinaus. Am nächsten Tage erhielten wir ein amtliches Schreiben aus dem Konak, welches uns mitteilte, daß General Heymann unser Haus für sich beanspruche, und daß die Stadtbehörde uns Dank wissen würde, wenn wir dasselbe gut-

willig räumten. Auch von dieſer Seite gedrängt zu werden, war uns doch zu ſtark. Ich begab mich auf der Stelle nach dem Konak und nahm Tom Renniſon als Dolmetſcher mit. Man führte mich in ein Zimmer, wo Hakki Bey, der Civilgouverneur, und mehrere türkiſche, ſowie armeniſche Beamten gerade zu einer Sitzung verſammelt waren. Ich hatte das erhaltene Schreiben bei mir und auf Grund desſelben hielt ich alsbald eine fulminante Rede, die Tom Renniſon verdolmetſchte.

Ich hob hervor, wie wir engliſchen Aerzte unter den größten Strapazen und Gefahren freiwillig hierher gekommen wären, um im Dienſt der Humanität zu wirken, und daß wir das gethan hätten mit Einſetzung unſeres eigenen Lebens, wofür der Tod von zweien von uns beredtes Zeugnis ablege. „Wir haben," fuhr ich fort, „mit Aufbietung aller unſerer Kräfte gearbeitet, Tag und Nacht haben wir den Verwundeten und Kranken Beiſtand geleiſtet, ihre Leiden gelindert, ſie gepflegt und ihnen von unſerem eigenen Tiſch Speiſe und Trank geſchickt. Und zum Dank für das alles ſollen wir nun aus unſerem Hauſe geworfen werden? Das erſcheint uns ſo ungeheuerlich, daß wir an einen ſolchen Undank nicht eher glauben werden, ehe er nicht zur Thatſache geworden iſt. Ich erkläre, daß wir gutwillig unſer Haus nicht räumen werden!"

Renniſon verdolmetſchte getreulich alle meine Worte und aufmerkſam hörte die Verſammlung zu. Als ich geendet hatte, erkannte ich mit Genugthuung, daß ich Eindruck gemacht hatte. Man ließ die Sache fallen und be-

helligte uns nicht weiter. General Heymann erhielt ein anderes großes Haus angewiesen, welches dem unserigen gerade gegenüber lag.

Einige Zeit danach besuchte uns der französische Konsul, sprach sehr freundschaftlich und fragte, ob wir den Wunsch des alten, verdienten Generals nicht aus freien Stücken erfüllen wollten, dessen Herz nun einmal mit lieben Erinnerungen an dem Hause hinge. Für solche Sprache waren wir empfänglich; ein weiterer Widerstand unsererseits wäre nunmehr nichts weiter als bäurische Starrköpfigkeit gewesen. Ich richtete noch an demselben Tage an den General ein sehr höfliches Schreiben, in welchem ich aussprach, daß wir es uns, aus besonderer Hochachtung für seine Person, zur Ehre rechnen würden, ihm unser Haus abzutreten, und daß dasselbe von Stund ab zu seiner Verfügung stände; gleichzeitig glaubte ich aber auch nicht unerwähnt lassen zu dürfen, daß das Beziehen des Hauses insofern nicht ohne Gefahr sei, als mehrere Typhusfälle darin vorgekommen wären.

Kurz nach Absendung dieses Schreibens kam der General sehr freudig in Begleitung seines Dragomans, dankte uns für unser freundliches Entgegenkommen und bemerkte lachend, ein so alter Veteran wie er dürfe keine Furcht vor dem Typhus haben. Er hätte nachgesonnen, wie er auch uns eine kleine Freude machen könnte, und brächte, weil er auf nichts Besseres gekommen wäre, einen kleinen Vorrat Zigarren mit. Damit überreichte er uns vier Kisten, die wir als eine köstliche Gabe mit großem Vergnügen an-

nahmen. Am nächsten Tage schon schickte er zwanzig Soldaten, um unsere Sachen in das von ihm bewohnte Haus zu räumen, und als der Umzug beendet war, trat er in den Besitz des Konsulats. Gleich in der ersten Nacht, wo er in demselben schlief, befiel ihn ein Unwohlsein, und vier Tage darauf hatte ihn der Typhus hingerafft. Dennistion, Stoker und ich wohnten dem Begräbnis des alten Herrn bei, ganz betroffen über das unbegreifliche Walten der Vorsehung, welches diesen Mann, der aus all den schweren Strapazen und Kämpfen des Krieges unverletzt und heil hervorgegangen war, jetzt so plötzlich, unmittelbar nach Beendigung des Feldzuges, sterben ließ.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Ende des Krieges.

Nicht nur die Türken und Armenier ſtarben zu Hunderten am Typhus, ſondern auch die Ruſſen litten ſchwer. Wenn ich in der Stadt meine Krankenbeſuche machte, fand ich einzelne ohne Wartung und Pflege. Dies lag aber nicht an mangelnder Sorgfalt der ruſſiſchen Aerzte, ſondern einfach daran, daß viele Soldaten, wenn ſie krank wurden, ein Verſteck aufſuchten.

Hauptmann Pizareff wollte mir nicht glauben, als ich ihm das erzählte, und erklärte es für unmöglich, daß ſo etwas ohne Kenntnis der Truppenbefehlshaber vorkommen könnte. Zum Beweiſe meiner Behauptung forderte ich ihn auf, mich einmal auf meiner Krankentour zu begleiten.

Er that dies gleich am anderen Morgen. Mein erſter Gang führte mich in den ärmſten Stadtteil, woſelbſt ich das Kind einer armen Armenierin, welches ſich verbrüht hatte, verbinden mußte. Hiernach geleitete ich ihn weiter nach einer halbzerfallenen Baracke, um welche der Schnee hoch aufgetürmt lag. Als wir ſie betraten, öffnete ich einen Raum, der nur durch ein kleines vergittertes, faſt unter dem Dach gelegenes Fenſter, ſpärliches Licht erhielt. Noch geblendet von dem glitzernden Schnee unſeres Weges, ver-

mochten wir im ersten Augenblick kaum etwas zu erkennen, nachdem unsere Augen sich aber an das Halbdunkel gewöhnt hatten, zeigte ich dem Kapitän drei Russen, die in einer Ecke der Stube auf Stroh lagen. Sie hatten alle den Typhus. Zwei riefen nach Wasser und warfen sich unruhig und stöhnend auf ihrem Lager umher, der dritte verhielt sich still und starrte mit weit aufgerissenen Augen nach der Decke. Als wir näher traten schien er Pizareff zu erkennen, machte den schwachen Versuch, sich aufzurichten und die Hand zum militärischen Gruß zu erheben, doch die Anstrengung war zu groß, er fiel erschöpft zurück. Während ich den Zustand der Kranken untersuchte, guckte ein kleiner Junge, den wir bei unserem Kommen draußen im Schnee mit einem Hunde hatten spielen sehen, neugierig zur Thür herein, sprang aber gleich wieder davon, denn der Anblick von Elend, Krankheit und Tod war ihm nicht neu genug, um deshalb sein Vergnügen länger als einen Augenblick zu unterbrechen.

Noch in mehreren Häusern derselben Straße konnte sich der Hauptmann von der Wahrheit meiner Worte überzeugen. Unter anderem trafen wir eine Familie, Vater, Mutter und drei Kinder bei ihrem Mittagbrod, einer Schüssel voll gekochtem Korn, aus welchem eine Art dicker Brei bereitet war; im Nebenraum lag ein soeben gestorbener russischer Soldat auf der Erde, doch die Nähe der Leiche schien die gleichgültig ihr kärgliches Mahl verzehrenden Menschen gar nicht zu berühren.

Pizareff war über das, was er gesehen hatte, starr vor Erstaunen und meldete die Sache sofort dem General Meli-

koff, während ich die ruſſiſchen Aerzte in Kenntnis ſetzte. Infolgedeſſen wurden nunmehr Kommandos von Krankenträgern ausgeſandt, welche alle kranken Soldaten in den Häuſern aufſuchen und nach den Hoſpitälern ſchaffen mußten. Wie es möglich war, daß die Abweſenheit der Leute bei den Appells unbemerkt blieb, kann ich nicht verſtehen, doch hörte ich ſpäter, daß der Oberſt des Regiments, dem die Unglücklichen angehörten, ſehr ernſte Unannehmlichkeiten deswegen hatte.

Für Denniſton, Stoker und mich erhöhte ſich die Arbeit, da zu unſeren bisherigen Kranken noch Ruſſen hinzutraten, doch freuten wir uns, den ruſſiſchen Kollegen hilfreich ſein zu können. Sie zeigten ſich als angenehme, muntere Geſellen und tüchtige Aerzte. Vor Kars und Erzerum hatten ſie unermüdlich ihre Pflicht gethan, trotzdem durch die große Zahl der Verwundeten von Devoi Boyun, ſowie durch die Fieber- und Froſtkranken, welche ſich während der Zeit der Belagerung in erſchreckendem Maß anſammelten, ihre Kräfte nahezu aufgerieben wurden.

Von General Melikoff ſprachen ſie mit großer Verehrung, rühmten ſeine Eigenſchaften als Truppenführer und ſeine hohe adminiſtrative Begabung. Letztere kam ganz beſonders bei den ungeheueren Schwierigkeiten zur Geltung, mit denen er in der Heranſchaffung der Verpflegungsbedürfniſſe für die Armee zu kämpfen hatte. Der General äußerte einſt: „Ich bin ſtolzer darauf, daß es mir gelungen iſt, meine Armee zu ernähren, als auf irgend einen meiner Siege.“ Und man kann dieſen Ausſpruch begreifen, wenn man erfährt, daß ſämtliche Zufuhren von Tiflis, alſo meh-

rere hundert Kilometer weit über den Schnee herangeschafft werden mußten. Die ärztlichen Dienste, welche wir seinen Truppen leisteten, wurden von ihm in hohem Maß anerkannt und gewürdigt. Bei einer Gelegenheit sprach er davon, uns seiner Zeit zu Orden empfehlen zu wollen, dieses Versprechen blieb aber leider unerfüllt. Die während der Friedensverhandlungen eintretende ungewisse politische Lage gab wohl anderes zu denken, als an die Verdienste dreier unbekannter englischer Aerzte im fernen Erzerum.

Indessen darf ich mich nicht beklagen. Ich erntete für die willige und freudige Hingabe meiner Kräfte genug Anerkennung. Die Russen, das Stafford-House-Komitee und die Türken ließen es daran nicht fehlen. Morisot, der nach seiner völligen Wiedergenesung von Konstantinopel zu uns zurückkehrte, brachte nicht nur neue Baarmittel, sondern auch die Nachricht mit, daß das Stafford-House-Komitee für mich und die anderen Aerzte der Erzerum-Sektion eine spezielle Dankadresse votiert hätte. Dieses Dokument, welches vom Herzog von Sutherland, als Vorsitzendem, unterzeichnet und in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt ist, bildet eines derjenigen Erinnerungszeichen an den Krieg, die ich am meisten in Ehren halte. Aehnliche Dankadressen erhielten auch Dr. Stiven und Dr. Beresford für ihre ausgezeichneten Dienste in dem Gefecht bei Rustschuk. Der Sultan verlieh mir außer dem Medjidie-Orden vierter Klasse, später noch den Osmanli-Orden und die türkische Kriegsmedaille.

Im März bekamen wir Zuwachs durch die Ankunft von Dr. Roy und einer Anzahl Doktoren vom Roten Kreuz. Sie

kamen von Konstantinopel und hatten auf ihrer Reise sehr viel Ungemach erlitten. Ein Däne, Namens Price, war während derselben gestorben. Dr. Roy wird mir stets in besonderem Gedächtnis bleiben. Ich traf denselben, als ich Erzerum verlassen hatte, später einmal wieder, und da erzählte er mir, wie ich ahnungslos lange Zeit in steter Lebensgefahr geschwebt hätte. Die Sache war nämlich die: Ich hatte mir angewöhnt, in meinen Quartieren auf einer, auf dem Fußboden liegenden Strohmatte zu schlafen, und überall war ich meiner alten Gewohnheit treu geblieben, vor dem Einschlummern zu lesen. Der allgemein gebräuchliche militärische Leuchter bestand damals in einem Bajonett, welches man auf den Tisch oder in Ermangelung eines solchen in die Diele spießte, und in dessen Tülle man das Licht steckte. Ich benutzte aber einen mir viel bequemeren Gegenstand als Leuchter, nämlich eine türkische Granate, die ich irgendwo aufgelesen hatte. Die Spitze derselben war mit einer kleinen Messingkapsel versehen. Ich schraubte diese los und steckte mein Licht in die kleine runde Oeffnung, zu deren Verschluß sie gedient. Als ich Erzerum verlassen hatte, gelangte mein Leuchter in andere Hände und eines Abends explodierte er, glücklicherweise aber in einem leeren Zimmer, ohne anderen Schaden anzurichten, als dieses völlig zu demolieren. Ich hatte täglich bei einem Licht gelesen, welches auf einer geladenen Granate brannte.

In der letzten Woche meines Aufenthaltes in Erzerum kamen übrigens, wie ich mich entsinne, mehrere Explosionen infolge grober Unüberlegtheiten vor. So z. B. wurde ich in einer Nacht durch einen furchtbaren Knall aufgeschreckt,

und noch ehe ich meine Sinne recht gesammelt hatte, verriet ein tolles Gepolter an der Hausthür, daß man dringend ärztlicher Hilfe bedürfe. Ein Haus war eingestürzt. Wir fuhren eiligst in unsere Kleider und folgten dem Boten zur Unglücksstätte, dem in einen Trümmerhaufen verwandelten Hause eines Armeniers. Dort hörten wir was geschehen war. Mehrere Armenier hatten sich eine große Anzahl türkischer Patronen zu verschaffen gewußt und diese in ein Zimmer gebracht, um sie dort auseinander zu nehmen und Pulver und Blei gesondert zu gewinnen. Sie saßen hierbei in einem Kreise auf der Erde und schütteten das Pulver vor sich auf einen Haufen. Während der Arbeit hatte einer dem Gelüst nicht widerstehen können, sich eine Zigarette anzustecken, und im nächsten Augenblick geschah das Unglück; die Armenier fuhren unversehens ins Paradies oder sonst wohin. Bei der Dunkelheit herrschte eine fürchterliche Verwirrung. Zwei noch lebende Leute fand ich in einem zu dem Hause gehörigen Kuhstall. Der Platz in demselben war so beschränkt, daß ich den einen Mann zwischen den Beinen einer Kuh verbinden mußte. Da sich die Volksmenge sehr lästig machte, war ich gezwungen gewesen, die Stallthür von innen abzuschließen. Plötzlich wurde heftig an dieselbe gedonnert und Einlaß begehrt. Ich rief: „Laßt mich in Ruh und schert euch fort!“ Wenige Minuten darauf brach die Thür zusammen und General Duhoffskoy mit mehreren Soldaten stand vor mir. Er war sehr zornig, daß ich nicht geöffnet hatte, besänftigte sich indessen, als ich mich erschrocken entschuldigte, und erklärte, weshalb ich mich eingeschlossen hatte. Der General versah neben

seinem anderen Dienst auch die Geschäfte eines Polizei-Präsidenten, und wo nur irgend in der Stadt sich etwas ereignete, was die öffentliche Ruhe störte, war er zur Stelle. Eines Abends brach ein großes Feuer aus; die halbe Straße stand bald in Flammen, weil das Menschengedränge die Löscharbeiten behinderte. Der armenische Janhagel ist genau so wie jeder andere, und machte sich auch bei dieser Gelegenheit durch Geschrei, Tumult und Ausschreitungen jeder Art höchst unnütz. General Duhoffskoy, der bei seinem Erscheinen sofort die Lage übersah, verstand es aber prächtig, die Menge zu zerstreuen und Ruhe und Ordnung mit einem Schlage herzustellen. Er ließ verkünden, daß in den brennenden Häusern große Mengen Pulver und Sprengstoffe lagerten, und wenn diese das Feuer erfaßte, alles vernichtet werden würde, was sich in der Nähe befände. Diese Mitteilung hatte eine wunderbare Wirkung; alles stob auseinander und rannte wild davon; wie durch Zauber war die Straße plötzlich frei. —

Bald nach der Rückkehr Morisots erhielt ich ein Telegramm von dem Stafford-House-Komitee des Inhalts, daß, nachdem wir mit Ehren und Ruhm unsere Aufgabe erfüllt hätten und Verhältnisse eingetreten wären, die es der türkischen Verwaltung ermöglichten, den ärztlichen Dienst in ihren Hospitälern allein zu bestreiten, ein längeres Verbleiben von uns sich erübrige, und wir daher nach Konstantinopel zurückkehren sollten. Gleichzeitig wurde ich angewiesen, den Rest unserer medizinischen Bestände den Türken zur Verfügung zu stellen. Ich that dies, indem ich alles Hakki Bey übermittelte, welcher darauf Gelegenheit nahm,

mir neben der erbetenen Empfangsbescheinigung, ein in den dankbarsten und ehrendsten Ausdrücken abgefaßtes Anerkenntnis unserer Verdienste, sowie noch ein besonderes Schreiben an das Seraskierat zu übersenden.

Die letzte Woche unseres Aufenthaltes in Erzerum verging unter den für die Reise nach Trapezunt erforderlichen umfassenden Vorbereitungen. Da unser Privatgepäck sich in der Zeit durch verschiedene Ankäufe sehr angehäuft hatte, und auch unsere Ausrüstung eine beträchtliche war, so traf ich mit einer persischen Karawane, welche ebenfalls nach Trapezunt zog und der wir uns anschließen wollten, das Abkommen, die schwersten Stücke zu verladen. Wir selbst zogen es der Bequemlichkeit wegen vor, nur das zur Reise Notwendige, und die besonders werten Stücke gesammelter Merkwürdigkeiten unmittelbar bei uns zu führen.

In Erzerum lebten viele Perser. Im allgemeinen bestand zwischen ihnen und den Türken ein gutes Verhältnis, wenn auch kleine, durch den Rassenunterschied hervorgerufene Reibungen nicht ausblieben, und derbe Scherze, wie sie der Türke liebt, öfter vorkamen. So z. B. fand ich eines Tages in dem Hammam, oder türkischen Bade, einen alten Perser in hellster Verzweiflung über einen bubenhaften Schabernack, den sich zwei junge Türken mit ihm erlaubt hatten. Die Perser tragen nämlich alle sehr lange Bärte, auf die sie unmäßig stolz sind. Sie pflegen diese sehr und haben die Gewohnheit, sie nach einem Bade mit Henna einzureiben und ihnen dadurch eine prächtige ziegelrote Farbe zu verleihen. Niemals sah ich einen Perser mit weißem Bart. Auch im vorliegenden Fall hatte der alte Mann

seinem Stolz aus dem Inhalt der Hennabüchse sorgsame Pflege zu teil werden lassen. Gleich darnach, bei dem weiteren Streichen und Bürsten des Bartes, blieb ihm aber derselbe stückweise in den Händen. Die beiden jungen Türken hatten sich heimlich der Hennabüchse zu bemächtigen gewußt und eine ätzende Säure unter die Farbe gemischt. So mußte der Alte fortab bartlos und geschändet durchs Leben gehen.

Am Tage vor unserer Abreise begab ich mich zu General Duhoffskoy, um mir von ihm unsere Pässe und die sonst für die Reise nötigen Papiere zu erbitten. Der General war ein vornehm aussehender Mann von etwa 40 Jahren. Er empfing mich sehr liebenswürdig, drückte mir unter den artigsten Worten sein Bedauern über unser Scheiden aus und versprach mir, alles zu thun, was unsere Reise erleichtern könnte. Mir fiel auf, daß ein Schein sonniger Heiterkeit seine für gewöhnlich strengen Züge belebte. Während ich noch verwundert überlegte, was diese Veränderung hervorgebracht haben könnte, öffnete sich die Thür und eine Dame trat ins Zimmer. „Erlauben Sie, Dr. Ryan," sprach der General, „daß ich Sie meiner Frau vorstelle." Ich war einen Moment ganz perplex und verbeugte mich tief, um meine Verwirrung zu verbergen, denn hier im fernen, schneeverhüllten, öden Erzerum stand ich plötzlich der schönsten Frau gegenüber, die je meine Augen geschaut hatten.

Fürstin Duhoffskoy, geb. Fürstin Galitzin, war damals vielleicht 20 Jahre alt; meiner jugendlichen Phantasie erschien sie mit ihren edel geformten Zügen, dem herrlichen Teint und den großen blauen Augen, die mich so

freimütig ansahen, wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Seit ziemlich anderthalb Jahren waren mir als einzige Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts nur gedrungene dicke, dunkelbraune bulgarische Mädchen, schlumpige Armenierinnen, oder dicht verschleierte Türkinnen begegnet. Es darf daher nicht wundernehmen, wenn diese liebreizende Russin in ihrer zarten, vornehmen Schönheit und ihrem offenen, freundlichen Wesen auf mich einen tiefen Eindruck machte.

Der General kehrte an seinen Schreibtisch zurück und überließ es mir, diese Vision der Schönheit zu unterhalten. Ich stammelte zunächst ein paar konfuse deutsche Brocken, obwohl mir diese Sprache eigentlich ziemlich geläufig war, aber in jenem Augenblick jagten meine Gefühle mir das ganze Wörterbuch aus dem Kopf und ich empfand tief die lähmende Schwerfälligkeit und Unzulänglichkeit dieses Idioms.

„O, Doktor Ryan, wollen Sie nicht lieber englisch sprechen?" sagte auf einmal, zu meinem größten Erstaunen, die Fürstin, ohne die geringste Spur eines fremden Accents. Sie hatte, wie viele gebildete Russinnen, schon als Kind Englisch, Französisch und Deutsch gelernt, und bald merkte ich, daß sie englisch nicht allein gewandt, sondern auch interessant zu plaudern verstand. Auf ihren Lippen verschwand die dorische Härte meiner Muttersprache, und die wohlbekannten Laute nahmen etwas von dem musikalischen Wohlklang des weicheren Italienisch an. Sie erzählte mir, daß sie erst am vorhergehenden Tage in Erzerum eingetroffen und von Tiflis zu Schlitten gekommen wäre, um ihren Mann zu besuchen. Und sie sagte das so leicht hin und

ſchwatzte ſo heiter und unbefangen von ihren Erlebniſſen unterwegs, als ob es etwas ganz Alltägliches wäre, daß eine zarte, in allem Luxus erzogene Dame ſich den Unbilden, Beſchwerden und Gefahren einer derartig langen Schlittenreiſe ausſetzte. So angenehm und lieblich ſie zu ſprechen wußte, ebenſo freundlich und aufmerkſam verſtand ſie aber auch zuzuhören. Sie zeigte ein lebhaftes Intereſſe, als ich ihr ſchilderte, was alles ich in meiner Thätigkeit als Arzt während des Krieges erlebt und durchgemacht hatte, und welche Hochachtung und Bewunderung ich vor dem Heldenmut des türkiſchen Soldaten in der Schlacht und auf dem Kranken- und Sterbebett gewonnen hätte. Ueber einige von mir erwähnte Scenen war die reizende Frau ſo gerührt, daß ihre ſchönen Augen ſich mit Thränen füllten.

Es wurde Kaffee gereicht und ich ſaß gewiß zwei Stunden in eifriger Unterhaltung mit der jungen Fürſtin, während ihr Gemahl emſig an ſeinem Schreibtiſch weiter arbeitete. Nur ab und zu drehte er ſich plötzlich mit einem Blick um, der ziemlich deutlich ſprach: „Iſt der Menſch noch immer da?“ Endlich gewann ich es über mich, aufzubrechen und mit Worten tiefſten Bedauerns, am nächſten Morgen Erzerum verlaſſen zu müſſen, mich von dieſer bezaubernden Ruſſin zu verabſchieden. Niemals habe ich ſie wiedergeſehen, aber als ich in das Konſulat zurückgekehrt war, drängte es mich, ihr wenigſtens noch ein kleines Zeichen meines Gedenkens zu geben. Ich traf ſofort in Mr. Zohrabs vortrefflicher Bibliothek eine Auswahl von fünfzig Bänden der auserleſenſten Werke engliſcher Litteratur. Dann ſchrieb

ich ein Billet an die Fürſtin, in welchem ich mit meinen nochmaligen Empfehlungen der Hoffnung Ausdruck gab, daß die Bücher ihr helfen würden, ſich in einem ſo langweiligen Ort wie Erzerum die Zeit zu vertreiben. Hierauf packte ich dieſelben auf einen kleinen Schlitten und ſandte ſie ihr zu. Jetzt lebt der Fürſt als Gouverneur einer Provinz mit ſeiner ſchönen Gemahlin in Sibirien. Der Beſuch derſelben in Erzerum war der einzige wirkliche Lichtblick, der ſich mir dort während des ganzen ſchrecklichen Winters bot.

Bevor wir nach Trapezunt aufbrachen, entſtand noch eine kleine Meinungsverſchiedenheit zwiſchen Denniſton, Stoker und mir, betreffs einer Angelegenheit, an der wir in gleicher Weiſe intereſſiert waren. Sie wirkte aber durchaus nicht ſtörend auf unſere Freundſchaft und ich erwähne die Sache hier nur deshalb, weil ich allein die Schuld trug, daß meine Gefährten ſich beſtimmen ließen, einen Mitreiſenden in unſere Geſellſchaft aufzunehmen, der uns ſchließlich zu einer ungeheuren Bürde wurde, weil er eigentlich eine Mitreiſende war.

M. Jardin, der franzöſiſche Konſul, war ein Franzoſe vom reinſten Waſſer, liebenswürdig, höflich und vor allem ſtets bemüht, Damen gefällig zu ſein. Ich fand es ſonach ſehr ſchwierig, ſeinen inſtändigen Bitten bezüglich einer reizenden verwitweten Spanierin zu widerſtehen, deren Mann als Apotheker dem Sanitätskorps angehört hatte. Er ſagte mir, daß dieſe ſchöne Spanierin das heißeſte Verlangen trüge, nach Konſtantinopel zu gelangen, woſelbſt ſie Freunde beſäße, die ihr zur Rückkehr in ihr Vaterland behilflich ſein

würden, und daß er es als eine ihm persönlich erwiesene Gunst ansehen würde, wenn wir der Dame erlauben wollten, sich uns anzuschließen.

Ich sah die Mühsal voraus, die uns aus der Mitnahme einer Dame auf einer Reise erwachsen mußte, welche nur allein im Sattel, über tief im Schnee begrabene Bergpfade und Pässe ausgeführt werden konnte, und deshalb lehnte ich anfangs die Bitte des Konsuls höflich ab. Doch M. Jardin wollte dies nicht gelten lassen, indem er meinte, daß die Schwierigkeiten der Reise für so mutige und erfahrene Männer, wie wir es seien, gar nichts zu bedeuten hätten. Er pries die Dienste, welche wir der Sache der Humanität geleistet, und sagte, wir möchten uns doch nicht im letzten Augenblick weigern, ein neues Blatt unseren Lorbeeren hinzuzufügen. Schließlich ließ er sich noch eingehend über die Schönheit und Anmut der glutäugigen Donna aus, welche bisher noch keiner von uns gesehen hatte, und sprach mit beredten Worten von der Verzweiflung, mit welcher sie der Gedanke erfüllte, allein in Erzerum bleiben und vielleicht, fern von ihrem Volk und ihrer Heimat, sterben zu müssen. Was sollte ich Unglücksmensch darauf erwidern? Es blieb mir nichts übrig, als dem Drängen dieses schrecklichen Franzosen nachzugeben, und ihm zu versprechen, meine Einwendungen und Bedenken fallen zu lassen, falls es ihm gelingen sollte, Denniston und Stocker zur Einwilligung zu bewegen.

Wäre M. Jardin nicht ein ebenso feiner als höflicher Mann gewesen, so würde er — davon bin ich überzeugt — vor Freude einen Luftsprung gethan haben, als ich ihm

mein Zugeſtändnis gemacht hatte. Er lief auf der Stelle zu Denniſton und Stoker. Welche Künſte er bei ihnen anwandte, weiß ich nicht, denn beide Kollegen waren merkwürdig zurückhaltend darüber, ich vermute jedoch, daß der ſchlaue Franzoſe ihren menſchenfreundlichen Sinn und ihre Ritterlichkeit in überſchwenglichen Worten pries, ſie bei der Eitelkeit faßte, und mit hinreißender Beredſamkeit die Anmut und Lieblichkeit der bedauernswerten ſpaniſchen Schönheit ſchilderte. Jedenfalls, wie immer er es auch anſtellte, ihre Einwilligung zur Mitreiſe der Donna zu erlangen, Denniſton und Stocker ließen ſich breit ſchlagen, und ich mußte mich fügen.

Die Pferde, auf denen wir die Reiſe antreten ſollten, ſtanden ſchon vor unſerer Thür, als M. Jardin die ſchöne Spanierin heranführte und uns ihr vorſtellte. Ich hoffe, man wird mich nicht für unhöflich halten, wenn ich geſtehe, daß wir alle drei dabei ſehr lange Geſichter machten. Daß die Dame in ihrer Jugend ſchön geweſen ſein mochte, will ich nicht beſtreiten, offenbar aber hatte gerade ihr ganz beſonderer Schönheitsſtil den Verheerungen der Zeit nicht widerſtanden; auf jeden Fall bezweifle ich, ob irgend ein Mann in ganz Erzerum, außer dieſem hinterliſtigen Franzoſen, imſtande geweſen ſein würde, etwas Schönes an der Dame zu entdecken, die wohl nicht ohne Vorbedacht erſt im allerletzten Augenblick unſerer Obhut übergeben wurde. Es blieb uns aber nun nichts übrig, als möglichſt gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Wir hißten die Holde auf den Packſattel ihres Pferdes, beſtiegen dann

ſelbſt unſere gleich unbequemen Sitze und traten unſeren traurigen Zug an.

Mit ganz beſonderer Herzlichkeit nahmen wir von Pizareff Abſchied, der uns wirklich ein aufrichtig ergebener, lieber Freund geworden war. Gegen dreißig bis vierzig andere ruſſiſche Offiziere waren gekommen, uns Lebewohl zu ſagen, und auch von ihnen ſchieden wir unter den freundſchaftlichſten Verſicherungen. Lachend wünſchten ſie, uns einſt in Indien wiederzuſehen, woſelbſt ſie die britiſche Armee aufzuſuchen hofften, und wir beteuerten, daß ſie uns alsdann dort finden ſollten. Hierauf riefen wir uns noch ein letztes Lebewohl zu und wandten die Köpfe unſerer Roſſe, die durchaus keine Ungeduld verrieten, gen Trapezunt.

Unſere Geſellſchaft beſtand aus Denniſton, Stoker, Moriſot, Williams, unſerem getreuen Dragoman, und mir, und endlich — ſchrecklichen Angedenkens — aus der Witwe. Wir hatten zwölf Pferde gemietet mit dem Abkommen, dem Führer der Karawane pro Pferd vier Pfund zu entrichten. Im ganzen zählte die Karawane etwa fünfzig Pferde. Außer dem Führer, einem Perſer mit echtem Gaunergeſicht, begleiteten uns noch fünfzehn Kerle, von denen einer immer verdorbener, ſchmutziger und verhungerter ausſah als der andere. Somit ahnten wir gleich beim Antritt der Reiſe, daß dieſelbe keine beſonders angenehme ſein würde, die Wirklichkeit übertraf aber noch bei weitem alle unſere Befürchtungen, und ſollte mich wieder einmal jemand bitten, auf einer Reiſe über Land eine Witwe mitzunehmen, ſo wird eine leiſe Stimme mir warnend zuflüſtern: „Nimm dich in acht! Gedenke an Erzerum und die ſpaniſche Donna!“

Auf einem Packsattel zu sitzen, der aus zwei, durch Scharniere verbundenen Holzplatten besteht, die dachförmig auf dem Pferde liegen, gehört keinesfalls zu den Annehmlichkeiten des Lebens, und die Donna, welche genötigt war als Herr zu reiten, schrie schon nach kaum hundert Metern Wegs derartig Zeter und Mordio, daß wir halten mußten. Aus einem alten Sack, den wir mit Heu ausstopften, verfertigten wir ein Sattelkissen, und unser Plagegeist atmete erleichtert auf, als er dieses Polster zwischen seiner mißhandelten Anatomie und den harten Brettern fühlte. Darauf ging der Marsch weiter und die Pferde schritten, eins hinter dem andern, der ersten Station entgegen, die zwischen uns und dem hundertundachtzig Meilen fernen Meer lag.

Wir verließen Erzerum am 31. März mit der Absicht, den am 10. April von Trapezunt abgehenden Messagerie-Dampfer ‚Simois' zur Ueberfahrt zu benutzen. Bei selbst nur mäßigen Tagemärschen durften wir hoffen, noch drei bis vier Tage vor Abfahrt des Dampfers einzutreffen, und also noch genügend Zeit zu haben, uns von den Strapazen der Reise zu erholen, ehe wir an Bord gingen. Wir hatten aber die Rechnung ohne den Wirt, oder vielmehr in diesem Fall, ohne die Donna gemacht. Ihre Fertigkeit im Bereiten von Aufenthalten und Schwierigkeiten war wahrhaft erstaunlich. Sie sprach jede kontinentale Sprache, mit Ausnahme von englisch, gleich geläufig, und ihr Wörterschatz in jeder derselben war geradezu überraschend. Tag und Nacht, volle vierzehn Tage hindurch, ergoß ihre schrille Fistelstimme sich in einem nie versiegenden Strom von Beschwerden, Schmähungen, Klagen und Vorwürfen. Der Re-

frain war immer derſelbe: Niemand begriff, was ſie erduldete, niemand hatte auch nur eine Spur von Verſtändnis und Mitgefühl für ihre Leiden, niemand hatte ein Herz für die arme verlaſſene Witwe. Sobald ſie ihre Klagen beendet hatte, begann ſie in ihrer edlen Mutterſprache zu ſchimpfen, und wenn ſie die Hilfsmittel dieſer erſchöpft hatte, griff ſie zur Sprache der beſten Hausknechte aller Hauptſtädte Europas. Wir entdeckten zu ſpät, daß unſere Donna keine Heldin war, und daß ſie niemals etwas davon gehört hatte, wie edel es ſei, zu dulden ohne zu klagen.

Mehrere Kilometer von Erzerum kamen wir in das Dorf Jlidja, welches von den Ruſſen beſetzt war. Wir hielten dort eine halbe Stunde Raſt und tranken mit einer Geſellſchaft heiterer Offiziere, die in dem einſamen, gottverlaſſenen Neſt ſich den Humor ſo gut als möglich zu erhalten ſuchten, ein Glas Wein. Auf einem Düngerhaufen zählten wir 11 tote Ruſſen und ſchloſſen daraus, daß ſich der Typhus nicht auf Erzerum beſchränkt hatte.

In Purnekapan angelangt, nächtigten wir daſelbſt mit der Abſicht, am nächſten Morgen ſehr früh aufzubrechen, um den Kopdaghpaß zu überſchreiten, ehe die Sonne die harte Schneekruſte des Weges erweichte. Es erhob ſich jedoch ein ganz unerwartetes Hindernis; unſer Führer verweigerte unter dem Vorwand, ſeine Pferde müßten einen Tag ruhen, den Weitermarſch. Umſonſt gaben wir gute Worte, drohten, wurden grob, nichts verſchlug bei dieſem hart geſottenen Spitzbuben. Es war gerade, als wenn der Kerl plötzlich verrückt geworden wäre, ſo völlig unempfindlich blieb er all unſeren Vorſtellungen gegenüber. Endlich fand ich aber

doch ein Mittel, welches ihn kurierte und geschmeidig machte. Im Orte lag ein türkisches Regiment. Ich suchte den Oberst desselben auf und klagte ihm unsere Not. Er ließ sich den Perser kommen und sagte ihm mit einer nicht mißzuverstehenden Bewegung seines Revolvers, daß es für die Karawane die höchste Zeit sei, aufzubrechen. Der alte Bursche war nunmehr auch plötzlich so überzeugt hiervon, daß er unverweilt den Wink befolgte. Indessen hatte doch das ganze Hin und Her viel Zeit gekostet. Bevor wir den Aufstieg begannen, war es 11 Uhr geworden, und die Sonnenstrahlen hatten ihre Wirkung auf den Weg schon geübt.

Nie habe ich etwas Aufregenderes durchgemacht, wie die Erklimmung dieses Passes. An vielen Stellen war der in den Fels gehauene Pfad, welcher sich am Berge emporwand, nur wenige Fuß breit. Während wir langsam und vorsichtig darauf hinzogen, spannte die Gefahr jeden Nerv und jeden Sinn aufs äußerste. Es traten entsetzliche Momente ein. Nur tastend schritten die Pferde über die schlüpfrige Schneedecke. Oft mußten Stimme und Peitsche der persischen Treiber ein zaghaft stehenbleibendes Packtier vorwärtsdrängen; dabei kam es vor, daß dasselbe dicht am Rande des Abgrundes ins Gleiten geriet, einige Sekunden mächtig rang, dann aber haltlos in die Tiefe stürzte. Das war ein Anblick, bei welchem einem das Herz bis in den Hals hinauf klopfte. Bevor wir die Höhe des Passes erreichten, verloren wir auf diese Weise drei Pferde samt dem Gepäck, welches sie trugen. Zu meinem großen Kummer war auch ich bei einem dieser Abstürze wesentlich beteiligt. Ich büßte dabei alle meine Geschenke ein, die ich

meinen Freunden mitbringen wollte: schöne Türkisen aus den Minen von Tiflis, russisches Pelzwerk, Zigarrentaschen aus Juchtenleder und Andenken, die ich von den warmherzigen Offizieren in Erzerum erhalten hatte. Alles dies liegt nun seit Jahren mit dem verunglückten Packpferd in einem der schaurigen Abgründe, tief unter der Kopdagh-Spitze, begraben. Glücklicherweise kamen wenigstens keine Menschenverluste vor. Als wir auf dem Höhepunkt unseres Aufstieges anlangten, 6000 Fuß über dem Meeresspiegel, fehlte keiner aus unserer Gesellschaft. Auch die Witwe lebte noch — und zwar sehr — denn obgleich vor Kälte halb erstarrt, vor Ermüdung wie betrunken und halb tot gerüttelt und geschüttelt auf ihrem Heukissen, war doch ihr Mundwerk noch gut im Gange und sie, wie es in einem griechischen Schauspiel heißt: „voller Stöhnen und nicht beraubt der Thränen."

Kurz vor unserer Ankunft auf dem Gipfel des Berges, auf dem ein Schutzhaus stand, in welchem wir rasteten, hatte ich eine Türkin bemerkt, die langsam und mühselig vor uns herschlich, am Schutzhaus aber vorüberging. Nachdem wir unseren Marsch wieder angetreten hatten, fielen mir Spuren im Schnee auf, die abseits des Weges führten und offenbar von ihr herrührten. Ich machte Williams darauf aufmerksam und dieser, neugierig, wohin sie gegangen sein könnte, machte sich auf die Verfolgung ihrer Fährte. Nach Verlauf von etwa zehn Minuten kehrte er lachend zurück und erzählte, daß während unseres Aufenthaltes im Schutzhause, in einem in der Nähe befindlichen Schuppen ein kleiner Türke zur Welt gekommen und die

Mutter schon wieder nach dem nächsten Dorfe unterwegs wäre. Man darf hieraus wohl mit Sicherheit schließen, daß diese abgehärteten türkischen Frauen der Berge Kleinasiens die Beschwerden der Mutterschaft sehr leicht tragen.

Große Schwierigkeiten bereitete uns während dieser ereignisreichen Reise die Auftreibung von Lebensmitteln. Die türkischen Truppen hatten überall ziemlich reinen Tisch gemacht, und hätten die Dorfbewohner es nicht verstanden, einen Teil ihrer spärlichen Vorräte vor den Fouragierungs-Kommandos zu verbergen, so würde es schlecht um uns bestellt gewesen sein. Manchmal gelang es mir, Zwiebeln und Eier zu bekommen. Mit diesen Delikatessen stopfte ich mir dann die Taschen voll, genoß sie roh, und fand in ihnen eine ebenso kräftige als nahrhafte Kost. Als wir das Dorf am Fuße des Kopdagh erreichten, wo wir die Nacht über bleiben wollten, hatten wir alle wütenden Hunger. Sofort nach einem Braten umherspähend, entdeckte ich ein hübsches Zicklein. Es war ein sehr niedliches kleines Tier und sprang und bockte lustig herum. Ich kam mir wie ein Barbar vor, aber der Hunger that doch zu weh. Kurz entschlossen, glitt ich von meinem Pferd und näherte mich dem Böckchen so freundlich, daß es allen Argwohn aufgab. Dann packte ich es am Ohr, zog mein großes Einschlagmesser und schnitt ihm die Kehle durch. Nachdem ich es kunstgerecht abgehäutet und gereinigt hatte, übergab ich es Williams, welcher ein vortreffliches Ragout davon bereitete. Dem Besitzer des Zickleins zahlte ich den hohen Preis von einer türkischen Lira für den ihm zugefügten Verlust, denn

das Böckchen war herrlich zart und saftig und schmeckte ähnlich wie Wildbret.

Wir hätten unter den günstigsten Umständen nicht schnell reisen können, aber selbst die widrigsten Verhältnisse würden uns nicht so viel Zeit gekostet haben, als wir durch die spanische Witwe einbüßten. Fortwährend hatten wir Plage mit ihr. Bei der Ueberschreitung des Kopdaghpasses fiel sie allein fünfmal vom Pferde. Und zwar geschah das immer auf dieselbe Weise, nämlich wenn — wie es uns fast allen ab und zu erging — die Hinterbeine des Pferdes einmal bis zu den Sprunggelenken in den Schnee versanken, während die Vorderbeine festen Fuß behielten. Momentan bildete dann der Rücken des Tieres mit der Oberfläche des Bodens einen Winkel von fünfundvierzig Grad, und jede solche Gelegenheit benutzte die Witwe zu einer Rutschpartie über den Schwanz des Pferdes in den Schnee. Sie führte dieses Manöver stets so schnell aus, daß der arme Williams, den ich, sehr zu seinem Verdruß, damit beauftragt hatte, auf sie zu achten, immer erst dazukam, wenn sie schon unten lag. Der Anblick, den die mittelalterliche, gelbe Person in blauer Brille und kurzen Röcken gewährte, während Williams bemüht war, sie wieder aufzulesen, wäre für uns ein viel größeres Gaudium gewesen, wenn sich der Spaß nicht so oft wiederholt hätte.

Große Unbequemlichkeiten bereitete die schreckliche Person uns auch betreffs der nächtlichen Rast. In der Regel war es sehr schwer Unterkommen zu finden und immer mußten wir zuerst für sie bedacht sein, ehe wir an uns denken konnten. Einst kamen wir in ein Dorf, wo absolut

nur zwei Schlafstellen aufzutreiben waren. Davon mußten wir natürlich die eine unserem Quälgeist überlassen, während wir andern sehen konnten, wie wir uns mit der zweiten abfanden. Es war dies kein lauschiges Schlafkämmerchen mit französischen Bettstellen, Barchentvorhängen an den Fenstern und Kletterrosen an der Außenmauer, nein, es war ein Hundeloch in des Wortes verwegenster Bedeutung und außerdem eine Totenkammer. Beim Betreten zeigten sich uns vier rohe Lehmwände mit gleichem Fußboden und in der einen Ecke, auf einer Schicht schmutzigen Strohes, die Leichen zweier an Pocken gestorbenen türkischen Soldaten. Was blieb uns aber übrig! So scheußlich es war, so müde waren wir auch. Wir trugen die Leichen hinaus, und warfen uns, trotz allen Eckels, auf das widerwärtige Lager der Toten.

So reisten wir Tag für Tag weiter, während des Marsches auf jede Art strapaziert, und während der Nacht erbärmlich untergebracht. Dazu kam, daß unsere Augen, obwohl wir alle blaue Brillen trugen, durch den blendenden Schnee sehr litten, und die Sonne auf unseren Gesichtern gräßliche Blasen zog. Mit unserem Führer und seinen Leuten hatten wir fortwährend unsere liebe Not. Ersterer wollte beständig, ohne Grund, einen Tag überschlagen, um seinen Pferden Ruhe zu gönnen, und letztere bestahlen uns, sowie sich ihnen eine Gelegenheit dazu bot. Ich glaubte mich eigentlich in letzterer Beziehung ziemlich sicher, nachdem fast alle meine Habseligkeiten in den Abgrund gestürzt waren, indessen die Spitzbuben fanden doch noch etwas heraus, nämlich zwei herrliche Katzen aus der Provinz Van. Ich hatte diese Tiere, welche den persischen Katzen sehr ähnlich waren, in

Erzerum gekauft und für ihren in einer Holzkiste stattfindenden Transport ein besonderes Packpferd gemietet. Wenige Tage vor unserer Ankunft in Trapezunt waren diese prächtigen Tiere plötzlich verschwunden. Der eine Treiber behauptete allerdings, sie wären in der Nacht aus der Kiste entschlüpft, natürlich hatte er sie aber irgendwo untergebracht, um sie demnächst gegen Piaster umzutauschen.

Als wir die Region des Schnees verlassen hatten und immer tiefer steigend, uns dem Endziel unserer Reise näherten, kamen wir in einen schön bewaldeten Landstrich, der im ersten Schmuck des Frühlings prangte. Die Abhänge waren übersät mit bunten Blumen, unter denen mir besonders rosenrote Alpenveilchen und ein blau blühendes Zwiebelgewächs auffielen, welches ich bisher noch nirgends gesehen hatte. Endlich betraten wir auch die Allee von Birnbäumen, deren saftige reife Früchte mich vor sechs Monaten labten, und die jetzt in voller Blüte stand. Was hatte ich in dieser Zeit nicht alles erlebt! All das Elend, welches mein Auge geschaut, die vielen hundert Tote, die es gesehen, die Krankheit, die mich selbst an den Rand des Grabes geführt hatte, alles erschien mir jetzt unter der Fülle des Lieblichen, das mich umgab, wie ein böser Traum. Jetzt war der Krieg beendet, der Winter vorüber, und der zarte Duft der weißen Birnenblüten mischte sich mit den ersten schwachen Düften, welche uns eine angenehme Brise von den Gestaden des Schwarzen Meeres entgegentrug.

Endlich in Trapezunt.

Sechzehntes Kapitel.

Schluss.

In Trapezunt behielten wir nur Zeit für einen kurzen Besuch bei Mr. Biliotti, um ihm noch einmal für seine uns vielfach erwiesene Güte zu danken. Darauf begaben wir uns an Bord des ‚Simois', welcher bereit lag, seine Taue loszuwerfen und nach Konstantinopel zu dampfen.

Unsere spanische Witwe blieb sich bis zuletzt treu. Die Mühsal der Reise hatte ihre Stimmung nicht verbessert. Als wir es ganz entschieden ablehnten, ihre Passage nach Konstantinopel zu bezahlen, verschrie sie uns in Trapezunt in allen Gassen. Sie war in der That das Phänomen eines undankbaren Weibes.

Konstantinopel fanden wir wegen der Anwesenheit der Russen in San Stefano in großer Aufregung. Pera glich fast einer russischen Stadt. Jeden Tag konnte man Hunderte von Russen, die von San Stefano herübergekommen waren, in den Straßen flanieren sehen.

Die englische Philanthropie entfaltete sich zu dieser Zeit ebenso edelmütig, wie während des ganzen Krieges; englisches Gold floß reichlich sowohl zum Besten der großen Zahl notleidender Flüchtlinge aus den occupierten Provinzen, wie auch zur Pflege der Kranken und Verwundeten. Wir gewannen einen Einblick in ein ganzes Netz von Wer-

ken der Barmherzigkeit, die mittelst einer großen, von der Baronesse Burdett-Coutts gespendeten Summe gestiftet worden waren, und lernten auch ihren Bevollmächtigten und späteren Gemahl Mr. William Ashmead-Bartlett kennen. Er lag, als wir eintrafen, im englischen Hospital an einem typhösen Fieber krank, welches er sich bei seinem aufopferungsvollen Walten geholt hatte. Sein Bruder, der jetzige Sir Ellis Ashmead-Bartlett war bei ihm. Stoker und ich besichtigten alle von dem Gelde der Baronesse zeitweilig ins Leben gerufenen Anstalten und lieferten einen Bericht über dieselben.

Sir Ellis Ashmead-Bartlett verdanke ich die Bekanntschaft mit einer reizenden Amerikanerin, welche seitdem einen großen Ruf durch ihre Erfolge auf der Bühne gewann. Als ich sie zum erstenmal sah, war sie eine außergewöhnlich schöne Erscheinung und gerade mit ihrem Mann auf der Hochzeitsreise. Dieser hatte ein sehr distinguiertes Aussehen, aber ein etwas zurückhaltendes Wesen, während die junge Frau, etwa zwanzig Jahre alt, ein Musterbild lieblicher Weiblichkeit war. Jeder Blick ihrer heiter blitzenden Augen, und jede Linie ihrer zart geformten Gestalt verriet sprühendes Leben und Jugendlust. Sir Ellis Ashmead-Bartlett und ich verkehrten zwei Wochen hindurch mit dem jungen Ehepaar. Wir frühstückten oft mit demselben zusammen und beteiligten uns an verschiedenen Partien auf dem Bosporus. Die blauen Wasser der Meerenge lachten mit den munteren Augen der schönen Amerikanerin um die Wette, während Europa in höchster Spannung den Spruch — ob Krieg, ob Frieden — erwartete. Ich traf die B—p—s noch ein-

mal an Bord des Dampfers, der mich von Konstantinopel entführte. Dann trennten sich unsere Lebenspfade, und ich hatte die muntere Amerikanerin beinahe vergessen, als ich eines Abends, vor zwei Jahren, das Prinzeßtheater in Melbourne besuchte, um Sardous großes Schauspiel ‚La Tosca' zu sehen. Da erkannte ich in der Darstellerin der Titelrolle zu meinem größten Erstaunen Mrs. —B—P—

Osman Pascha war, nachdem er Kriegsgefangener in Rußland gewesen, mit Beendigung des Krieges nach der Türkei zurückgekehrt, und ich ging in das Seraskierat, um ihm meine Aufwartung zu machen. Er war niemals sehr mitteilsam und aufmunternd im Verkehr gewesen, und der Lauf der Ereignisse schien sein Aussehen noch strenger gemacht und die ihm eigene Zurückhaltung noch erhöht zu haben. Indessen empfing er mich doch sehr freundlich und hörte auch anscheinend all dem mit Interesse zu, was ich ihm über unsere Wirksamkeit in Erzerum erzählte. Schließlich empfahl ich mich mit der Bitte, mir sein hohes Wohlwollen bewahren zu wollen, und der Versicherung, eine so große Hochachtung und Bewunderung für den türkischen Soldaten gewonnen zu haben, daß ich meine Kräfte gern wieder zur Verfügung stellen würde, falls die Türkei von neuem in einen Krieg von größeren Dimensionen verwickelt werden sollte.

Der liebe, alte Hassib Bey, mein Chefarzt in Plewna, war ganz ergriffen, als er mich wiedersah, und wir plauderten lange von den miteinander durchlebten Zeiten.

Tewfik Pascha, der Skobeleff der türkischen Armee, wohnte in Galata, und ich begab mich deshalb dorthin, um

mich auch bei ihm zu verabschieden. Als ich in sein Zimmer trat, umarmte er mich in tiefer Bewegung. Bei dem gegenseitigen Austausch von Erinnerungen sprach ich meine Verwunderung aus, daß er, der sich stets so exponiert hätte, ganz heil davongekommen wäre, er sei mir immer wie gefeit gegen jede Kugel vorgekommen. Da lächelte er und befahl dem im Zimmer anwesenden Diener, den Rock zu bringen, den er bei allen Gefechten getragen hatte. Seiner Aufforderung folgend betrachtete ich denselben näher und zählte nicht weniger als elf Kugellöcher. In einigen Fällen hatte ja ohne Zweifel eine Kugel zwei Löcher gemacht, immerhin aber war der Tod oft genug um Haaresbreite an dem tapferen Soldaten vorübergegangen.

Morisot und ich erhielten eines Tages von mehreren russischen Offizieren eine Einladung zu Tisch nach San Stefano. Zu meinem lebhaftesten Bedauern war ich behindert derselben Folge zu leisten und so entging mir die einzige Gelegenheit, die sich mir jemals bot, den berühmten Skobeleff kennen zu lernen, der sich damals auch in San Stefano befand. Morisot war ein entzückender Gefährte und jetzt, wo kein Krankendienst mich mehr fesselte, hatte ich reichlich Zeit seine Gesellschaft zu genießen. Sein Leben war höchst bewegt und interessant gewesen. Während des deutsch-französischen Krieges unter Bazaine in Metz eingeschlossen, wurde er nach der Kapitulation mit anderen Kriegsgefangenen nach Stettin geschickt. Obgleich hier scharf bewacht, gelang es ihm, bei seiner völligen Beherrschung der englischen Sprache, in einer dunklen Nacht zusammen mit einem Kameraden in einem Segelboot auf einen schottischen Schoner zu ent-

kommen. Der Schiffer, der ein Irländer war, ä broaw Moan us Glaske, und die Pruſchiens tödlich haßte, nahm die beiden Flüchtlinge mit Begeiſterung auf und landete ſie in Kopenhagen, wo ihnen faſt eine Ovation bereitet wurde. Noch lag Schleswig-Holſtein zu friſch im Gedächtnis der Dänen, um nicht zwei Männern Sympathien zu zeigen, die gegen Deutſchland gefochten hatten. Moriſot ging ſpäter nach England und bei Ausbruch des ruſſiſch-türkiſchen Krieges trieb ihn ſein unruhiger Geiſt nach Konſtantinopel. Bald nach Abſchluß des Friedens fand ſeine echte Abenteurer-Natur ein neues Feld für ſeinen Thatendurſt. Ein alter Hiſtoriker hatte mir einſt geſagt: ex Afrika semper aliquid novi, und die Wahrheit dieſes Ausſpruches, ſelbſt noch für die heutige Zeit anerkennend, ging der feurige, junge Franzoſe nach dem Kap.

Mich beſchlich jetzt das Gefühl, daß es hohe Zeit für mich wäre, nach all dem Sturm und Drang des Krieges in ein ruhigeres Fahrwaſſer zu ſteuern, und als eines Tages ein Brief meiner Mutter aus England eintraf, packte ich, kurz entſchloſſen, meine Koffer, und begab mich an Bord des Poſtdampfers Gamboge. Hier traf ich Admiral Sir William Hewitt, von dem ich und meine Kollegen, ehe wir nach Erzerum gingen, ſo freundlich an Bord ſeines Schiffes ‚Achilles‘ aufgenommen wurden. Ich hatte das Vergnügen, mit ihm während der Fahrt dieſelbe Kabine zu bewohnen.

In Smyrna ſuchte ich meinen alten Freund und Gönner Mr. Zohrab und ſeine Frau auf. Mrs. Zohrab war eine liebe, ſeelensgute, mir wahrhaft mütterlich geſinnte

Dame, und als sie mich jetzt wiedersah, überwältigte sie die Erinnerung an all das Unglück, welches so viele ihrer dortigen Freunde betroffen hatte, derart, daß sie ihre Arme um meinen Hals schlang und in Thränen ausbrach. Natürlich mußte ich bis ins Kleinste berichten, was alles ich in Erzerum durchgemacht hatte, und Mr. Zohrab war auch vornehmlich begierig zu hören, ob wir uns in seinem Hause behaglich gefühlt und wie wir dort gelebt hätten. So erzählte ich ihm denn, welche Ehre wir seinen uns hinterlassenen Vorräten, sowie besonders seinem Weinkeller, angethan, und welch entzückende kleine Feste wir, dank seiner reichen Hinterlassenschaft, mit russischen Offizieren gefeiert hätten. Je lebhafter ich aber hierbei in meiner Schilderung wurde, desto länger sah ich sein Gesicht werden. Der arme, alte Zohrab! Er hörte mir wohl ungefähr mit denselben Gefühlen zu, die den Ulysses bewegt haben mochten, als die Freier der Penelope so vermessen auf seine Kosten schwelgten und der liebliche Duft des bratenden Ochsen seine königlichen Hallen durchzog.

Außer Mr. Zohrab sah ich in Smyrna auch Zara Dilber Effendi, den unübertrefflichen Arrangeur des unvergeßlichen Festes wieder, welches Osman Pascha in Widdin gab. Ich verlebte einen ganzen Nachmittag mit ihm, und die Unterhaltung mit diesem vornehmen, würdevollen Herrn ließ die erste Zeit meines Aufenthaltes auf türkischem Boden noch einmal an mir vorüberziehen. Sein Gesicht war beinahe das letzte, welches ich sah, bevor ich mich wieder an Bord begab, um dieses wunderbare Land für immer zu verlassen, in dem ich neben der ausgesprochensten Romantik

und Ritterlichkeit ſoviel Elend und Barbarei kennen gelernt hatte.

Als ich in London eingetroffen war, fand ich alle Welt erfüllt von den Nachklängen des Krieges und von dem geſpanntesten Intereſſe für den Ausgang der ſchwebenden, den politiſchen Horizont verdüſternden Friedensunterhandlungen. Die Muſikhallen, in denen man den Pulsſchlag der populären Gefühle am beſten zu beurteilen vermag, waren jeden Abend mit Zuhörern überfüllt. Lärmend wurden alle patriotiſchen Geſänge applaudiert und immer aufs neue da capo gefordert, ganz beſonders aber ‚Die Ruſſen ſollen dich nicht haben, Konſtantino—o—pel‘.

Eines Abends ſchlenderte ich in das neugebaute Canterbury-Variété-Theater, welches infolge der Neuheit eines verſchiebbaren Daches, ſowie eines Programms, welches Scenen aus dem eben beendeten Feldzug aufwies, Abend für Abend die Menge anzog. Auch die Einnahme der Griwiza-Redoute durch die Ruſſen wurde vorgeführt, und ich betrachtete mit ganz eigenen Gefühlen die Helden, die ſich da auf die Bajonette aus Papiermaché ſtürzten. Die Scene ſpielte ſich unter ungeheurer Pulververſchwendung ab und wurde vom Publikum ſtürmiſch applaudiert. Nach der Vorſtellung ſchickte ich meine Karte an Mr. Villiers, den Beſitzer des Theaters, mit dem Wunſche, ihn zu ſprechen. Ein großer, gut ausſehender Mann, der den auserwählten Geſellſchaftsanzug eines wohlhabenden Theaterdirektors und einen prachtvollen Diamanten als Buſennadel trug, erſchien und fragte mich nach meinem Begehr. Darauf hörte er mir ſchweigend zu, als ich ihm Komplimente über die wahr-

heitstreue Darstellung machte, wobei ich aber gleichzeitig einfließen ließ, daß da und dort die Inscenierung für den, der die Wirklichkeit gesehen hätte, einige kleine Mängel enthielte. Hierauf stellte ich mich ihm als den einzigen Engländer vor, der an den Kämpfen persönlich teilgenommen habe und erbot mich, ihm einige Winke zu geben, welche geeignet sein würden, die historische Treue der Darstellung zu erhöhen, ohne der dramatischen Wirkung irgend welchen Abbruch zu thun. Mr. Villiers, beiläufig, der Onkel meines Freundes Fred Villiers, des Kriegskorrespondenten, schien aber durchaus nicht, wie ich erwartet hatte, von meiner Mitteilung und meinem Anerbieten enthusiasmiert zu sein. Er blieb völlig kalt. Sein Benehmen war mir unbegreiflich, wurde mir aber gleich klar. „Hm, Sir," begann er, mir gerade ins Gesicht sehend und seine dicke goldene Uhrkette zwischen den Fingern drehend, „ich bin weit entfernt davon, Ihnen nicht zu glauben, indessen, nehmen Sie's nicht übel, Sie sind jetzt schon der elfte Augenzeuge der Kämpfe um Plewna, der mir seine gütige Unterstützung zur Hebung meiner Vorstellungen anbietet." Ich war ganz geknickt, zog mich devotest aus der hohen Gegenwart dieses Bühnen-Potentaten zurück und überlegte, ob ich eigentlich wirklich jemals in Plewna gewesen war.

Daß viele Betrüger umherliefen und Mr. Villiers Grund hatte, Mißtrauen gegen Menschen meines Gelichters zu hegen, entdeckte ich bald selbst. Ich reiste zufällig einige Tage später nach Schottland. Ein vornehm aussehendes Individuum stieg zu mir ins Coupé und wir begannen bald über das Thema des Tages zu sprechen. Dabei lenkte der

Fremde sehr geschickt die Unterhaltung auf den russisch-türkischen Krieg und teilte mir mit, daß er, obgleich Engländer, doch unter Osman Pascha in der türkischen Artillerie gedient und die Belagerung von Plewna mit durchgemacht hätte. Ich ließ ihn eine volle Viertelstunde reden und seine erdichteten Heldenthaten berichten, dann aber fuhr ich ihm in die Parade: „Sir, es hat wirklich etwas Komisches, daß Sie gerade an mich geraten, gerade mir ihre Geschichten aufbinden mußten; ich befand mich als Arzt mehrere Monate hindurch in Plewna und lernte dort jeden Artillerie-Offizier kennen, Sie aber waren nicht darunter.“ Niemals sah ich einen Entlarvten in größerer Verlegenheit, der Mann machte auch nicht einmal den Versuch einer Widerrede. Er war klug genug zuzugeben, daß es ihm Scherz gemacht habe, mich anzulügen, weil er mit den Verhältnissen in der Türkei durch eine früher in derselben unternommenen Reise ziemlich vertraut geworden sei.

* * *

Hiermit schließe ich meine Aufzeichnungen. Als letztes Wort aber drängt es mich, noch einmal meiner hohen Bewunderung für die soldatischen Vorzüge der türkischen Armee Ausdruck zu geben. Unverzagt im Unglück, klaglos unter den furchtbarsten Leiden, guten Muts in jeder Lage, zeigten Offiziere wie Gemeine während des ganzen Feldzugs den Charakter wahrer Helden. Ich brauche kaum zu sagen, wie nach einer derart gewonnenen Anschauung mir jetzt der Gedanke um so schmerzlicher ist, daß dieselben Menschen, die mir beinahe ideal erschienen, mit denen ich

faſt zwei Jahre in vertrauteſter Kameradſchaft lebte, mit denen ich kämpfte und litt, deren Siegesrauſch ich ebenſo lebhaft teilte, wie ich ihre Niederlage bitter empfand, nunmehr ſolche Abſcheulichkeiten verübt haben ſollen, wie das Jahr 1896 ihnen zumißt. Wohl hat ſich hierdurch ein ſchwarzes Gewölk über die Türkei verbreitet, doch kann ich durch dasſelbe immer noch die glänzenden Sterne unterſcheiden, und nie werde ich aufhören mit gerechtem Stolz auf das hohe Ehrgefühl, den unerſchrockenen Mut, die unerſchütterliche Treue und hingebende Vaterlandsliebe Jener zurückblicken, die in unvergeßlichen Tagen meine Waffengefährten waren.

Robert Lutz, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Bismarck-Anekdoten.

Heitere Scenen, Scherze und Charakterzüge aus dem Leben des **ersten deutschen Reichskanzlers.**

Bearbeitet von

fr. Schmidt-Henniger.

4. vermehrte Auflage.

15 Bogen. Preis geheftet Mk. 2,50, eleg. in Leinwand gebunden Mk. 3.50.

Das Buch enthält eine Fülle von Anekdoten, angefangen mit Bismarcks früheſter Jugend und fortgeführt bis an ſeinen Lebensabend, und feſſelt den Leſer von Anfang bis zu Ende. Der Charakter des großen Deutſchen Bismarck kann dem Leſer nicht beſſer offenbart oder näher gerückt werden als durch dieſe zahlreichen kleinen Züge.

Humor Friedrichs des Grossen.

Anekdoten, heitere Scenen und charakteriſtiſche Züge aus dem Leben **König Friedrichs II.**

Bearbeitet von

fr. Schmidt-Henniger.

5. vermehrte Auflage.

12 Bogen. Preis geheftet Mk. 2.—, elegant in Leinwand gebunden Mk. 3.—.

Verlag von **Robert Lutz** in **Stuttgart.**

Mark Twains Humoristische Schriften.

Illustrierte Ausgabe in 6 Bänden. Preis brosch. M. 14.—, eleg. in Lwd. geb. M. 20.—.

Einzelne Bände kosten M. 2.50 brosch., M. 3.50 gebunden.

Gewöhnliche Ausgabe i. 6 Bänden. Preis brosch. M. 10.—, eleg. in Lwd. geb. M. 13.50.

Einzelne Bände kosten M. 1.80 brosch., M. 2.50 gebunden.

Inhalt der 6 Bände: I. Tom Sawyers Abenteuer und Streiche. — II. Huckleberry Finns Abenteuer und Fahrten. — III. Skizzenbuch. — IV. Leben auf dem Mississippi. — Nach dem fernen Westen. — V. Im Gold- und Silberland. — VI. Reisebilder und verschiedene Skizzen.

—o **Jeder Band ist einzeln käuflich.** o—

Als Fortsetzung zu den **„Humoristischen Schriften"** sind drei neue Werke Mark Twains erschienen:

Meine Reise um die Welt. 30 Bogen mit Porträt. Preis brosch. Mk. 5.—, eleg. in Lwd. geb. M. 6.—.

„Querkopf Wilson" und „Wie die Stadt Hadleyburg verderbt wurde." Zwei Erzählungen. 24 Bogen. Preis brosch. M. 2.50, eleg. in Lwd. geb. M. 3.50.

Adams Tagebuch und andere Geschichten. 16 Bogen. Preis brosch. M. 2.—, in Lwd. geb. M. 3.—.

Verlag von **Robert Lutz** in **Stuttgart.**

Memoirenbibliothek

Erste Serie, 15 Bände

Jeder Band ist einzeln käuflich.

✱

Die Verlagshandlung hat sich die Aufgabe gestellt, in dieser Sammlung vorzügliche Memoirenwerke zu vereinigen, welche sich durch gediegenen und interessanten Inhalt, sowie durch anmutige Form auszeichnen. Die gute Aufnahme, welche die bisher gebrachten Werke gefunden haben, veranlasst die Verlagshandlung zur Herausgabe einer weiteren Serie; s. letzte Seite.

Die Werke von Boyen, Bourgogne, Marbot und Ryan eignen sich insbesondere auch für die reifere Jugend.

Ausführliche Prospekte
über jedes einzelne Werk stehen zur Verfügung.

General Marcellin de Marbot.

General Marbot

Memoiren 1789—1815

Deutsche Ausgabe nach der 40. Auflage des Originals.

3 **Bände**, 70 Bg. m. Porträt, brosch. Mk. 13.50, geb. Mk. 16.50.

I. Band: Genua — Austerlitz — Jena — Eylau. **II. Band:** Madrid — Aspern — Torres-Vedras. **III. Band:** Polozk — Beresina — Leipzig — Waterloo.

Es dürfte dem hochinteressanten Werke zur besonderen Empfehlung gereichen, dass es eine **Lieblingslektüre des Fürsten Bismarck** in seinen letzten Jahren gewesen ist.

Bohemia, Prag.

Marbots Aufzeichnungen in ihrer vorliegenden Verdeutschung halten sich von jeder Anstössigkeit frei, sei es der Tendenz nach, oder in sittlicher Beziehung, und sind dabei **mit einem Elan geschrieben**, der auf **junge Leser** unfehlbar seine Wirkung thun muss. Es ist so recht ein Buch, das auf den Weihnachtsgabentisch eines **Soldaten in spe** gehört.

Nordd. Allg. Ztg.

Ruhig muss man diese Memoiren geniessen, mit der frischen Empfänglichkeit der Jugend. Dann sind sie einfach **bezaubernd.** Französische Eleganz, gallischer Esprit, loyale Gesinnung auch gegen den Feind, Stimmungen vom lautersten Humor bis zur tiefernsten Rührung durchziehen das Ganze. St. Galler Blätter.

. . . . Wenn wir Marbots erfolgreiches Buch überschauen, müssen wir zugeben, dass keine anderen Memoiren aus jenen Tagen **eine solche Fülle von Ereignissen umspannen** . . Niemand, der sich vom inneren Wesen jener Zeit ein Bild machen will, kann das Buch entbehren. .

Carl Bleibtreu, Pester Lloyd.

Die Memoiren Marbots leuchten mit besonderer Klarheit in die Zeit des ersten Napoleon hinein, weil sie von einem ehrlichen und unbefangenen Manne geschrieben sind, der, von einem seltenen Glück begünstigt, Teilnehmer fast aller damaligen Feldzüge gewesen ist und fast alle entscheidenden Katastrophen miterlebte.

Ueber Land und Meer.

Generalfeldmarschall v. Boyen.

Aus Werckmeister: Das 19. Jahrhundert in Bildnissen.
(Photogr. Gesellschaft in Berlin.)

Feldmarschall Boyen

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771—1813

2 Bände, 49 Bog. m. Porträt. Preis brosch. Mk. 9.—, eleg. i. Lwd. geb. Mk. 11.—.

Zu den schönsten Memoirenwerken und überhaupt zu den **Perlen der deutschen Litteratur** gehören die Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls v. Boyen; sie geben ein prächtiges Bild von der Individualität des Verfassers und von dem Geiste seiner Zeit. **Preuss. Jahrbücher.**

Beim Lesen der Memoiren wird jeder erkennen, dass ein **grosser Geist** mit offenem Auge und völliger Beherrschung der Verhältnisse dieselben geschrieben hat.

Histor. Monatsbl. f. Posen.

Diese Darstellung einer der wichtigsten Epochen der deutschen Geschichte ist wie wenige Bücher geeignet in der **reiferen deutschen Jugend** vaterländische Gesinnung und Opferfreudigkeit zu entfachen.

Südwestd. Schulblätter.

Wie ein ernstes, erhabenes Drama, dem es aber bei aller Härte doch auch an behaglichen und idyllischen Zügen nicht fehlt, lässt sich der Verfasser die Blumen- und Dornenkette seiner Tage durch die Erinnerung gleiten.

Westerm. Monatshefte.

Man wird in Zukunft Boyens Denkwürdigkeiten nicht ausser Acht lassen dürfen, wenn man sich über Persönlichkeiten, Stimmungen und Ereignisse der Befreiungskriege unterrichten will.

Allg. Schweizer Zeitg.

Man wird von Seite zu Seite aufs Neue gefesselt, und ehe man sich dessen versieht, hat man die 2 Bände von Anfang bis zu Ende durchgelesen.

Posener Zeitung.

Boyens Denkwürdigkeiten vereinigen jedenfalls **eine Fülle von hochinteressanten Erlebnissen**, die umso prägnanter wirken, als sie uns in der eleganten Darstellung eines hochgebildeten und scharfbeobachtenden Mannes entgegentreten.

Düna-Zeitung.
Riga.

Acht Stunden vor Moskau.
(Kaisergardisten im Geplänkel mit Kosaken.)

François Bourgogne

Sergeant d. franz. Kaisergarde

Kriegserlebnisse 1812–13

Mit 16 Vollbildern.

Deutsche Ausgabe. 23 Bg. Preis brosch. M. 6.—,
eleg. i. Lwd. geb. M. 7.50.

Bourgognes Memoiren gehören zu den Büchern, bei denen der Leser die Schläge der Mitternachtsstunde überhört; und viele Scenen, wie die des brennenden Posthauses zwischen Moskau und Smolensk, die an den Lederstrumpf erinnernden Jagden der Kosaken vor der Beresina, die Uebergangsscenen, und die letzten Abenteuer bei Wilna und Kowno prägen sich dem Leser **unverlöschlich ins Gedächtnis.**

Litterar. Echo.

Der **spannendste Roman**, die interessanteste Reiseschilderung **kann kaum fesselnder sein**, als hier das Buch des schlichten Sergeanten. Oft, wenn er von den Schrecknissen des Winters, der fürchterlichen Kälte, die bis zu 28 Grad stieg, erzählt, bei der die todesmüden Krieger marschieren, kampieren und die grössten Entbehrungen erdulden mussten, wird man lebhaft an Nansens Wanderungen in Nacht und Eis erinnert.

Leipziger Tageblatt.

.... Es sind **erschütternde Bilder** des Elends und tiefsten Jammers, die sich vor unsern Augen entrollen, aber auch echter Kameradschaft und Menschenliebe, die sich **unvergänglich ins Herz graben.**

Generalanzeiger, Hamburg.

Diese Schlichtheit und Ehrlichkeit gerade sichert seiner ganzen Darstellung die Glaubwürdigkeit und hebt Bourgognes so ungemein inhaltsreiches Buch über allen Verdacht romanhafter Erfindung hoch empor auf die **Wertstufe weltgeschichtlicher Dokumente**, wie es ihrer gleich ergreifende und erschütternde nur wenige giebt.

Westermanns Monatsh.

Die ausserordentliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung dieser durch ihre Ursprünglichkeit sich auszeichnenden Denkwürdigkeiten wird noch unterstützt durch Reproduktionen der 15 charakteristischesten Blätter aus dem seltenen Illustrationswerk des württembergischen Offiziers Faber du Faur, der den russischen Feldzug von 1812 mitgemacht hat.

Ill. Zeitung, Leipzig.

Generalmajor

C. F. von Holten

Vom dänischen Hofe

Erinnerungen aus der Zeit Friedrichs VI., Christians VIII. und Friedrichs VII.

16 Bg. m. 4 Porträts. Preis brosch. Mk. 4.50, eleg. i. Lwd. geb. Mk. 5.50.

Wir durchschreiten gewissermassen eines jener alten dänischen Königsschlösser, die träumerisch auf den grauen Sund hinausschauen, und betrachten die Porträts: die Herrscher und ihre Gemahlinnen, die fürstlichen Verwandten, den Hofstaat, die Grössen der Wissenschaft, der Kunst, der Politik, die sie umgeben — — — Holten hat eine charmante Art, das **Charakteristische** an den Personen herauszuheben und ergötzt oft durch humoristische Darstellung.

Kleines Journal, Berlin.

Sein Werk macht nicht den Anspruch, ein wissenschaftliches zu sein, es bringt uns in schlichtem Plauderton die Grossen der Welt näher und lässt uns mancherlei Blicke in ihr privates Leben thun. Viele werden gerne zu dem Buche greifen, und die Stunden nicht bereuen, welche sie bei der harmlosen Lektüre verbracht haben.

Nord-Ostsee-Zeitung.

Das Buch, das sich **spannend wie ein Roman** liest, ist voll von Anekdoten vielfach heiterer Natur: Eine Menge von Originalen zieht an uns vorüber; der Hofstaat dreier Könige, sie selbst nebst ihren Familien, darunter die vielgenannte Gräfin Danner. **Bezaubernd ist der Freimut,** mit dem der liebenswürdige Verfasser ungeniert über all diese internen Dinge zu plaudern weiss. Für jeden, der den dänischen Verhältnissen in den 30er Jahren und dem ganzen Zeitraum bis 1864 Interesse entgegenbringt, werden diese Memoiren lehrreich und amüsant sein.

Düna-Zeitung, Riga.

Fürst Krapotkin

Memoiren eines Revolutionärs

Deutsche Ausgabe. Mit einem Vorwort von **Georg Brandes.**

2 Bände; 44 Bg. mit 3 Porträts.

Preis brosch. Mk. 9.—, eleg. i. Lwd. geb. Mk. 11.—

Die Schilderungen sind von einer Intimität und einem Stimmungsgehalt, die an Turgeniew erinnern. Ein Künstler ersten Ranges giebt hier seine Erlebnisse und Eindrücke wieder . . .

. . . Aus der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit seiner Darstellung, aus dem Begreifen der russischen Volksseele, aus dem unerschöpflichen Reichtum einer gross und edel angelegten Natur entstand ein **Buch mit Ewigkeitswerten** . . . . .

Die Nation.

„. . . Der **Adel der Gesinnung,** der aus den Memoiren spricht, ein Adel ohne jedes Pathos und ohne heroischen Aufputz, macht ihre Lektüre zum ungewöhnlichen **Genuss,** und wo die nüchterne Kritik nicht fehlt, auch zum ausserordentlichen Gewinn. Niemand soll es versäumen, diese geradezu **klassisch geschriebenen Memoiren mit Andacht zu lesen.**

Neue freie Presse.

Nicht der Nihilist und nicht der Anarchist steht in erster Reihe, wenn diese Memoiren gewürdigt werden sollen, sondern der **Mensch** Krapotkin selbst. Die beiden Bände Memoiren verdienen dem modernen Plutarch angereiht zu werden.

Neues Wiener Tagblatt.

Dass er ein unermüdlicher Kämpfer für die Revolution, dass er ein bedeutender Gelehrter war und ist, wussten wir schon lange. Jetzt aber hat er uns bewiesen, dass er auch ein feinsinniger Künstler und ein edler guter Mensch ist, ein Mensch voll Milde und Herzlichkeit. — — Vor uns ersteht die Sittengeschichte jener Zeit, wie sie packender, treffender und plastischer kein Geschichtsforscher und kein Romancier gezeichnet hat.

Prager Tagblatt.

In der Memoirenlitteratur kann das vorliegende Buch einen ganz hervorragenden Platz beanspruchen: denn der Verfasser hat wie kaum einer die Höhen und Tiefen des modernen Lebens, besonders in Russland, kennen gelernt.

. . . Das ganze russische Volk hat hier einen **Darsteller ersten Ranges** gefunden.

Kölnische Zeitung.

Henri Rochefort.

Henri Rochefort

Abenteuer meines Lebens

Autorisierte deutsche Bearbeitung von **Heinr. Conrad.**

2 Bände; 50 Bg. mit Porträt. **Preis** brosch. **Mk. 10.—,**
eleg. i. Lwd. geb. **Mk. 12.—.**

Es sind fesselnde, mit zahlreichen unterhaltenden und pikanten Einzelheiten durchwirkte Bilder aus dem öffentlichen und privaten Leben Frankreichs während der letzten 2 Drittel des vergangenen Jahrhunderts — Bilder von scharfer Einseitigkeit, gesehen und gezeichnet von der prononcierten Persönlichkeit eines hitzigen Draufgängers, und deshalb hinsichtlich ihrer vollen Wahrheit wohl mancher Korrektur bedürftig, aber in ihrer individuellen Beleuchtung **in hohem Grade interessant.**

St. Petersburger Zeitung.

Der Stil des Werkes ist äusserst lebendig, geistreich und epigrammatisch; ein richtiger Journalistenstil, der sich nur an Thatsachen hält, alles Ueberflüssige und allen Wortprunk verschmähend. **Wer sich über die letzten 40 Jahre Zeitgeschichte in amüsanter Weise unterrichten will, der greife zu diesem Werke.**

Elberfelder Zeitung.

Die Uebersetzung ist so mustergiltig, dass es für jeden gebildeten Leser schon an und für sich ein hoher Genuss ist, hier der liebevollen und geistreichen Arbeit des Herausgebers zu folgen, der es verstanden hat, den eigenartigen, geist- und witzfunkelnden Stil Rocheforts stets sinngemäss und treffend wiederzugeben.

Dresdener Anzeiger.

Die Darstellung Rocheforts unterhält durch ihre ausserordentliche Farbigkeit und Beweglichkeit, sie ist unvergleichlich amüsant, und auch historisch nicht wertlos als ein grosses Stück erlebter Zeitgeschichte.

Vossische Zeitung.

Das Werk ist mit einer **solchen Frische und Anschaulichkeit geschrieben,** dass man bei der Lektüre glaubt, **einen Roman vor sich zu haben.** Die Scenen aus dem Gefängnisleben, die verschiedenen Fluchtversuche, und die endlich glücklich erreichte Befreiung aus Neu-Kaledonien stellen sich ähnlichen Kapiteln aus Dumasschen oder Sue'schen Romanen würdig an die Seite.

Pester Lloyd.

Friedrich der Grosse.

Oelgemälde von Anton Graff. Zeichnung von Prof. Halm.

D. Thiébault

Friedrich der Grosse
und sein Hof

Persönliche Erinnerungen an einen 20jähr. Aufenthalt in Berlin.
Deutsche Bearbeitung von **H. Conrad.**
2 Bände, 49 Bogen mit 6 Porträts. Preis brosch. Mk. 9.—,
eleg. i. Lwd. geb. Mk. 11.—.

Diese Erinnerungen, in einer kritisch revidierten, abgekürzten Ausgabe, füllen zwei stattliche Bände, die aber durch ihre anziehende Darstellung nichts Ermüdendes haben und gewiss alsbald jene Popularität sich erwerben werden, die sie um ihres Gegenstandes und ihrer Form willen verdienen.

Es hat wohl nie einen moderneren Herrscher gegeben als diesen „aufgeklärten Despoten" aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Zuweilen glaubt man nicht von einem, **der da war,** sondern von einem, **der da kommen wird,** zu lesen. So reif, so vorschauend, so grossdenkend, so frei von Vorurteilen war dieser Monarch! **Neue freie Presse.**

Ein Muster französischer Memoiren sind die Thiébaults über seinen Aufenthalt am Hofe Friedrichs des Grossen. Es mag einer noch so viele historische Werke über jene Zeit gelesen haben, Friedrich II. wird ihm ein genialer Feldherr, ein grosser König, ein merkwürdiger Mensch sein; er lese diese Memoiren, und der Feldherr, der König, der Mensch steht leibhaftig vor ihm mit all seinen Tugenden und Fehlern, in seiner Herrscherglorie und seiner menschlichen Schwäche.

Wiener Allg. Zeitung.

In der reichen französischen Memoirenlitteratur giebt es nur wenige Werke, die für uns Deutsche ihrem ganzen Inhalte nach ein so **hervorragendes historisches Interesse** darbieten, wie die Denkwürdigkeiten D. Thiébaults. Karl Witte, Berlin.

Das Buch ist von Anfang bis zu Ende in allen Einzelheiten fast gleich interessant. Ausserdem ist es durchweg in dem Ton des feinsinnigen, gebildeten Mannes gehalten, der auch delikate Dinge mit Geschmack und Anstand behandelt. Hamb. Korrespondent.

Napoleon als General Bonaparte.

General de Gourgaud

Napoleons
Gedanken u. Erinnerungen
St. Helena 1815—18

Deutsche Bearbeitung von **H. Conrad.**
25 Bg. m. 6 Porträts. **Preis** brosch. Mk. 5.50, eleg. geb. Mk. 6.50.

Man gewinnt ein höchst anschauliches Bild davon, wie das grösste militärische und administrative Genie, der hervorragendste Gesetzgeber und Finanzmann, den die neuere Geschichte kennt, sich nach Abschluss seiner meteorhaften Laufbahn den wenigen Getreuen gegenüber, die sein Exil teilten, gab und aussprach, wie er über seine Feldherren, ihre Vorzüge und Fehler, wie er über seine eigenen Thaten und Unthaten dachte, wie er seine Zeitgenossen und Gegner, wie er die Politik der Gegenwart und Zukunft beurteilte, wie er grollte und wie er scherzte. **Petersburger Zeitung.**

Das Buch bringt eine **Fülle der interessantesten,** man kann sagen **lehrreichsten Aussprüche des Kaisers** über wichtige Ereignisse seines thatenreichen Lebens; es verbreitet Klarheit über viele Seiten seines Charakters, besonders über die dunkeln, beleuchtet mit grellem Licht seinen grenzenlosen Ehrgeiz, seine Verachtung des menschlichen Geschlechts und seine widerwärtige, man kann sagen niederträchtige Beurteilung der Frauen.

Monatsschr. f. Stadt u. Land.

Sind wir mit der Lektüre des Werkes fertig, so steigen Zweifel in uns auf in Bezug auf all die andern von uns gelesenen Werke über jene Epoche, und wir haben die **Ueberzeugung** gewonnen, dass dieses **der Wahrheit, der ungeschminkten Wahrheit** am nächsten kommt. **Lord Rosebery.**

Abgesehen von den Erwägungen, zu denen Napoleons Gedanken und Erinnerungen Anlass geben, enthält das Buch eine solche **Fülle der interessantesten Einzelheiten,** dass wir uns kaum eine Lektüre denken können, die den Leser mehr fesseln und anregen würde, als Gourgauds Tagebuch in deutscher Bearbeitung.

Neue Zürcher Zeitung.

Dr. med. Ryan

Unter dem roten Halbmond

Erlebnisse eines Arztes bei der türkischen Armee im Feldzuge 1877/78.

Autor. Uebersetzung von H. von Natzmer.

24 Bogen mit Porträt Osman Paschas. Preis brosch. Mk. 5.50, eleg. geb. Mk. 6.50.

Der Leser wird hier in Begleitung reichhaltiger kleiner, oft mit glücklichem Humor durchwürzter Episoden vor ein Kriegsbild geführt, dessen schaurig düstere Farben nur gegen die Bewunderung verblassen, die uns der türkische Soldat abringt. Wir lernen diesen kennen in seinem Leben und Treiben, in seiner Genügsamkeit und Nüchternheit, in seiner Todesverachtung und seinem Fatalismus, der ihn selbst unter den qualvollsten Leiden unerschütterlichen Mut und erhabene Ergebung bewahren lässt. Es ist dies ein Bild wie es in ähnlicher Weise noch nicht in die Oeffentlichkeit trat und dessen Kenntnis insofern von erhöhtem Interesse ist, als gerade Deutschland seit den letzten Jahren mit dem Türkenreich mehr wie je in freundschaftlichen Verkehr getreten ist.

Für die zweite Serie sind folgende Werke in Vorbereitung:

General Thiébault (Sohn des Verfassers der Erinnerungen an Friedrich den Grossen) **Revolution und Kaiserreich.** 3 Bände.

Marschall Macdonald, Memoiren meines Lebens.

F. C. Laukhard, Student, Kandidat, Soldat; Beitrag zur Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Gronow, Paris und London. Erinnerungen aus der vornehmen Welt.

COUNTWAY LIBRARY
HC 2159 0
t.6226
Unter dem roten Halbmond : Erle1901
Countway Library BFJ4634
3 2044 046 276 325

t.6226
Unter dem roten Halbmond : Erle1901
Countway Library BFJ4634
3 2044 046 276 325